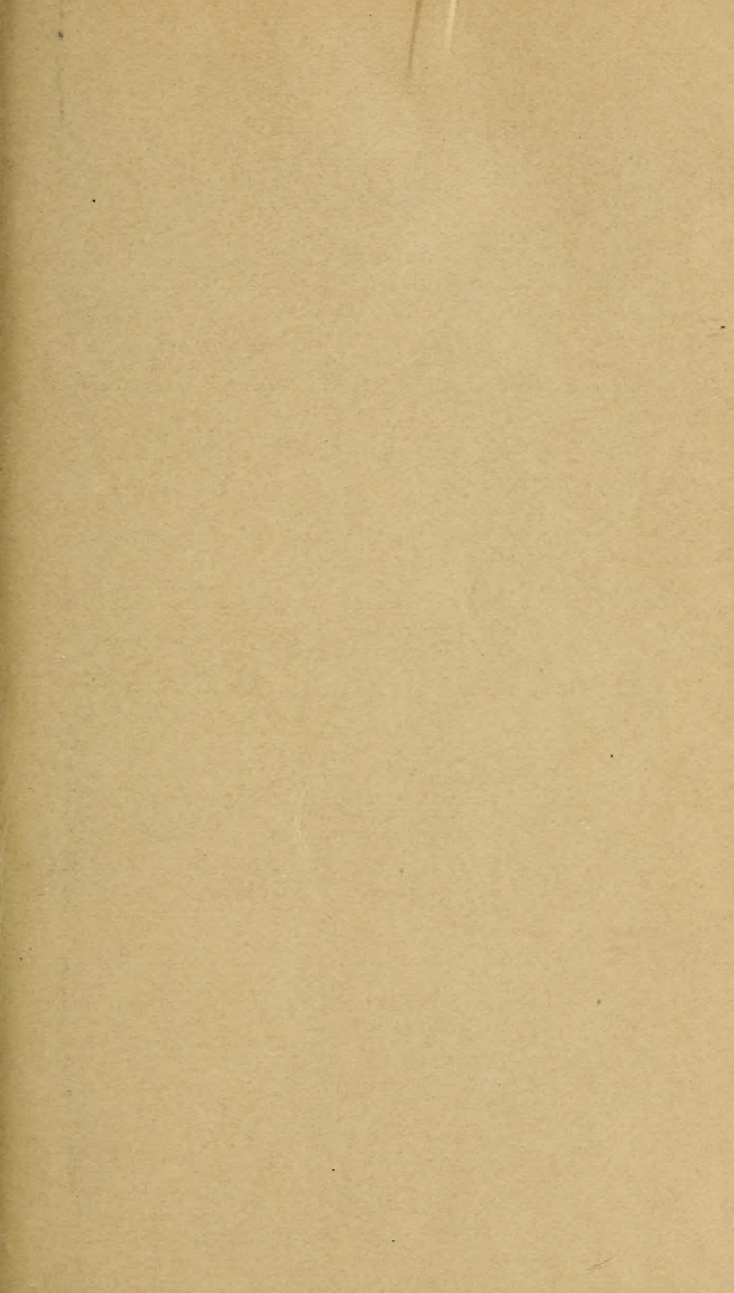
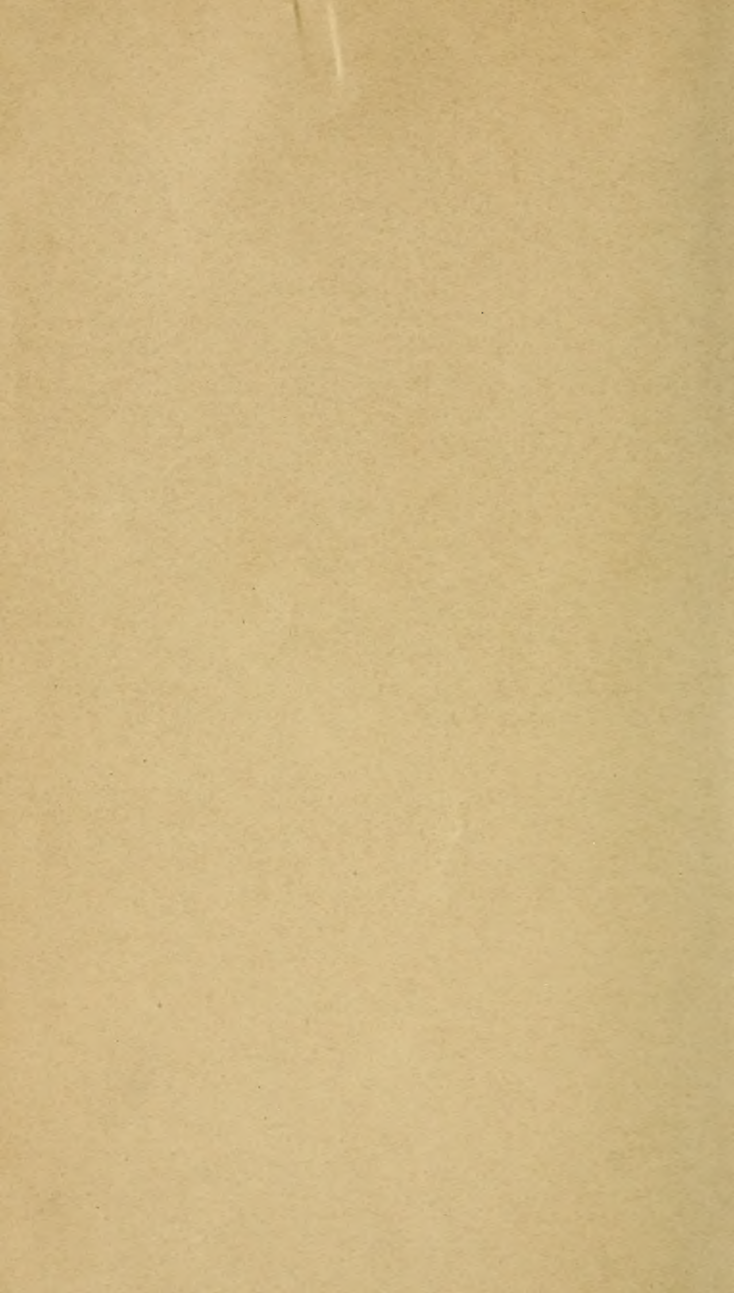

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







Jean Paul's

sämmtliche Werke.

LXI.

Dreizehnte Lieferung.

Erster Band.

Berlin,
Verlag der Buchhandlung J. A. List.
1835.

Jean Paul Friedrich Richter.

Ein biographischer Commentar zu dessen Werken

von

Richard Otto Spazier,
Neffen des Dichters.

Neue unveränderte Ausgabe.

Erster Band.

Berlin,
Verlag der Buchhandlung J. A. List.
1835.

Inhalt.

Seite

Jean Paul Friedrich Richter.

Ein

biographischer Commentar.

Erstes Kapitel.

Das Fichtelgebirge und seine Bewohner.

Das Fichtelgebirge hat seinen Namen von den Fichtenwäldern, womit dessen höchste Gipfel begrünet sind, und ist ein gebirgiger hochliegender Landstrich, welcher die nördliche und östliche Hälfte des Mainkreises des Königreichs Baiern, also den größten Theil des ehemaligen Fürstenthums Baireuth oberhalb des Gebirges und einige Bezirke von Bamberg und der obern Pflalz umfaßt. Im südlichen und südöstlichen Theile desselben erheben sich mehrere Reihen bewaldeter Berge, welche meistens zusammenhängende Kegelspitzen oder schmale Kämme bilden und eine ziemlich steile Abdachung haben. Die nördliche und nordwestliche Hälfte dagegen ist ein gegen Norden abfallendes Hochland, welches von Hügeldecken durchzogen und mit tiefen Thälern durchschnitten ist.

Am deutlichsten ist das Gebirge gegen Osten, Südosten und Südwesten abbegrenzt. Gegen Westen, Nordwesten und Nordosten stößt es mit den benachbarten Gebirgsländern zusammen; seine Grenze ist daher weniger in die Augen fallend.

An der südöstlichen Seite steigen die höchsten Berge mit ihrer steilen südlichen Abdachung in die Thäler der Rößein, der fichtelbergische Waldnab und der Heidenab herab, und einzelne kegelförmige Basaltberge laufen von Waldsassen bis Neustadt am Kulm an dieser Grenze hin. Auch gegen Südwesten ist es wie abgeschnitten, und von Neustadt am Kulm über Weidenberg, Berneck, Wirsberg, Kupferberg, Stadt-Steinach, Seibelsdorf bis Rodach zieht sich ein Wiesengrund um den Fuß des steilabstürzenden Gebirges hin. Hier gruppiren sich selten einzelne Berge, und man sieht vielmehr eine fortlaufende, mit Laubgebüsch und Nadelholz begrünte Gebirgswand, welche mit tiefen Furchen zerschnitten ist und aus engen Thälern Flüsse und Bäche herausschickt.

In Nordwesten, von den Dörfern Ober- und Unter-Rodach an bis gegen Nordhalben hinauf, hängt das Fichtelgebirge mit dem thüringer Walde zusammen, und das Rodachthal ist daher als die Scheidelinie beider zu betrachten. Von Nordhalben über Lichtenberg bis Hirschberg sehen wir die Thäler der fränkischen und thüring'schen Muschwitz und eine kurze Strecke das Saalthal als die natürlichste Bezeichnung der nördlichen Grenze an, indem sich die Abdachung des Gebirgslandes bis dahin fortsetzt, jenseits jener Flüsse aber noch der östliche Fuß des thüringer Waldes hinläuft.

Gegen Nordwesten, von Hirschberg bis Asch herab, stößt das Fichtelgebirge mit dem südwestlichen Fuß des Erzgebirges zusammen, und man nimmt die baierisch-sächsische Markung, auf dem flachen Rücken zwischen der Saale und Elster, auch als die Grenze des Fichtelberg-

landes an. Die südwestliche Abdachung jener Erhebung schickt ihre Bäche in die Saale herab und gehört also noch zum Gebiete des Fichtelgebirges; von der nordöstlichen Seite aber stürzen die Wasser in die Elster, welche außerhalb demselben entfließt und entspringt.

Gegen Osten, von Asch über Liebenstein und Hohenberg nach Waldsassen, ist das Auslaufen des Gebirgs wieder schärfer von der Natur bezeichnet; denn die an der Eger und der Rößla hinziehenden Bergketten endigen sich hier und setzen nicht in das flache Egerland hinüber: doch ziehen einige Arme des böhmischen Waldgebirgs durch die Oberpfalz ganz nahe heran.

Der ganze von diesen Grenzlinien eingeschlossene Landstrich liegt zwischen 49° 49′ und 50° 23′ nördlicher Breite und zwischen 29° 7′ und 29° 57′ östlicher Länge. Die Hauptgebirgshöhen ziehen von WSW. nach ONO., und das Gebirgsland mißt in dieser Richtung von Berneck bis an die östliche baireuther Landesgrenze bei Langenau unweit Sell 122,600 pariser Fuß oder $5\frac{3}{8}$ geographische Meilen. Die Breitenausdehnung, von Waldeck bis an die thüring'sche Muschwitz oberhalb Steben, beträgt 1,84,600 pariser Fuß oder $8\frac{1}{10}$ geographische Meilen, und der ganze Flächeninhalt des von den oben bezeichneten Grenzlinien eingeschlossenen Fichtelgebirges $42\frac{3}{5}$ Quadratmeilen *).

Den hier in Skizzen abgerissenen Landstrich kann

*) Siehe die ausführliche physikalisch-statische Beschreibung des Fichtelgebirges von Goldfuß und Bischof; 2 Theile, Nürnberg. Stein. 1817.

man fast immer noch als eine wunderbare dunkle grüne Gebirgsinsel mitten in dem sonnigsten Theile und gerade in der Mitte von Deutschland bezeichnen; ähnlich jener dunklen und geheimnißvollen Cypresseninsel des Lords Horïon im Hesperus, auf welcher der Vater nur landete, um dem Sohne sein Grab zu bezeichnen. Siebenzig Jahre sind vergangen, seit einer der vielbesprochensten deutschen Dichter im Schooße dieses Gebirges geboren ward, ein Dichter, der so lange der Welt ein geheimnißvolles Räthsel blieb, dessen Lösung so manchen Kopf und so manches Herz beschäftigte — und noch immer ist das Fichtelgebirge, trotz seiner wunderbaren Eigenthümlichkeiten, einer der unbetretensten und unbesuchtesten Landstriche Deutschlands; der großen Masse der vornehmsten wie der niedrigen Welt ist es kaum dem Namen nach bekannt. Eilig ziehen die großen Wagenzüge auf der Straße von München und Nürnberg nach Sachsen an dem westlichen Fuße des ganzen Gebirges vorüber, tauchen sich sogar an einigen Stellen in die grünen dunklen Schluchten; die Reisenden werfen aber kaum einen flüchtigen Blick an die dunklen grünen Gebirgskämme zu ihrer Seite, und kaum setzte sich ein Wanderstab deutscher Jünglinge in das Gebirg hinein in Bewegung, selbst zu jener Zeit nicht, als sie schaarenweis durch fast alle deutsche Gaue zogen.

Der Grund hievon ist hauptsächlich in der sonderbaren Lage dieses Gebirges zu suchen. Der Ausdruck „Gebirgsinsel" paßt vollkommen auf dasselbe; denn das Fichtelgebirge ist auf allen Seiten von andern Gebirgen umgeben, die bei Weitem mehr durch Zufall die Aufmerk-

samkeit der Reisenden an sich ziehen; es ist durch Ebenen oder Thäler von ihnen abgeschnitten, jedoch so, daß es nur ein unanziehender Auslauf eines jeden erscheint, und den erschöpften Wandrer durch Oede und Dunkelheit geheimnißvoll von sich zurückschreckt. — Im Osten sind es die böhmischen blauen Gebirge, die durch ihre reichen Bäder die müßige vornehme Welt an ihre Bezirke fesseln, und die Blicke der Gäste in dem einsamen Eger richten sich nach Morgenaufgang gegen Karlsbald und Töplitz zu; das Fichtelgebirge aber schaut sie hinter einer öden und stillen Hügelebne finster und melancholisch an. Im Norden ist es das Erzgebirge,das dicht heranrückt, aber den Kaufmann und Fabrikanten in seinen Schooß lockt; ermüdet von der erschöpfenden Berg- und Hügelkette, die er von Altenburg oder von Dresden her durchwandert, schaut er mit Zürnen auf die neuen Beschwerlichkeiten, die hinterher ihm entgegentreten, und eilt nur so schneller nach den südlichen bequemen Sonnenebnen zu, die das glänzende Thal von Baireuth am jenseitigen Fuß des Fichtelgebirgs ihm verheißt. — Im Nordwesten ist es der thüringer Wald, der mit seinen historischen Erinnerungen ihn fesselt, und eben so ermüdet langt er in der Nähe unsres Gebirges an, von dem er nichts vernahm. — Im Süden ist es das von Nürnberg, Erlangen und Bamberg aus leicht erreichbare, von grünem Laubholz bewachsene, leichter ersteigbare, freundlicher bewohnte Kalksteingebirg, die fränkische Schweiz genannt, mit seinem schönen Thal von Streitberg, den geheimnißvollen Muggendorfer Tropfsteinhöhlen, das der Naturforscher und reiselustige Jüngling besucht, und er wendet dem

hohen dunklen Rücken des Fichtelgebirges, der ihm hier auf jeder Höhe entgegenstarrt, gleichfalls den Rücken und schaut höchstens in die sonnige Ebne von Baireuth hinein; drüber hinaus fürchtet er nichts zu erblicken, als das rauhe, kalte und steinige Voigtland. — Auch die Schaaren Reisender jeden Alters, Standes und Geschlechtes, die sonst in diese Gegenden wallfahrteten, die Person des Dichters und seine Umgebung kennen zu lernen, ja sogar in ihnen das Räthselhafte seiner Erscheinung zu erforschen trachteten, trugen nichts dazu bei, die verborgnen Eigenthümlichkeiten dieser Gebirgswelt bekannter zu machen. Als Jean Paul nach dem Erscheinen seines Hesperus in dem ersten Strahlenglanze seines Ruhmes stand, fanden sie ihn bereits in Hof, am rauhesten und unwirthbarsten nördlichen Eingange zum Fichtelgebirge, und eilten frierend wieder zurück. In dieser Zeit war es nur Ludwig Tieck, der, in seiner jugendlichen Mährchenzeit von Karlsbad kommend, angezogen von dem saftigen Grün jener „Waldeinsamkeit," die ihm sich entgegenbot, zu Pferde die waldigen Gebirgshöhen durchstreifte. Ihn traf allerdings mächtig der Gedanke, daß in dieser sonderbaren gewaltigen Natur die Erklärung des Dichters zu suchen sei; als er aber kurze Zeit darauf den Dichter selbst deshalb befragte und die Antwort erhielt, daß jener in seinem ganzen Leben nie auf jene Höhen gekommen sei, ließ Tieck voll tiefen Erstaunens diesen Gedanken wieder fallen; ja er ward dadurch an Jean Paul so irre, daß er ihm bis in die späteste Zeit Sinn und Gefühl für Natur absprach und darum, bei aller Verehrung seiner, nie den rechten Maaßstab zu seiner Beurtheilung findend, seinen

hohen poetischen Ernst und seine schwärmerische Naturreligion von vorn herein als etwas Gemachtes zurückwies, und nur seinen Scherz und seine Satyre für natürlich hielt. Jene Verwirrung der Schlegel'schen Schule, welche spielende kindliche bewußtlose Romantik mit schärfster kritischer Analyse vereinigen wollte, zeigt sich nirgends stärker, als an diesem Ergebniß. Wäre aber Tieck der poetischen Eingebung des ersten Augenblicks gefolgt und hätte ihr nachgeforscht — er würde gefunden haben, daß unmöglich ein Mensch mit so unendlicher Empfänglichkeit für den kleinsten Eindruck, wie Jean Paul, im Schooß einer solchen Welt geboren werden, noch weniger seine ganze Jugend- und Manneszeit in und neben ihr verleben kann, ohne auf immer ihren Einwirkungen anheim gegeben zu sein; er würde gefunden haben, grade der Umstand, daß Jean Paul nie die höchsten Höhen seiner Geburtsgegend anfangs nicht erklimmen konnte, sei die Mutter jener unendlichen Sehnsucht und jenes Schmerzes, in die er jeden Augenblick aus der heitersten Umgebung zurückfällt, und daß er später sie nicht erklimmen wollte, um nicht eine Täuschung zu erfahren, die ihm den schauerlichen geheimnißvollen Zaubertraum von den Gebirgshöhen seiner Jugend zerstörte, einen Zaubertraum, der den Abend seines Lebens mit rosenrother Romantik erhellte und nur erst im Grabe am Fuße dieser lebenslang sehnsüchtig angeblickten Höhen erlosch! — — Als aber mehrere Jahre später Jean Paul wiederum durch den Gebirgsmagnet zu seiner Geburtsgegend nach einer kurzen Entfernung, in der er vergeblich in einer andern Welt auszuhalten versucht, zurückgezogen worden, fanden ihn die

Besucher am südlichen Eingangsthore zum Fichtelgebirge, in der Ebne von Baireuth; sie fanden ihn am Fuße desselben, wie er sein Auge immer nach seiner hohen Wiege hinrichtete und sie beschaute; und selbst der poetische „reisende Waldhornist," Wilhelm Müller, wanderte mit der Schaar der Reisenden nach jenem Bierhäuschen der Frau Rollwenzel am Ende einer Kastanienallee, dort eine Erklärung suchend; und doch legte der Dichter dort nur seine Jagdtasche ab, wenn er sich in das Gras setzte, das Antlitz dem hohen Gebirgskamme zugewendet, der seine Jugendträume verbarg, und wenn er die Gesichter seiner Jünglingszeit hinter den Bergen heraufbeschwor, oder, wo er bei kaltem Wetter in das Stübchen, das da hinaus ging, diese Gestalten hinein zu locken versuchte.

Nicht aber immer war das Fichtelgebirge im deutschen Vaterlande ein so unbeachteter Landstrich, zumal ehe die Reiselust nach ausländischen Ländern und Bergen erwacht war und das Große der eignen Heimath vergaß. Da unsern Vorfahren das Reisen eine so seltne und die kleinste Wanderung ein Ereigniß in ihrem Leben war, so ward zwar dieses Gebirge von Fremden fast nicht mehr betreten als jetzt, zumal da sein rauhes Klima und seine Unwegsamkeit sie zurückschreckte. Desto mehr Wunderbares jedoch erzählte ihnen die Sage von dem düsteren, grünen, einsamen und hohen Waldgebirge, das dem ganzen mittleren Deutschland seine Wasser zuschickte. Die Alten verstanden unter dem Namen Fichtelberg hauptsächlich die Höhen, welche Bischofsgrün, in der Mitte des Waldrückens gelegen, zunächst umschließen, und beschrieben die

Gegend bald als einen Berg von wunderbarlicher Höhe, unersteiglichen Felsen und einem unschätzbaren Ueberfluß an Metallen, Holzungen, Kräutern und Gewilde, als den Ursprung vier großer Flüsse, bald als ein an den Grenzen zwischen Böhmen, der Pfalz, Franken und Thüringen liegendes Gebirge, für dessen Arme auch die Berge um Wunsiedel und Weißenstadt angesehen wurden. Die alten Orographen waren unerschöpflich in Ausdrücken der Bewunderung dieses Fichtelbergs. Willen spricht unter Andrem in seinem **Paradiso pinifero** (Fichtenparadies): „Gleichwie auf dem ganzen Erdboden kein Geschöpf ist, das nicht Gott seinen Schöpfer preiset; also sind die hohen Berge nichts Andres, als Merkmale der Allmacht, Weisheit und Güte des Allerhöchsten. Weitläufig und mit vielen weltberufenen ausländischen Bergen solches zu erweisen, ist nicht von nöthen; indem der fast in der Mitte des deutschen Vaterlandes himmelwärts aufsteigende Fichtelberg die Ehre und das Lob des höchsten Gottes augenscheinlich genug vorstellt, so oft man denselben nicht obenhin und unbedachtsam, sondern mit Fleiß anschauet und als ein Wunderwerk des wunderbaren Gottes, ein Kunst- und Meisterwerk der Natur, eine Stütze der Wolken des Himmels, einen Fürsten der Berge, einen König der Bäume und Wälder, einen Wirth und Speisemeister der Thiere und Vögel, eine Schatzkammer der köstlichen Metalle und Edelsteine, eine Schmiede der blitzenden und donnernden Waffen, eine Werkstatt der Künste, einen Parnaß der Musen, eine unüberwindliche Festung und sichere Zuflucht wider alle Gewalt und Anfall der Feinde, eine freie offne Apo-

theke für allerlei Kranke, einen Ursprung vier schiff- und fischreicher Ströme, ja als ein anmuthiges Paradies unsrer deutschen Mutter Erde — in reifere Betrachtung ziehet."

Was den Alten diese hohe und poetische Anschauung des Fichtelgebirges beibrachte, waren nicht bloß die vier Hauptströme, die nach allen vier Weltgegenden aus seinem dunklen Schooße Segen spendend über Mitteldeutschland, in dem Main gegen Westen, der Saale gegen Norden, der Eger gegen Osten und der Nabe gegen Süden, sich ausgossen, sondern besonders der Umstand, daß früher eine unzählige Menge von Bergwerken mit ihrem hämmernden Geräusch die Thäler des Gebirgs bedeckten. Fast alle unsre deutschen Sagen gehen in den geheimnißvollen Schooß der Erde, die Bergleute sind noch heute die Wahrer der meisten Sagen und Mährchen, und der grübelnde Geist unsres Volks fand hier stets seine beste Nahrung. Aber was ihnen das Fichtelgebirge am meisten auszeichnete, war, daß man in ihm, als in einem granitenen Urgebirge, wirklich Gold fand, jenes Metall, das im ganzen Mittelalter bei uns in Deutschland der Gegenstand geheimnißvoller Begehr war, und dessen Auffindung und Erzeugung so viele Köpfe beschäftigte, und nach dem die Sehnsucht um so mehr die Gemüther der Besten verzehrte, als das Suchen darnach den Forscher in die Tiefe der unergründbaren Natur zu führen versprach. Wirklich stößt der Wanderer zwischen Berneck und Bischofsgrün im höchsten Gebirge noch jetzt auf die Namen: Goldberg, Goldmühle, und findet noch die Spuren jenes alten so berühmten Berg-

baues am Goldberge. Das älteste und bekannteste Bergwerk war die Gold- und Fürstenzeche, welche schon um das Jahr 1336 unter dem Burggrafen Friedrich I. erhoben wurde. Sie war wenigstens 304 Jahre im Gang, und erst 1668 kam sie zum Erliegen. Ein Bauernhäuschen liegt jetzt an der Stelle, wo der Schacht niederging, und ein alter Nußbaum im Hausgärtchen steht auf dem zugefüllten Schachte selbst. Zwischen den Jahren 1365 und 1430 scheint dieser Bau am ergiebigsten gewesen zu sein, und man soll, nach der Angabe eines Manuscriptes vom Jahr 1608, wöchentlich 1600, wenigstens 1200 Goldgülden Ausbeute gehabt haben. Außer der Fürstenzeche bereist man in dieser Gegend noch dreizehn andere Gruben auf Gold, Silber, Kupfer, Spiesglas und Eisen. Allein Kriege und verminderte Ausbeute verursachten das Erliegen dieses Bergbaus. Im Jahr 1792 ließ die preußische Regierung einige Versuche anstellen, weil man hoffte, die seit 1775 gewonnenen mehre tausend Centner Erze, die unbenützt auf der Halde lagen, zu gut zu machen. Doch man fand, daß ein Centner Hampadt 1 bis 2 Pfund Schlich, und 1 Centner Schlich ¼ Loth Gold und ¼ Loth Silber gab, so daß also die Kosten der Aufbereitung nicht gewonnen werden konnten.

Es war nun natürlich, daß die Kunde der Auffindung von Gold in der Umgegend sich verbreitete, die Sage und das Mährchen die wunderbarsten Dinge erzählten. Man stellte sich den Fichtelberg, wie den Venusberg, als einen einzigen, doch, da man von fern zwei hohe Berge, den Ochsenkopf und Schnasberg, sah, den

ersten mit zwei Gipfeln vor und verschloß in dessen Bauch so das Gold als die Ströme als die Edelsteine, da man noch heut in einigen Bächen Perlen findet. Man umgab den Berg mit einem Schloß und die Schätze den Wahlen oder Berggeistern zur Bewachung. Ja, als man sogar auf dem obersten Gipfel des Ochsenkopfes eine Steinhöhle und auf deren Boden einen goldgelben Sand fand, lockte der Berg manchen Abenteurer mit Schaufel und Hacke aus weiten Gegenden herbei, nach dem Schatze zu suchen. Reiche Kaufleute versuchten sogar Schachten in den Gipfel zu schlagen, und noch heut siedeln sich hier und da in den Wildnissen einzelne Bergleute an, die an der alten Sage den Glauben nicht verloren. Das ganze Gebirge war mit Sagen und Geistern bevölkert. Auf dem kahlen Gipfel des Schneeberges, dem Ochsenkopf gegenüber, wohnte eine weissagende Sybille, die eine Höhle in der Gegend, Sternseherin geheißen, bewohnte, ein übermenschliches Wesen, das nur wenige bedenkliche Worte sprach und sich nur bei bevorstehenden wichtigen Ereignissen sehen ließ. Ein furchtbares Felsenlabyrinth, Nussen oder Nußhardt geheißen, führt zu dem Gipfel hinan, und wirklich trifft man auf der obersten Granitplatte 9 schüsselförmige Vertiefungen, welche so eingegraben sind, daß die größte derselben die Mitte einnimmt, die übrigen aber im Kreise umherliegen, und wahrscheinlich hat dieser Felsen in der heidnischen Vorzeit, die später als anderswo aus diesen Gebirgen wich, zu einem gottesdienstlichen Gebrauch gedient und der Name Nussen erinnert an Nussa oder Nocca, die Flußgöt-

tin der Deutschen, welche man vielleicht hier bei den Quellen großer Flüsse verehrte *).

Dies Interesse, was man früher am Fichtelgebirge nahm, ist nun zwar in neuerer Zeit verschwunden, und wenn in dem einsamen Gebirge das Geräusch des Bergmannes und das Pochen der Schmelzhütten sich vernehmen läßt, so ist es in den gewöhnlichen Eisen-, Vitriol-, Alaun- und Zinnbergwerken. Aber was das Gebirge vor allen deutschen heraushebt, was ihm eine Frische, Kühle und in seinem Innern ein unendliches Leben erzeugt, und dem, der einmal hineingedrungen ist, wirklich als die Werkstatt deutscher Natur erscheinen läßt, wohin schon die von seinem hohen Rücken herabrinnenden Ströme deuten, und worin kein Gebirge in der Welt im Verhältniß des geringen Umfanges ihm gleichkommt, ist der überschwengliche Reichthum an Gewässern und Quellen, welche das Fichtelgebirge auszeichnen, und die in bald rauschenden Stürzen, bald sanftem Plätschern aus jeder Felsspalte heraus- und in jedes Thal hineindringen. Die Zahl der Bäche und Quellen, die hier sprudeln, ist kaum anzugeben, und kaum ein Bogen wäre im Stande, nur ihre Namen zu füllen. Die vier Hauptströme werden allein, der weiße Main von 5 Flüßchen und 12 größern Bächen, die Nabe von 3 Flüßchen und vier solchen Bächen, die Eger von vier Flüßchen, die Saale von 17 Flüßchen und 19 größern Bächen gebildet. Außerdem sind 5 große Weiher und 26 Mineralbrunnen vorhanden, von denen nur 4 dem Publikum bekannt, die an-

*) Döderlein Antiq. Gentilism. Nordgau. §. 15.

dern von den Landleuten getrunken werden. „Außer diesen Flüssen nebst deren zufließenden Bächlein," sagt schon Pachelbel, „ist der Fichtelberg voller allerhand wunderbarer Strömen und sehr gesunder Brunnen und vielerlei Quellen, deren etliche mit Gold, einige mit Zinnsteinlein, Eisenerz und mäßigem Salpeter angefüllt sein; insgemein sind sie sehr gesund zu trinken. In vielen Dörfern hat fast jedes Haus eine fließende Quelle vor seiner Thüre, und in den Städten und Märkten findet man einen Ueberfluß von Springbrunnen, deren Wasser nur eine kurze Strecke weit durch Röhren hingeleitet werden, also daß der Fichtelberg seinen Namen nicht nur allein von den vielen Fichten, sondern auch wegen der vielen nützlichen Wasser und Feuchtigkeiten, den Namen des Feuchtenberges führen kann;" und ein Anderer sagt: „daß aus unsrem schatzreichen Fichtelberg durch die wundersame Natur in so vielen schönen goldfündigen Flüssen, Quellen und Brünnlein die herrlichsten Körner und kostbarsten Steinlein aus dem Bauch und innersten Theil der Berge herausgeführt würden."

Der eigenthümliche Charakter dieses Landstriches sind daher in den Vorbergen frische grüne, überall von Quellen gewässerte Hügel, deren Höhen mit den dunkelsten schönsten Tannen besetzt sind, die sich immer stärker und dichter zu den eigentlichen Höhen herandrängen, und über ein weites schmelzgrünes Wiesenthal, womit der hohe Gebirgskamm umgeben ist, scheinen die Tannen in Masse hinüberzuspringen, um zwischen wunderbaren Granitblöcken das ganze hohe, durch unzählige Klusten gespaltete Gebirge zu bedecken. Der Ackerbau

ist in der ganzen Gegend darum dürftig, und das beständige Geläute kleiner Glocken um die zerstreuten Wohnungen verkündet überall die Beschäftigung des eigentlichen Gebirgsbewohners.

Und ein solcher ist denn der Bewohner dieses Landstrichs wirklich auch. Schon die Fluth der Ströme und ihr weiter Verlauf deutet die Höhe eines Gebirges an, das auch wie kein andres in Deutschland die Naturerscheinungen und das Leben der besuchtesten und berühmtesten Gebirgsländer Europas darbietet. Hof liegt bereits 1763, Wunsiedel 1841, Goldkronach 1630 Fuß über der Meeresfläche; nur der Schneeberg erhebt sich zwar nur 3467 Fuß darüber; aber der ganze bewohnte Theil liegt faßt überall 2000 Fuß hoch. Während man wenige Meilen davon in den Gegenden von Nürnberg und Bamberg die schönsten Frühlingstage genießt, fährt man von Hof bis Berneck noch im Schlitten. In den höhern Gebirgsgegenden stellen sich schon zu Ende des Monats August die Reife ein, und gegen Michaelis schneit es schon. Im Jahre 1769 mußte man den Schnee mit Schaufeln von den Kartoffelfeldern wegräumen, und im Jahre 1805 hinderte er das Einsammeln der Feldfrüchte gänzlich. Der erste Schnee bleibt gewöhnlich liegen, und daher wird die Schneedecke schon im November und December so hoch, daß bisweilen die Hausthüren der Landleute zuschneien und die Holzstöße im Hochwalde so bedeckt werden, daß die Arbeiter mit Stangen umhergehen müssen, sie aufzusuchen. Selten fällt der Schnee in Flocken; gewöhnlich rieselt er in kleinen, starkgefrornen Körnchen herab, die sich leicht vom Winde verwehen

lassen. Sie dringen durch die feinsten Spalten der Dächer und Häuser, und die Leute, welche dort schlafen, finden sich gewöhnlich des Morgens dort eingeschneit. Wo der Wind den Schnee hinführt, thürmt er sich zu ganzen Bergen auf, und die Straßen werden so verweht, daß die Verbindung mit benachbarten Dörfern unterbrochen wird. Aber um so erhabenern Anblick gewähren auch die Berge, wenn ihre dichten, mit Schnee überdeckten Gipfel vom starken Froste blitzen, und die glänzenden Eisflächen durch das dunkle Grün des Fichtenwaldes durchschimmern, und die Bäume auf ihren weit ausgestreckten grünen Urnen überall den jungfräulichsten in der Sonne blitzenden Schnee in wunderbaren Gestalten tragen. Im Walde und in den Felsenklippen der nördlichen Bergabhänge findet man den Schnee bis Ende Juni. Im Jahre 1809 wurde die Heuerndte auf der Bischofsgrünerflur bei empfindlichem Froste mit Handschuhen verrichtet. Nebel steigen fast das ganze Jahr hindurch täglich von den Sümpfen und Wäldern empor. Wenn im Sommer die Niederungen von Wunsidel, Weißenstadt und Gefrees heitern Sonnenschein genießen, hüllt ein dunkler Nebelschleier die Gipfel der Berge ein. Hier bilden sie die sonderbarsten Wolkenfiguren; bald umgeben sie den ganzen Gipfel, bald bedecken sie nur die halbe Seite; manchmal stehen sie wie kleine Hügel unbeweglich, oder sie ziehen sich an einer Stelle wie abgeschnitten in gerader Linie fort. Nicht selten sieht man den Ochsenkopf, die Kössein, den Kornberg, den rauhen Kulm u. a. mit einem Kranze von Wolken umgeben, so daß die Bergspitzen darüber emporragen. Auch schlie-

ßen die Landleute von dem Ansehen dieser Berge auf die bevorstehende Witterung und sind, wie alle Gebirgsbewohner, eifrige Wetterpropheten, ein Talent, das auch Jean Paul sein Leben lang übte und manche Quelle des Ernstes wie des Scherzes, der Qual und Lust darin fand. — Häufig ist der Höherauch, der im hohen Sommer wie ein Nebel auf dem Lande liegt und auch bei reinem Himmel die ferne Aussicht auf den Bergen beschränkt. Einigemale spiegelte sich die Sonne in demselben so, daß man sie noch eine halbe Stunde nach ihrem Untergang über dem Horizonte zu sehen glaubte. Auch zeigen sich zuweilen zwei Sonnen, häufig ein doppelter und dreifacher Regenbogen, sogar Nordlichter. Eine seltene Erscheinung sahe man im März 1820 am Ochsenkopfe. Nach einer geraumen Zeit, nachdem die Sonne schon hinabgesunken war, stand nämlich sein Gipfel geröthet und wie von dem Wiederscheine einer nächtlichen Feuersbrunst übergossen, erhaben und feierlich da und gewährte das prachtvolle Schauspiel, welches man sonst nur an den Alpen des Schweizergebirges zu erblicken gewohnt ist. Ein ähnliches Phänomen wurde in Hof zu Ende des Novembers 1799 früh von 3 bis 5 Uhr beobachtet. Eine Meile im Umkreise war der Himmel licht und fast feurig. Gegen 5 Uhr schossen Blitze in der Luft umher, welche kein Donner begleitete. Endlich bildeten sich ungeheuere Kugeln von einem matten Feuer, welche weiter zogen und endlich ohne Knall vergingen. Auch zu Anfang des 18. Jahrhunderts beobachtete man mehre feurige Luftmeteore. Irrlichter und Stern-

schnuppen können an vielen Orten täglich gesehen werden; auch spricht Pachelbel von einer mineralischen Witterung, welche wie eine Schwefelflamme bläulich schimmern und nach dem Zuge der Gänge wie ein Lauffeuer hinlodern soll. Von solchen pflegt das gemeine Volk zu sagen, es brenne ein Schatz und ist der Meinung, daß hier Gold, Silber oder Geschmeide vergraben sein müsse. Auch schließt es daraus, daß die fichtelbergische Luft voll schwefelhafter und salpetriger Dämpfe sei, daß sie mercurialische gold- und silberhafte Anfänge in sich in sich verborgen halte, weshalb diese Metalle noch heut zu Tage dort erzeugt werden müßten. *)

Was dem Bewohner dieses Gebirge so liebt macht, ist, daß alle diese Eigenthümlichkeiten, die es rings von der dasselbe umgebenden Welt abschneiden, auf einen so kleinen Raum zusammengerückt sind, daß sie alle das Auge wie das Herz umfaßt. Den Mittel- und Glanzpunkt ist der Ochsenkopf, um den sich Alles umherreiht, und das Auge blickt überall, wo es sich befindet, sehnsüchtig zu ihm hin. Auf seinem Gipfel glaubt man die Sehnsucht erst gestillt. Sein Gipfel zeigt sich, wenn man von Bischofsgrün hinaufgestiegen ist, als eine steile Felsenhöhe von über einander gestürzten Granitmassen. In diesen Klippen hält den Wanderer nahe am Fußweg ein kuglicher Stein auf mit der Jahrzahl 1711 und den Buchstaben I. H. L., welche nach Einigen sagen sollen: I(n) H(oc) L(oco): unter diesem Steine! Denn unter ihm soll der Schlüssel zu den Geheimnissen des Berges liegen; den äußersten Punkt der Bergspitze bildet

*) Bischof und Goldfuß Beschreibung des Fichtelgebirges.

aber eine Felsenspalte, in welcher man das Sinnbild des Berges, einen Ochsenkopf mit Hörnern und Ohren, eingegraben findet. Aber nichts malt die Aussicht, die man von diesem Gipfel genießt; sie ist groß und erhaben wie der Berg selbst, auf den Seiten, wo nur die waldbewachsenen Gebirgszüge und Thäler vor dem Blicke hinlaufen, die, wie der Wellenschlag des bemoosten Oceans, das Land in concentrischen Kreisen durchziehen und wie niedrige Hügelsreihen zu unseren Füßen liegen; aber eine tiefe Befriedigung romantischer Sehnsucht ergreift das Herz, wenn es gegen Westen an der Grenze des Gesichtskreises die Höhen des Kalkgebirges bemerkt, welches das Baireuther Oberland vom Unterlande trennt, sich wie ein Bogen von Süden nach Norden hinaufzieht und am Fuße des Sophienberges in einem hellen Kessel die glänzende Stadt Baireuth entdeckt, wenn es nach Norden über die Hügelreihe hinüber, die Kulmbach verdeckt, in die Bamberg'schen, Koburg'schen und Henneberg'schen blauen Thäler hineinschaut und in matter Bläue den Inselberg und die Schneekoppe in Thüringen ihm entgegen schimmern. — Doch nicht sind die letztern die Gegenstände der Sehnsucht des einsamen Gebirgsbewohners, sondern es ist ihm das warme, reichbebaute Baireuther Thal, wo ihm der Frühling und die Hoffnung zu wohnen scheint, und die glänzendfreundliche ehemalige Fürstenstadt Baireuth, auf die er seine Begriffe von Größe und Reichthum und Glanz und Frauenschöne bezieht.

Wie das Fichtelgebirge selbst einen so eigenthümlichen Charakter als mitten im Vaterlande schroff abge-

schnittene Gebirgsgegend trägt, so auch seine Bewohner. Es waren Sorbenslaven, welche schon im achten Jahrhunderte dies Gebirge bewohnten und hier bereits feste Sitze begründet hatten. Sie hielten ihren heidnischen Gottesdienst auf Berghöhen, in heiligen Ruinen und Höhlen, verehrten ebenfalls den Rietbog oder Swantewit, als das höchste Wesen und den Urheber der Welt, den Tschernebog als den Urquell des Bösen, den Radegast als Kriegsgott, Peckun als Donnergott und Sifte oder Gerowith als Gott der Rache und Gerechtigkeit; auch war ihnen Marzana die Göttin des Todes. Sie hingen wie alle Gebirgsbewohner hartnäckig an ihrem Glauben, und die Voigte von Plauen hatten noch im Jahre 1232 mit der Verbreitung des Christenthums in diesen Gegenden zu thun. Das wichtigste Erbtheil, was die Bewohner von den wendischen Ahnen übrig behielten, sind unveränderter Fleiß, Genügsamkeit, Sparsamkeit, Treue, Aufrichtigkeit und Biederkeit. Die Bewohner der höhern Gebirgsgegenden haben in ihren abgeschiedenen, von Wäldern und Felsen umgebenen Wohnsitzen einen Anstrich von Härte und Rauheit. In ihren Bewegungen und Handlungen sind sie langsam und bedächtig. Ihr Körper ist mannhaft und gesund und leidet, durch das Klima abgehärtet, wenig durch Krankheiten. „Es hat der Fichtelberg," sagt Bruschius, *) „und schier das ganze herumgelegene Land, ein fromm, getreu, freundlich, doch fast grob, bäuerisch, hart und

*) Caspari Bruschii gründliche Beschreibung des Fichtelberges, auf welchem 4 schiffreiche Wasser entspringen u. s. w. Wittemberg, 1592.

stark Volk, das Hitz und Frost in aller Müh und Arbeit wohl leiden und vertragen mag. In Summa, es sind Leute, ihrer von der Natur angebornen Stärke Willen, wilde Säue und grausame Bäre zu fällen und zu fahen fast geschickt, wiewohl sie nicht von Leib grob und ungeheuer, sondern von Art des Hölzleins sind, das sie gemeiniglich an Spießen tragen; daher auch ein deutsches Sprichwort erwachsen, daß, wenn man von einem guten Knittel will sprechen, sagt man: Es ist ein grober Fichtelberger. — Und wiewohl das Land fast ungeheuer ist, von der vielfältigen Wälder und Berg wegen, dasselbe auch gemeiniglich grobe und wüste Leute gebiert, die zum Kriege und harten Bauernarbeit tauglicher sein, denn hohe theure Künste zu erlernen, ist es doch gelehrter und geschickter Leute nicht gar beraubt, davon es auch bei andern und weit gelegenen Landen Ehr' und Ruhm hat." Die Einwohner der übrigen Gegenden weichen, je nach ihrer Beschäftigung, etwas von einander ab. Die Berg- und Hüttenleute siud gute und natürliche Naturmenschen, denen jedoch die Würde ihres Standes einen gewissen Stolz und Selbstvertrauen eingeflößt hat. Die tiefe Bedeutung ihres Rufes spiegelt sich bei ihnen durch Religiösität und ein geheimnißvolles ernsthaftes Wesen. Die Hüttenleute dagegen, besonders die Hammerschmiede und Hochöfner, Menschen von ansehnlicher Größe und riesenhafter Stärke, verzehren gern durch Speise und Trank ihren viel reichern Verdienst; sie sind offener, lebhafter und hitziger, wie das Element, mit dem sie arbeiten. Die Genügsamsten bildet die zahlreiche Klasse der Holzhauer, welche für die

Hammerwerke das Holz flößen und zurichten. Bei jeder Witterung besteigen jene mit Sonnenaufgang ihre waldigen Berge und begnügen sich den ganzen Tag mit Brod und Wasser, bringen einen großen Theil ihres Lebens in einer Erdhütte zu, welche sie neben dem Meiler erbauen. Mehre verlassen wieder ein erlerntes Handwerk, weil sie sich zu einem Leben in freier Luft, in dem mit Vogelgesang angefüllten Wald unwiderstehlich angezogen fühlen, keine andere Welt als ihr Dörfchen und keine andern Bedürfnisse als die einfachste Nahrung und nothdürftigste Kleidung kennen. Merklich sind von ihnen die Holzhändler und Flößer verschieden. Da sie, um ihren Geschäften obzuliegen, die eine Hälfte ihres Lebens in den Wäldern, die andere auf ihrer Wasserreise nach Frankfurt und Mainz zubringen, so gewahrt man bei ihnen, neben einer natürlichen Gutmüthigkeit und Herzlichkeit, Welt= und Menschenkenntniß, und ihr ansehnlicher Gewinn setzt sie in Stand, sich manche feinere Genüsse des Lebens zu verschaffen. Die Bewohner der Gegenden, wo Manufakturen getrieben werden, wie in und um Hof, haben von dieser Einfachheit der Sitten schon verloren. Der temporäre größere oder geringere Verdienst der Manufakturarbeiter, der ihnen Ueberfluß oder Mangel bringt, brachte jene geldgierige und goldbeengte Philisterhaftigkeit zu Wege, die man in allen kleinen und selbst in den größern Städten Deutschlands findet. Ein Gemisch der Sitten der Manufakturisten und des Landmanns findet man in der Klasse der Handwerker in den Städten und Märkten, da sich diese entweder ganz von Manufakturarbeiten näh=

ren, oder neben einem Handwerke auch Feldbau treiben und dann fast wie die Bauern leben. Doch sind unter ihnen auf den ersten Anblick Wirthe, Fleischer, Bäcker und Müller leicht durch gewisse Eigenthümlichkeiten zu erkennen. Sie bilden die wohlhabende und unabhängige Bürgerklasse, und der raschere Betrieb ihrer Geschäfte, ihre große persönliche Bekanntschaft umher, die Weise, wie sie Jeden nach seinem Stande auf ihre Art zu ehren wissen, und die Behaglichkeit, womit sie in den geschäftlosen Stunden die Bequemlichkeiten des Hauses genießen, zeichnen sie aus. Außerdem bilden die eigentliche höhere Klasse die verschiednen adeligen Gutsbesitzer des Gebirgs. Auch sie haben die guten Eigenschaften des Landmanns in sich erhalten, vermählen dabei aber den eben so hartnäckigen Stolz alles Gebirgsadels. In den häuslichen Einrichtungen herrscht auch bei ihnen reinliche Einfachheit, und da der Luxus das Vermögen nicht aufzehrt, so findet man in den geselligen Kreisen einen Frohsinn, welchen der Druck der Zeitverhältnisse nicht zu verscheuchen vermag. Die Familien, nicht bloß einer Stadt, sondern einer ganzen Gegend, leben in vertraulichem Umgange mit einander.

Da diese verschiedenen Klassen der Bewohner des Fichtelgebirges zu sehr mit einander leben, zu sehr auf sich angewiesen und selbst die höhern Stände zu wenig mit der Außenwelt in Berührung kommen, als daß sie in ihrer Lebensweise und ihren Ideengängen nicht unendlich Viel von einander annähmen und theilten, hauptsächlich aber, da in Jean Paul's Werken dieselben vorzüglich leben, so wird es nöthig, ihr äußeres und inneres Leben

noch näher zu beschreiben und im Voraus zu bemerken, daß des Dichters Lebensweise in vielen Rücksichten selbst in seiner glänzendsten Zeit davon sich nicht entfernte.

Die reichsten Landleute wohnen in den Landgerichten Wunsiedel und Waldsassen und in einigen voigtländischen Bezirken. Daher findet man dort auch geräumige, steinerne, mit Ziegeln gedeckte, Häuser und äußerst reinliche und helle Wohnstuben, wie beim Bürger in den Städten und Märkten. In andern Gegenden sind die Wohnstuben meist von Fachwerk oder ganz von Holz, mit Schindeln oder Stroh gedeckt und mit dem Stall unter einem Dache. In der schmalen Hausflur steht ein Stopftrog, und unter der kleinen Bodenstiege hängen Sicheln, Sensen und Anspanngeschirre an der Wand. Eine Thüre führt in die finstere, kleine Küche, eine andre in den Stall und die dritte in die Stube. Diese hat in den steinernen Häusern der oben bemerkten Gegenden weißgetünchte Wände und einen immer rein gefegten Fußboden; in den hölzernen Wohnungen aber sind die Wände getäfelt und haben nebst der Decke und dem Fußboden jenes reinliche Ansehen nicht. Neben dem Eingange steht ein großer, oft grün glasirter Ofen mit zwei geräumigen, eisernen, eingemauerten Ofentöpfen, worin immer warmes Wasser gehalten wird. Ringsherum gehen Bänke und ein hölzernes Gitter zum Aufhängen der Kleider und Wäsche. Zwischen dem Ofen und der Wand ist ein schmaler Raum, die Hölle, mit einer Bank ausgefüllt, wohin man sich verkriecht, um sich auszuruhen und sich gütlich zu thun. Da man gewöhnlich gespaltenes Kienholz zur Beleuchtung verbrennt, so ist in

den reinlichen Häusern neben dem Ofen ein kleiner Rauchfang angebracht. Der vordere Theil der Stube wird aus Ziegelsteinen gepflastert, damit das bei dem Füllen der Ofentöpfe verschüttete Wasser leicht zu einer durch die Wand gehenden Rinne abfließen kann; um die Wände des Zimmers laufen Bänke hin, in der Ecke neben den Fenstern stehet ein großer Tisch und um ihn einige hölzerne Stühle. Tisch und Bänke werden jeden Sonnabend mit weißem Silbersand abgerieben. Auf einem an der Wand neben der Thüre befestigten Schüsselbret ist das hölzerne, irdene und blecherne Küchengeschirr aufgestellt, und auf dem Brete über der Thür liegen in der Regel eine Bibel, ein Predigt- und Gesangbuch. Hühner und Gänse sind in den Dörfern innerhalb der sechs Aemter aus den Zimmern gewiesen; in andern Gegenden aber ist ein Hühnerstall unter dem Schüsselbret angebracht und jungen Ziegen und Schweinen öfters ein Winkel des Zimmers eingeräumt. In der anstoßenden Kammer stehet das mit einem Himmel versehene Ehebett, und in einem Wandschränkchen oder in einer bunt angestrichenen Kiste wird das Leinenzeug, das Geld, die silbernen Hemdeknöpfe und Halsketten, die Steuerbüchlein und andre Dokumente verwahrt. Zwischen dem Hause und der Mißstätte läuft ein gepflasterter Gang zur Thüre hin, der durch den Kettenhund bewacht wird. Den Hintergrund des Hofes schließt die Scheune und ein Wagenschuppen. Daneben steht ein Schweinestall und ein Backofen und in der Mitte ein rundes, auf einer Säule ruhendes Taubenhaus. An den Seiten sind ringsum große Holzstöße aufgeschichtet, da

bei der Winters und Sommers fortgesetzten Heizung des weiten Ofens der Holzverbrauch sehr stark ist. In obsttragenden Gegenden stößt ein Obstgarten an den Hofraum, und ein kleiner, besonders umzäunter Platz ist in demselben zum Küchengarten bestimmt. In diesem ziehet man indeß nur etwas Salat und die nöthigen Kohlpflanzen. Gemeiniglich findet man in einer Ecke desselben einige Blumen, namentlich Salbey, Enomenblättchen, Ranunkeln und Lavendeln. Die um die Häuser umherstehenden Obstbäume machen die Dörfer am südlichen und westlichen Fuß des Gebirges malerisch, und die grünenden blühenden Hecken, welche an der Straße hinlaufen und die mit Obstbäumen besetzten Felder einzäunen, tragen Viel dazu bei, die Landschaft zu verschönern. Die übrigen Gebirgsgegenden sind aber dieses Schmuckes fast gänzlich beraubt. Nur einige düstere Fichten ragen zwischen den nackten Häusern hervor, und die Stangenumzäunungen geben den Fluren ein kahles Ansehen. Die einzige Zierde des Dorfs sind einige Ahornbäume und der hohe Maienbaum mit seinen Wetterfahnen. Dies ist ein in der Mitte des Dorfes aufgerichteter schlanker ausgeasteter Tannenbaum, der an seiner Spitze mit allerlei hölzernen Figuren, Fahnen und Kränzen geziert ist. Er steht im Mittelpunkte des Platzes, auf welchem am Kirchweihtage der Tanz aufgeführt ist.

Auch rücksichtlich der Kleidung beweisen die Gebirgsbewohner viele Anhänglichkeit an die alten Sitten. In den Kirchspielen Mistelgau und Mistelbach findet man noch vollkommen die alte wendische Tracht; die Kleidung der Landleute im Gebirge hat viele Aehnlichkeit mit je-

ner und wurde seit Menschengedenken unverändert beibehalten. Das weibliche Geschlecht trägt einen bunten, vorn geknöpften oder gehäkelten Brustfleck, einige faltige, bis unter die Waden reichende Röcke von schwarzem oder braunem Wollenzeug oder Flanell, ein schwarzes Schürzchen und einen schwarzen Kittel. Aeltere Weiber binden ein weißes, dreieckig zusammengelegtes Tuch um den Kopf; die jüngern tragen eine bunte oder schwarze Backenhaube und darüber ein seidenes Kopftuch um die Stirn. Um den Leib führen sie einen ledernen, mit Messing beschlagenen Gütel, an welchem ein Klappmesser hängt; damit gürten sie auch bei der Arbeit die Röcke in die Höhe. Gewöhnlich gehen sie mit bloßen Füßen; denn die Strümpfe reichen nur von den Waden bis an die Knöchel herab, und die Schuhe tragen sie meist in der Hand mit herum und ziehen sie nur erst vor der Kirche oder vor den Thoren der Stadt an. Auch den großen Filz- oder Strohhut, welchen sie immer mitnehmen, setzen sie selten auf, sondern halten ihn ebenfalls an der Hand. Die älteren Frauen werfen, wenn sie zur Kirche gehen, ein großes weißes Tuch (Kirchentuch) über. In den Gegenden, wo die Landleute für die Manufakturen arbeiten, hat man diese Tracht verlassen, und die Mädchen kleiden sich, wie die Bürgersfrauen in den Märkten, in Kattun. Am Sonntage putzen sich dagegen beide durch weiße Hauben mit einer breiten gestreiften Spitze, die das Gesicht wie einen heiligen Schein umgiebt. In der Nähe von Baireuth trägt man an den Jäckchen unförmlich lange Schöße und als Halsschmuck eine silberne Kette mit einigen Dukaten. Die Festkleidung der Männer besteht in

einem bis an die Knie reichenden, vorn nicht ganz schließenden, schwarzen oder braunen Tuchrock mit breitem Schooß, ohne Kragen und Seitentaschen, einer langen Schooßweste von gleichem Stoff und Farbe, engen, bis an die Knie reichenden, schwarz gefärbten ledernen Beinkleidern, welche selten an den schmalen Hosenträgern hängen, sondern gewöhnlich um die Hüften festgeschnallt sind, grauen wollenen Strümpfen und benagelten Schuhen oder Stiefeln. Auch die jungen Leute kleiden sich so, wenn sie zur Kirche gehen; außerdem aber tragen sie gelbe lederne Beinkleider, kurze bunte, mit dicht stehenden zinnernen oder silbernen Knöpfen geschlossene Westen und kurze Jacken von farbigem Tuch. Als Kopfbedeckung führen sie zu jeder Jahreszeit eine kleine Pelzmütze mit einem Ueberzug von Tuch oder Sammet und einer Verbremung von Marderfell. Außer dem Hause wird darüber noch ein dreieckig gestülpter Hut aufgesetzt und zwar gewöhnlich verkehrt, so daß dessen zwei aufgerollten Seiten, die vorn eine Spitze bilden, nach hinten stehen, die hintere aufgeschlagene aber als ein Schirm vorn herabhängt. Auch die männlichen Manufakturarbeiter suchen die Bürger nachzuahmen, deren Kleider in der Mode aber immer um zwanzig Jahre zurück sind.

Die Lieblingsnahrung in der ganzen Gegend sind Kartoffeln, Milch und besonders Mehlspeisen und geräuchertes Fleisch, und dies in allen Ständen. Als Getränk liebt man besonders Bier; Branntwein wird wenig genossen. Wein bekommen nur die Kindbettnerinnen und die Kranken; Kaffee trinken die Baiern nur an den heiligen Festen, die Manufakturisten schon häufiger.

Der Feste giebt es in diesem Gebirge nur drei, mit Ausnahme der Jahrmärkte in den Städten. Das hauptsächlichste ist das Kirchweihfest, auf das sich Jung und Alt das ganze Jahr hindurch freut. Am Morgen dieses Tages schlagen einige Kramerweiber vor dem Wirthshause ihre Buden auf und haben Lebkuchen, Zuckerwerk und Nürnberger Spielsachen feil. Bald darauf erschallt im ganzen Dorf die Kindertrompete, die Schnarre und Maultrommel, und zuweilen wird auch eine Flinte losgeschossen; die Häuser sind festlich aufgeputzt, und es wird gesotten und gebraten, was die Bewohner vermögen. Freunde und Verwandte kommen zum Besuch, sie mögen eingeladen sein oder nicht, und nehmen am Mittagsmahl Theil. Den Beschluß des Mittagsmahls machen die Pfannkuchen, von welchen jeder Gast einen Bescheid mit nach Hause bekommt, welche auch an die Gutsherrschaft, den Pfarrer, Schulmeister und Amtmann vertheilt werden. Nach Tische wird der Platz aufgeführt. Unter Anführung des Wirthes, der eine mit Bier gefüllte Stütze (einen großen hölzernen Krug) trägt, und einiger Musikanten, die mit einer Violine, einer Clarinette und einer Baßgeige einen Marsch spielen, ziehen 3 bis 6 Paar junger Bursche und Mädchen auf den Platz zu dem Maienbaum, um dort zu tanzen. Die Platzbursche haben gewöhnlich kein Wams an, tragen aber einen dreieckigen Hut mit rothen Bändern und einem Blumenstrauß und eine Haselruthe in der Hand. Die Platzmädchen sind mit ihren besten Festkleidern stattlich herausgeputzt und aufgesetzt, d. h., ihr Kopf ist ganz mit rothen Bändern umwunden, so daß man keine Haare sieht, und auf dem

Wirbel funkelt eine Krone von Flittergold. Man kennt keinen andern Tanz als den Walzer — Schleifer — und den Wirbeltanz — Dreher — wobei aber geübte Tänzer viele Künste anzubringen wissen. Sie lassen das Mädchen allein herumtanzen, verfolgen und haschen dasselbe, schlagen mit den Füßen den Takt (Dreischlag), klatschen mit den Händen, schnalzen mit der Zunge, jauchzen zuweilen und heben die erhaschte Tänzerin hoch in die Höhe, daß die faltigen Röcke weit auffliegen. Häufig singen die Bursche Liedchen von eigener Dichtung und meistens satyrischen Inhalts, in deren Melodie die Tanzmusik einfällt. Manchmal ist das Aufführen des Platzes noch feierlicher. Der Schulze oder Gerichtsschreiber, der Gerichtsdiener und einige Ausschüsser ziehen dem Zuge voran, und das Friedengebot wird verlesen und beschlossen.

Ein nicht viel weniger wichtiges Fest für den ganzen Ort ist eine Hochzeit. Wenn die Eltern der jungen Leute einverstanden sind, so geht der Bräutigam mit einem Schmuser (Wortführer) zu den Eltern der Braut auf die Anredung. Haben diese ihre Einwilligung ertheilt, so wird bald darauf im Hause der Braut der Heirathstag (Verlöbniß) gefeiert. Die beiderseitigen nächsten Verwandten kommen zusammen, behandeln die Mitgift wie einen Kauf, besprechen sich über die künftigen Einrichtungen des Brautpaares und über die Veranstaltung der Hochzeit. Die beiden Liebenden geben sich in Gegenwart dieser Zeugen die Hände und wechseln große silberne Ringe. Nicht lange darauf hält man die Bauschau; die Braut kommt mit ihren Eltern und nächsten Anverwandten in das Haus des Bräutigams, um dessen

Anwesen (Haus und Hof) zu besehen. Noch vor der Trauung wird der Kammerwagen mit der Ausfertigung der Braut zu dem Hause des Bräutigams gefahren. Ein Kleiderschrank, eine Lade und sechs Stühle, Alles bunt bemahlt, ein Federbett, ein Spinnrad und sämmtliche Kleider der Braut sind zierlich auf einen Wagen geladen, so daß jedes Stück genau gesehen werden kann. Die Pferde, die Peitsche und der Hut des Fuhrmanns werden mit rothen Bändern geziert; oben auf dem Wagen sitzt die Braut mit einigen ihrer Freundinnen und wirft unter die herbeiströmenden Kinder, welche den Wagen mit über den Weg gespannten Seilen aufhalten, Pfennige, Nüsse, gedörrtes Obst und kleine Kuchen aus. Zur Bedeckung reiten einige mit Schwerdtern bewaffnete junge Bursche nebenher, welche Strotzel- oder Mazzelreiter genannt werden. Jetzt läßt man zur Hochzeit acht Tage vorher die Gäste durch einen Hochzeiter einladen. Dieser macht während des ganzen Festes den Ceremonienmeister, Spaßmacher und Aufwärter und trägt ein rothes Band im Knopfloch, einen Rosmarinzweig auf dem Hute und ein rothes heraushängendes Schnupftuch in der Tasche. Alle Anreden und Einladungen hält er nach einem Formular, dessen Worte er auswendig weiß. Wenn sich am Trauungstage die Gäste eingefunden, warmes Bier und Branntwein gefrühstückt, und die Musikanten den Morgensegen geblasen haben, geht der Hochzeitlader den Pfarrer abzuholen und überbringt ihm ein Schnupftuch und eine Citrone, welche dieser in seinen Hut legt und während des Kirchganges zur Schau trägt. Bei seiner Ankunft im Hochzeithause setzt sich der

Zug, unter Glockenschall und dem Vortritt des Ceremonienmeisters und der Musikanten in Bewegung nach der Kirche. Die Braut wird von zwei Kränzeljungfern geführt, und zur Seite gehen zwei junge Bursche mit bloßem Degen, deren Klingen mit Citronen und Bändern geschmückt sind. Die Männer haben sämmtlich einen Blumenstrauß mit einem vorstehenden Rosmarinstengel auf dem Hute und rothe Bänder im Knopfloch, und der Bräutigam überdieß noch ein Rosmarinkränzchen neben dem Bande angeheftet. Die Mädchen tragen ihr Flechtwerk mit der Flitterkrone, in welcher bei der Braut ein Kranz von Rosmarin eingewunden ist. Gewöhnlich geht noch ein Harlekin mit einer Pritsche neben dem Zuge her und neckt die Zuschauer; auch werden Freudenschüsse gethan. Nach vollzogener Trauung setzt man sich zu Tische, und jeder Gast läßt nach Hause tragen, was er nicht verzehren kann. Zum Schluß wird eine große Schüssel auf den Tisch gesetzt, und der Hochzeitlader bittet die Gäste, nach altem Gebrauch die jungen Leute mit einer kleinen Haussteuer zu begaben. Die Musikanten spielen dann ein Lied, das sich anfängt: „Schenkt den Jungferbrautisch," und Jeder legt ein Geschenk an Hausgeräthe oder Geld in die Gabschüssel, dessen Werth sich nach dem bei der Hochzeit gemachten Aufwande richtet. Der Ceremonienmeister lobt jedes einzelne Geschenk und dankt im Namen der Brautleute den Gebern. Am Ende legt der Bräutigam seinen Hut oben darauf und sagt: „Ich schenk' der Braut jetzt meinen Hut; sie mag nun sehen, wie der Ehestand thut" — die Braut aber, welche in der Ecke hinter dem Tische sitzt, muß dem Anstande

gemäß Thränen vergießen, wobei sie durch Scherzreden beständig geneckt wird. Auch während der Mahlzeit darf sie ihren Platz nicht verlassen, und wenn sie ja durch ein Bedürfniß dazu gezwungen wird, muß sie über den Tisch steigen. Hierauf folgt der Tanz. Oft zerlegen während der Nacht die jungen Bursche einen Heuwagen, tragen ihn stückweise auf das Dach, setzen ihn dort wieder zusammen, so daß er am Morgen zum Staunen des ganzen Orts auf dem Dachgiebel aufgerichtet steht, von wo ihn der Bräutigam wieder herabnehmen muß. Am Vormittag des andern Tages kommen die jungen Bursche im Hochzeithause zusammen, und wer von ihnen nicht zur rechten Zeit erscheint, wird auf einer Stange herbeigetragen und mit Schlägen bestraft. Darauf ziehen sie unter Jauchzen und Freudenschüssen mit der Musik und dem Harlekin, von Haus zu Haus und sammeln in einem Armkorbe und einer Siebpfanne Eier und Schmalz und stehlen bei Gelegenheit Schinken und geräuchertes Fleisch vom Schornstein herab. Des Nachmittags wird Hahnenschlag gehalten, dann von dem Gesammelten ein Eieressen bereitet und darauf im Wirthshaus getanzt. Braut und Bräutigam und die älteren Gäste erscheinen erst Abends und lassen sich durch die Pantomimen unterhalten, welche zwischen dem Tanze von mehreren verkleideten lustigen Burschen aufgeführt werden. Der dritte Tag wird der Trolltag genannt, weil Jeder nach Hause geht.

Die Frauen haben aber ein ziemlich hartes Loos. Sie müssen alle harte Feldarbeit mitmachen und die Besorgung des Viehes ist ihnen allein überlassen, ein

Umstand, der viel Einfluß auf die Wehmuth und das Mitleid hat, mit denen Jean Paul in seinen Werken besonders des zarten Geschlechtes sich annimmt. Im Winter spinnen sie Flachs und finden sich gern in den Rokkenstuben zusammen, um sich mit Gesang und Scherz die Zeit zu vertreiben. Die alte Gewohnheit, daß die jungen Bursche zu ihren Mädchen auf das „Fenstern" gehen, konnte trotz aller Mühe der Behörden nicht ausgerottet werden, und die Mädchen werden durch solche Besuche nicht geehrt.

Auch bei Kindtaufen zeigt sich die alte einfältige Sitte der Vorzeit. Wenn die alte Gevatterin das Kind als einen Heiden in die Kirche und die neue das getaufte als einen Christen wieder heraustragen hat, stiftet die Gevatterschaft zwischen den beiden Familien eine Freundschaft, die öfters einer nahen Blutsfreundschaft vorgezogen wird, und man nennt sich lieber Gevatter, als Schwager und Vetter. Bis in das zwölfte Jahr bekommen die Kinder von ihren Pathen an Ostern einen zinnernen Teller und einige gefärbte Eier, und wenn sie zum erstenmal zur Communion gehen, ein Gesangbuch zum Geschenk. Sterben die Eltern, so sind die Taufpathen verpflichtet, die hinterlassenen Kinder in ihre Familien aufzunehmen; sterben aber die Kinder vor dem zwölften Jahre, so bezahlen sie den Sarg und wohl auch alle Leichenkosten.

Daß der Reiz der Sagen dem Leben dieses einfachen Gebirgsvolks eine poetische Farbe giebt, ward schon vorläufig berührt. Das Christenthum vermochte wohl die meisten, doch nicht alle aus den Wäldern zu vertreiben. Die alten heidnischen Priesterinnen, welche zugleich die

Heilkunst übten und sich gegen die Verfolgungen der christlichen Priester in Höhlen, deren einige jetzt noch Drudenlöcher heißen, verstecken mußten, gaben Veranlassung, daß man noch in spätern Zeiten alle Weiber als Druden und Hexen verfolgte, oder bei ihnen als weisen Frauen Rath holte. Bei dem Ableben einer Person wurden von den Slaven Weiber bestellt, welche den Todten beklagen mußten. Sie trugen weiße Trauermäntel, die man in den weißen Tüchern wieder erkennt, welche die Bauerweiber bei einer Leichenbegleitung umwerfen. Die Johannisfeuer, womit die Wenden das Fest des Swantewit begingen, werden noch jetzt an einigen Orten von den jungen Leuten angezündet, und man springt darüber hinweg, damit der Flachs gerathe. An das Fest der Marzana erinnerte der Gebrauch, daß die Kinder am Sonntag nach Lätare den Tod in einer Strohpuppe in's Wasser trugen. Noch erzählen alte Leute, daß es in ihrer Jugend gutmüthige Kobolde gegeben habe, die in gewissen Häusern einheimisch waren und an den häuslichen Arbeiten und andern Begebenheiten der Familie Antheil nahmen. In den Wäldern fand man damals noch häufig Waldmännchen und Moosweibchen, welche sich den Menschen freundlich nahten, sich ein Stück Brod erbaten und dafür guten Rath und noch größere Belohnung ertheilten. Sorgenlosen Müttern wurde in der Nacht das gesunde Kind mit einem großköpfigen Wechselbalg vertauscht, und in den Ruinen bei Kreuzsteinen und in Hohlwegen sah man häufig Gespenster umherwandeln. Diese bösen Geister wurden aber damals von den Feilenhauern

gebannt und in Säcken nach dem Waldsteine getragen, wo man sie mit eisernen Karten spielen hörte; ja man hat sogar das Unheil gesehen, wenn in der Nachtherberge die Säcke eines Geisterbanners aus Vorwitz geöffnet und die Gespenster herausgelassen wurden. — Noch hört man den wilden Jäger; Marksteinversetzer irren bisweilen als feurige Männer auf den Ruinen der Felder umher, und ein feuriger Drache fliegt zu Zeiten in den Schornstein des reichen Nachbars.

Aber am reichsten waren stets jene, ebenfalls schon erwähnten Bergmannssagen. Der übergroße Ruf von dem Reichthume der Berge lockte von allen Seiten „Helden-Sonntagskinder" herbei, die jeden Winkel des Gebirgs durchsuchten. Der Eingebornen Bemühungen waren fruchtlos; aber die Ausländer, welche man Wallende, Wahlen, Welsche oder Wallonen nannte, behaupteten die geheime Kunst zu besitzen, das Gold nicht nur in den geheimsten Winkeln aufzufinden und die dasselbe bewachenden Erdgeister zu bannen, sondern es auch von den unscheinbarsten Steinen zu scheiden. Aus Bruschius erfährt man, daß besonders Venetianer und selbst Spanier gekommen sind. Einige, wie der Venetianer Giovanni Carnero, Graziani Grundelli und Sebastian Verso, schrieben diese Geheimnisse auf und ließen sie, Wahlenbüchlein genannt, ihren guten Freunden zum Andenken; sie wurden immer als ein großer Schatz betrachtet und stehen noch heute bei dem gemeinen Manne in großem Ansehen. Da man aber seit Jahrhunderten weder die bezeichneten Goldgänge finden, noch Steine in Gold brennen konnte, so verbreitete sich der Glaube, daß das Gebirge verwünscht

sei, und seine Schätze von Berggeistern verschlossen gehalten würden. Daher ist ein mit einer goldnen Kette und starkem Schloß verwahrter Berg das Sinnbild des Fichtelbergs. Doch können, nach einer Volkssage, diese Schätze einst noch frommen und einfältigen Menschen zu Theil werden. Denn, so lautet die Tradition, am St. Johannistag, wenn in Bischofsgrün zur Kirche geläutet wird, eröffnet sich auch am Ochsenkopf an einem schwer zu findenden, Ort die Geisterkirche. Die Felsen spalten sich von einander und man sieht einen goldnen Altar und von den Wänden das Gold wie Eiszapfen und Perlen und Edelsteine wie Zwiebelstränge herabhängen. Die Kirche bleibt so lange offen, als der Pfarrer zu Bischofsgrün das Evangelium liest. Darum muß man sich beeilen, noch vor dem Schluß desselben mit seiner Beute herauszukommen, weil die Höhle mit Krachen wieder zufällt. Auch kann man die Kirche mit einer Blume aufschließen, die am St. Johannistag am Eingangsfelsen hervorwächst. Noch jetzt klettert zuweilen ein alter Weber am Geklüft des Bergs herum und hofft, daß sich ihm der Berg aufthun werde; ja Hirten und Holzmacher sind sogar öfters glücklich genug, in die offenen Pforten dieses goldnen Tempels hineinzublicken. Plötzlich steht mancher vor einer Felsenkluft, die er vorher nicht bemerkt hat, und sieht deren Wände von Gold und Edelsteinen glänzen. So wie er aber hinzutritt und etwas davon wegnehmen will, verschwindet der Schatz, und er hält etwas feuchtes Moos in den Händen. Dieses Moos (gymnosfomum pennatum L.), eine reizende Eigenthümlichkeit in der reichen Flora des Fichtelgebirgs, die dem Fremden

zum Verkauf angeboten wird, ist aber die Ursache der ganzen Erscheinung, indem es mit seinen zartgefiederten Blättchen die Lichtstrahlen gebrochen zurückwirft. Eine Wolke oder ein Schritt vor oder rückwärts macht die Zaubererscheinung verschwinden.

Es fehlt endlich diesem Gebirge auch jener andere poetische Reiz nicht, den man in den südlichen Gebirgsländern antrifft, in den nördlicheren, selbst im schlesischen Riesengebirge, vergebens sucht, der Gesang. Vom Fichtelgebirge, wie von dem, fast in einer Linie mit ihm liegenden, böhmischen beginnen jene gemüthlichen und originellen, wenn auch wenige Abwechselung darbietenden Volkslieder, die von da an nach dem Süden zu sich immer mehr steigern und veredeln, bis nach dem adriatischen Meere und an die Ufer der lombardischen Seen ziehen. Besonders sind es zwar die Berg- und Hüttenleute, welche ihr hartes Leben mit Gesang versüßen, doch sahen wir schon, wie jene Mischung von Tanz und Gesang bei den Festen aller Bewohner sich kund giebt. Der Verfasser vergißt nie die freudige Ueberraschung, die ihn und einigen jugendlichen Reisegefährten überkam, als sie eines Abends in Bischofsgrün vom Fuße des Ochsenkopfes, das ihnen schon in Wunsiedel als der Sitz des fichtelbergischen Gesanges bezeichnet worden, die reizenden baierschen Volkslieder in dem Wirthshaus von einem, beinah vierzig Mann starkem Chor vierstimmig vortragen hörten, wobei mancher Greis jedoch immer noch die guten alten Gesangszeiten, die schon fast verschwunden seien, beklagte.

Daß in einer Gegend nun, die, abgeschnitten von

der geräuschvollen Welt, nur neun kleine Städte, wie Hof, Münchberg, Gefrees, Berneck, Wunsiedel, Weißenstadt, Goldkronach, Kullnbach und Neustadt enthält, von denen zumal ein großer Theil mit dem Lande zerfließt, sich die Charaktere in den verschiedenen Ständen stark ausprägen und es an Originalen nicht mangele, versteht sich selbst; daß die hervorragenden fast von Allen gekannt sind, liegt in der Natur der Sache. Es ist wenig Handlung in einer solchen Gegend unter den Bewohnern; darum wendet sich die Geistesthätigkeit mehr auf sie selbst und ihr Inneres. Es sind wenig Eindrücke, die sie empfangen, aber dieselben werden nur so tiefer; es ist wenig Abwechselung in der Natur und den Sitten; darum das Neue wenig zugänglich. Doch so gemeinschaftlich der Ursprung der Sinn- und Denkweise der Bewohner dieses Landstrichs ist, so verschieden ist die Wirkung derselben auf dem Lande und im Gebirge und in den kleinen Städten. Die Bewohner der erstern sind streng religiös, in den Städten ist man orthodox; man hält aus frommem Glauben am Alten in der Sitte im Gebirge, in den Städten, an die das Neue von außen anzuspülen suchte, ist man engherzig und philisterhaft; man ist witzig im Gebirge, hämisch und verläumderisch leicht in den Städten; natürlich; denn hier bringt eine Halbbildung und der sich kreuzende Eigennutz und Ehrgeiz jene Disharmonie hervor, die dort keinen Eingang findet.

Und doch gelten die letzten unvortheilhafteren Bemerkungen fast nur von Hof und theilweis von Baireuth, die beide nicht eigentlich zum Fichtelgebirge gehören. Je-

nes hat noch ganz das Gepräge des rauhen Voigtlandes, zu dem es Geographen und der Voigter auch rechnen; das letzte beschaut fast nur den hohen Kamm des Gebirgs' der steil sich nach seiner freundlichenE bne hinabsenkt.

So verbirgt denn jener dunkle Saum, den der Wanderer erblickt, ein eigenthümliches und reizendes Stillleben in seinem Schooß; wer einmal hinein kam, den wird immer ein schmerzlichsüßes Gefühl durchdringen, sobald von Sachsen aus die grünen Tannengruppen des Voigtlandes immer häufiger und dichter und grüner ihm entgegenkommen, die grünen Hügel immer höher werden, bis er sich unvermerkt dicht an den hohen Kamm herangeführt sieht, oder wenn er von Süden oder Osten von jeder Anhöhe den dunklen hohen Gebirgsrücken am Horizont erblickt. Es giebt keine Gegend in Deutschland, wo ein dichterisches und nachdenkendes Gemüth sich ungestörter und träumerischer in sich und die Natur versenken könne.

Zweites Kapitel.

Jean Paul's Geburt und seine ersten Knabenjahre.

Mitten im Schooße dieses Fichtelgebirges, am Fuße der zweiköpfigen Kössein und der Luxburg, in jener Ebne, die an der nordöstlichen Seite des Kammes, in dessen Mitte der Ochsenkopf thront, in dem Städtchen Wonsiedel, ward Jean Paul in dem Jahre 1763, wenige Jahre nach Schiller und zugleich mit dem Hubertsburger Frieden geboren, als Göthe bereits funfzehn Jahr alt war, Lessing in der vollen Blüthe seines Wirkens stand, Herder und Wieland jene merkwürdige Epoche in der deutschen Literatur und Lebensweise vorbereiteten, welche vom Hubertsburger Frieden bis zum Ausbruch der französischen Revolutionskriege Deutschland charakterisirt.

Mit vieler Lust spricht der Dichter in der Beschreibung seiner ersten Knabenjahre, die er uns als Anfang seiner Biographie hinterlassen hat von dem „heitern und freundlichen Wonsiedel," in dem er so gern geboren zu sein erklärt. Wenn auch ihn der Name und seine eignen jugendlichen Vorstellungen von einem bald von ihm ver-

lassenen Orte fast vornehmlich hiezu bestimmte — so gehört doch allerdings Wonsiedel zu den wenigen Städten im Fichtelgebirge, in denen man heimisch sein könnte. Aber freundlich und heiter ist es kaum gelegen; im Gegentheil erfüllt dessen Umgebung die Seele mit düstrer Melancholie, tiefer Wehmuth, inniger Sehnsucht und drükkendem Gefühl des Verlassenseins. Da von dem Fuße des von Bischofsgrün hierher steil abfallenden Gebirgskammes das Fichtelgebirge sich nach Westen wie nach Norden in eine große Hügelebne, nach Böhmen und nach dem Voigtlande, zu verliert; da die Stadt so nahe an den Gebirgskamm heranrückt, daß man die hohen Gebirgskuppen nicht sieht, und da die Wasser des Fichtelgebirgs, welche die Saale und Eger bilden, nicht in diese Ebne hinein ablaufen, so erscheint das Städtchen, sieht man von den Höhen auf dasselbe hinein, wie in einem Hügelmeere einsam verloren; die Hügel erscheinen oft kahl, da manche Erz- und Steingruben hier zu Tage kommen, oder sind mit jenen düstern Tannengruppen, dem charakteristischen Zeichen der fichtelbergischen Vorhügel, bedeckt. Doch dicht um den Kamm zieht sich jener frische Wiesengrund, der alle Kämme des Fichtelgebirgs wie ein grünes Meer umfaßt, und jedenfalls ist Wonsiedel der Punkt, von dem aus man die romantischesten und erhabensten Stellen des Gebirgs am leichtesten erreicht, und an den daher alle Bilder desselben in der Erinnerung zunächst sich reihen. Vielleicht giebt es in Deutschland keinen Punkt, wie den auf der Louisenburg, wenn die Sonne sich eben nach Westen hinter das Gebirge senkt, die Hügelebne von Wonsiedel sich in das Abend-

roth und die Abendnebel hüllt, von den Fenstern des Städtchens die letzten Abendrothstrahlen sich brechen, die Abendglocken vom Dorfe Schönbrunn durch das Wiesenthal klingen, an dem die Seele so ungestört die erhabensten Gedanken in sich aufnimmt — ist man anders Herr über das pochende Herz, das der scheidenden Sonne über die dunklen Berge nachdringen und vor gewaltiger Sehnsucht zerspringen will. —

Der Charakter der Einwohner von Wonsiedel scheint Viel von dem Gepräge der Umgebung an sich zu tragen Ein starker, trotziger, freiheitsliebender Menschenschlag, vereint er mit der witzigen Derbheit der Gebirgsanwohner einen Ernst, der zur Schwärmerei besonders geneigt erscheint. Von der einen Seite wegen ihrer Tapferkeit berühmt durch die Vertheidigung der Stadt im Jahre 1462 gegen 10,000 Hussiten, die unverrichteter Sache wieder abziehen mußten, sind sie auch sonst den Landgerichten wegen kecker Widersetzlichkeit und der schonungslosen Art, mit der sie Staatseinrichtungen bekritteln, bekannt; auf der andern Seite ging so mancher Missionair von hier aus, und der schwärmerischeste deutsche Jüngling neuester Zeit, Carl Sand, war aus diesem Städtchen. —

Auf Jean Paul jedoch hatten die Eigenthümlichkeiten und die Natur der Umgebungen seiner Geburtsstadt weniger directen Einfluß, als durch die Vorstellung, die von derselben in seiner Seele lebte, und die sich ein noch weit romantischeres Bild von ihnen wob, als es die Wirklichkeit darbietet. Er verließ Wonsiedel vor der Zeit, wo das geistige Bewußtsein in ihm sich entwickelte, und seine Phantasie trug später Alles, wonach sie sich sehnte und

was sie schuf, hierher über. Nach seinem strengen Lebenssysteme scheute er sich, seine Bilder von seinen Jugendumgebungen durch die Wirklichkeit stören zu lassen, und der Verfasser hat weder irgendwo eine Andeutung gefunden, noch erinnert er sich je, vom Dichter gehört zu haben, daß er Wonsiedel oft wieder betrat, so nahe er diesem Orte auch sein Leben hindurch blieb.

So arm das Schicksal sein äußeres Leben werden ließ, damit er so tiefer in die Schachten seiner eigenen Seele hineinsteigen und das Leben der armen und beschränkteren Lebenskreise dichterisch und philosophisch auffassen und durchdringen könne, so gab es seiner Geburt einen Zufall, der sein ganzes Leben hindurch eine reiche Quelle poetischer Freude für ihn wurde und ihm ein romantisches Licht über sein ganzes Sein warf. Er kam zur Welt, wie er selbst sagt, „in dem Monate, wo mit ihm noch die gelbe und graue Bachstelze, das Rothkehlchen, der Kranich, der Rohrhammer und mehre Schnepfen und Sumpfvögel anlangten — und zwar an dem Monattage, wo, falls man Blüthen auf seine Wiege streuen wollte, gerade das Scharbock- oder Löffelkraut und die Zitterpappel in Blüthe traten, desgleichen der Ackerährenpreis oder Hühnerbißdarm, nämlich am 21. März — und zwar in der frühesten frischen Tagzeit, nämlich am Morgen um 1½ Uhr; was aber Alles krönt, war, daß der Anfang seines Lebens zugleich der des damaligen Frühlings war." — Wenn auch der Dichter selbst von diesem Zufall scherzend spricht, der Regel gemäß, die er sich für alle Erwähnungen seiner persönlichen Eigenthümlichkeiten in der Selbstbiographie vorge-

zeichnet, so muß man ihn gekannt haben, um zu wissen, wie tief der Eindruck dieses Umstandes in ihm lebte. Der Frühling, jedem Dichter so bedeutend, war ihm eine doppelt heilige Erscheinung, an der er sein und der Dichtkunst Geburtsfest jedes Jahr von Neuem beging. Der 21. März ward der Mittelpunkt seines Fühlens und Denkens, an dem sich seine innere Jugend mit jedem Jahre erneute und von Neuem gebar. Alles strebte ihm von da aus und strebte danach hin und drückte seiner Seele eine immer wiederkehrende Heiligung auf. Dies ging auf seine Familie, seine Bekannten, auf den ganzen Kreis seiner Umgebung, auf Alles, was nah und fern in einiger Berührung zu ihm stand, über. Allen war der Frühling eine doppelt heilige Erscheinung, und der Dichter trat ihnen als der Sohn, als der Priester dieser Jahreszeit in so ehrwürdigerer, liebevollerer und reizenderer Gestalt entgegen. Um ganz zu begreifen, was Jean Paul dieser 21. März war, denke man nur an den Brief Victor's im Hesperus über die Feier des Liebefestes und der Verwandlung des Ich in das Du, welche er in die Anfangsstunde des Frühlings auf jene Insel verlegt, auf der er seine liebsten Menschen versammelt — in einer Dichtung, in welche er sein eigentliches Sein, Denken und Fühlen niederlegte, ein Denkmal erhabner und umfassender Humanität in ihrer schönsten Menschenblüthe, wie in dem Grade kein ähnliches von einem Sterblichen vorhanden ist, ein ganzes Religionssystem, wie die Bergpredigt Christi, umfassend. — Nie hat auch ein Sohn seinen vermutheten Erzeuger dankbarer verherrlicht, als Jean Paul; er blieb vorzugsweise der Dichter des Früh-

lings bis in sein spätestes Alter, alle seine Werke sind vornehmlich eine Apotheose dieser Jahreszeit, für deren auserwählten Priester im Tempel der Natur er sich wirklich betrachtete, und auf der andern Seite belohnte sich dieser Frühlingsgottesdienst an ihm auf das Herrlichste; denn er machte ihn vorzüglich zum Dichter der Jugend, des Gemüths und des Geistes und erhielt sie ihm bis an sein Grab. — Aber wie dieser Umstand nicht bloß seiue Phantasie nährte, hob und beschäftigte, wie er wirklich und ernstlich an die physischen Einwirkungen seiner Geburt in der Tag- und Nachtgleiche glaubte, davon zeugen noch manche seiner Aphorismen aus seiner Verlassenschaft. „So viel ist gewiß," schrieb er noch im März 1822 nieder, „die Tag- und Nachtgleiche, in der ich geboren bin, ist Bild, wenn nicht Grund einer geistigen in mir — Phantasie und Reflexion sind sich ziemlich gleich zugewogen, so vielleicht moralisch gut und böse und zuletzt wohl Schicksale. — Ferner: „Das einzige Wunderbare, was sich bei meiner Geburt zutrug, war, daß der Tag und die Nacht gleich waren, als Vorspiel meines Doppelstyls" — (des Ernstes und Scherzes). — Es führte ihn dieser Umstand, sobald er einmal auf ihn aufmerksam geworden — und wir werden sehen, daß es frühzeitig geschah — zu vielfachen Folgen in seinem Leben und Wirken. Denn da er einmal an die Einwirkung dieser Jahreszeit glaubte, da er sie als jedesmaligen Wendepunkt seines geistigen Lebens betrachtete, so konnte ihm unmöglich gleichgültig sein, ob der jedesmalige Frühling schön eintrat und ein heitres Jahr verkündete. Er suchte daher frühzeitig die astronomischen

und meteorologischen Anzeichen auf, die sowohl einen Einfluß auf den kommenden Frühling haben sollten, als die der Tag- und Nachtgleiche selber, in so fern sie die Natur des ganzen Sommers vorher zu bestimmen schienen. Im Herbst berechnete er den Frühling, im Frühling den Herbst. Sonne, Mond, Stürme, alle Naturerscheinungen wurden so im ganzen Jahre Gegenstände seiner unausgesetzten Aufmerksamkeit; die Natur rückte ihm darum so näher, und, wie er sie mehr als je ein Mensch liebte, so ward er mehr als Jemand in der Wirklichkeit oder in der Einbildung von ihr abhängig. Seine Einsamkeit und die Armuth des äußern jugendlichen Lebens konnten nur diese Aufmerksamkeit auf die Naturumgebungen steigern; sie erstreckten sich bald auf Alles um ihn her; daher jene Kenntniß und Berührung jedes Kleinsten in der Natur, das seinen Darstellungen ein so saftiges und reiches Leben giebt; daher jene ausgebreitete und tiefe Kenntniß aller physiologischen Erscheinungen und Gesetze am Körper des Menschen.

Jean Paul stammte aus einer Familie, deren persönliche und sächliche Verhältnisse auf ihn um so weniger ohne Einfluß blieben, als die Eindrücke, die er in ihrem Kreise empfangen, die Grundlage und der Grundton seines ganzen spätern Lebens geblieben sind.

„Mein Vater," so erzählt er selbst, und wer möchte je von seinen von ihm mit so heiliger Ehrfurcht betrachteten Eltern in anderen Worten sprechen wollen, als er es selbst gethan? „war der Sohn des Rectors Johann Richter in Neustadt am Culm. Man weiß nichts von diesem, als daß er im höchsten Grade arm und fromm war. Kommt

einer von seinen zwei übrigen Enkeln nach Neustadt, so empfangen ihn die Neustädter mit dankbarer Freude und Liebe; alte erzählen, wie gewissenhaft und strenge sein Leben und sein Unterricht gewesen, und doch, wie heiter! Noch zeigt man in Neustadt ein Bänkchen hinter der Orgel, wo er jeden Sonntag betend gekniet, und eine Höhle, die er sich selber in dem sogenannten kleinen Culm gemacht, um darin zu beten, und welche noch den Fernen offen stand, in welchen sein feuriger Sohn mit den Musen und der Armuth spielte. Die Abenddämmerung war eine tägliche Herbstzeit für ihn, worin er, in der ärmlichen Schulstube auf und abgehend, die Ernte des Tags und die Aussaat für den Morgen unter Gebeten überschlug. Sein Schulhaus war ein Gefängniß, zwar nicht bei Wasser und Brod; denn viel mehr als beide — und etwa frömmste Zufriedenheit dazu — warf ein Rectorat nicht ab, das, obwohl vereinigt mit der Cantor- und Organistenstelle, nicht mehr eintrug als 150 Gulden jährlich. An dieser gewöhnlichen Baireuther Hungerquelle für Schulleute stand der Mann, der zuvor Cantor in Rehau gewesen war, 35 Jahre lang und schöpfte. Wenn indeß mein Großvater die Eltern seiner Schüler besuchte, so brachte er von dem vorhin erwähnten Bier und Brod, bei welchem er lebenslang saß, sein Stück Brod in der Tasche mit und erwartete als Gast bloß sein Kännchen Bier. Es traf sich aber endlich im Jahre 1763 — eben in meinem Geburtjahr — daß er am 6. August, wahrscheinlich durch besondere Connexionen mit Höhern steigend, eine der wichtigsten Stellen erhielt, wogegen freilich Rectorat und Stadt und Culmberg leicht hinzugegeben

waren, und zwar zählte er gerade erst 76 Jahre, 4 Monate und 8 Tage, als er die gedachte Stelle wirklich erhielt im Neustädter — Gottesacker. — Meine Eltern waren mit mir, als 5 Monat altem Kinde, zu seinem Sterbelager gereiset; er war im Sterben, als ein Geistlicher zu meinen Eltern sagte: Lasset doch dem alten Jacob die Hand auf das Kind legen, damit er es segne. Ich wurde in das Sterbebett hineingereicht, und er legte die Hand auf meinen Kopf. — Frommer Großvater! oft habe ich an Deine im Erkalten segnende Hand gedacht, wenn mich das Schicksal aus dunklen Stunden in hellere führte, und ich darf schon den Glauben an Deinen Segen festhalten in dieser von Wundern und Geistern durchdrungenen, regierten und beseelten Welt!"

Die Rührung, welche sich des Dichters bei Erwähnung des Großvaters und der Darlegung dieses Vorfalls bemächtigte, geht ebenfalls wie ein immerwährender dichterischer Hauch durch sein Leben. Der Culmberg, an dem Neustadt liegt, ist ein allein dastehender, rund ausgehender Bergkegel an dem südöstlichsten Ausgange des Fichtelgebirgs, der, von dunkler Bläue umzogen, weit in die Umgebung hinausragt und besonders in der Ebne von Baireuth überall das Auge auf sich zieht. Man begreift, was er dem dichterischen Auge Jean Paul's beständig gewesen sein muß, und warum er in den letzten zwanzig Jahren, wenn er ein Seelenfest begehen wollte, sich unfern dem Häuschen der Frau Rollwenzel auf die Grashügel setzte, vor ihm das Gebirge, hinter welchem Won-

siedel mit seinem Frühling, und rechts von ihm jener weit in der Ferne herleuchtende, blaue Culm mit der Gebetshöhle seines frommen Großvaters!

„Mein Vater," sagt der Dichter an einer andern Stelle, „hieß Johann Christian Christoph Richter und war Tertius und Organist in Wonsiedel, meine Mutter die Tochter des Tuchmachers Johann Paul Kuhn in Hof; der eine Taufpathe war gedachter Johann Paul, der andere Johann Friedrich Thieme, ein Buchbinder, der damals nicht wußte, welchem Mäcen seines Handwerks er seinen Namen verlieh; daher denn der von Beiden zusammengeschossene Name Johann Paul Friedrich entstand. Der Vater besuchte das Lyceum in Wonsiedel, dann das Gymnasium poeticum in Regensburg, wo er die eigentliche Blüthe seines Lebens trieb. Und diese war die Tonkunst. In der Kapelle des damaligen Fürsten von Thurn und Taxis konnte er „der Heiligen, zu deren Anbetung er geboren war, dienen." Clavier und Generalbaß erhoben ihn zwei Jahrzehende später zu einem geliebten Kirchencomponisten des Fürstenthums Baireuth. Darauf studirte er in Jena und Erlangen Theologie und bekam erst im Jahre 1760 seine Anstellung in Wonsiedel. Trotz seiner Armuth „lebte er auf Flügeln und wurde als der anmuthigste Gesellschafter voll Scherz in den Famalien von Brandenburg und Schöpf gesucht. Die Kraft des geselligen Scherzes begleitete ihn durch sein ganzes Leben, indeß er im Amte als strengster Geistlicher und auf der Kanzel als sogenannter Gesetzprediger galt. Beredtsamkeit, die prosaische Wand- und Thürnachbarin der Poesie,

wohnte im Herzen des Vaters, und dieselben Sonnenstrahlen des Genius, die am Morgen seines Lebens Wohllaute weckten, vereinten später auf der Kanzel warmes Licht und den Donner der Gesetzpredigten. In seiner Vaterstadt gewann er durch seine begeisterten Predigten seine Anverwandten, in Hof im Voigtlande eine Braut und, was noch schwerer ist, die reichen Schwiegereltern dazu."

Eine höchst charakteristische Erscheinung bei Jean Paul war die große Klarheit, in welcher seine Kinder- und Knabenzeit beständig bis in das höchste Alter vor seiner Seele lag; ja sie hat durchaus seinem Leben wie seinen Werken ein Gepräge aufdrückt, welches sie wesentlich von allen andern unterscheidet. Den Grund dieses lebendigen Bewußtseins und beständigen klaren Anschauens und Fühlens seiner Kindheit werden wir später sich entwickeln sehen; aber der Anfang seiner Selbstbiographie, den er uns hinterlassen, ist darum nicht das am wenigsten Originelle, wodurch dieses seltsame Wesen von so vielen andern Genien sich unterscheidet. Er ist darin der merkwürdigste Gegensatz zu Göthe, dessen bewegtes Leben die innern Entwickelungen der Kinderseele in seinem Gedächtniß so verwischt hatte, daß er bis zum Kinde hinab gar nicht zu steigen vermochte, nur die äußern Erscheinungen seiner Knabenzeit darzustellen wußte und sich selbst in jener Zeit gewissermaßen erst dichterisch wieder zu erfinden strebte, als er den Lesern in spätern Zeiten seinen Entwickelungsgang darzulegen versuchte. Jean

Paul dagegen suchte sein ganzes Leben hindurch die Wirklichkeit seiner Kinder- und Knabenzeit und die in derselben gehabten Gefühle und Bilder fortzuleben, selbst als er in das größere und glänzende Leben geworfen und gezogen ward, und, was noch mehr ist, in allen seinen Werken dieselbe in den verschiedensten Variationen und Modulationen dichterisch wiederzugeben. Somit gehen seine Erinnerungen bis in die allertiefste Kindheit hinab. Er konnte sie fast auswendig; sie war ihm beständig gegenwärtig und wirkte auf ihn ein. „Ich bin zu meiner Freude im Stande," sagt er selbst, „aus meinem zwölf-, höchstens vierzehnmonatlichen Alter eine bleiche kleine Erinnerung, gleichsam das erste geistige Fruchtschneeglöckchen aus dem dunklen Erdboden der Kindheit, noch aufzuzeigen. Ich erinnere mich nämlich noch, daß ein armer Schüler mich sehr lieb gehabt und ich ihn, und daß er mich auf den Armen getragen, und daß er mir in einer großen schwarzen Stube der Alumnen Milch zu essen gegeben. Sein fernes nachdunkelndes Bild und sein Lieben schwebte mir noch über spätere Jahre hinein, und dies Morgensternchen frühester Erinnerung stand in dem Knabenalter noch ziemlich hell in seinem niedrigen Himmel, erblaßte aber immer mehr, je höher das Taglicht des Lebens stieg." —

Aeußerst entscheidend darum für Jean Paul's ganze Gedankenwelt wurde es, daß sein Vater im August 1765 eine Pfarrei auf einem Dorfe erhielt, das, zwei Meilen von Hof gelegen, noch bei weitem mehr dem Verkehr mit der äußern Welt entrückt war, als es eine

Stadt von 3000 Einwohnern, wie Wonsiedel, sein konnte. Grade in diesem Dorfe — Jodiz geheißen — in das er als zweijähriger Knabe einzog, und das er erst als dreizehnjähriger wieder verließ, war es, wo er jene Bilder und Eindrücke einsog, die ihn durch sein ganzes Leben und alle seine Werke begleiteten. Er selbst begrüßt auch in dem Anfange seiner Lebensbeschreibung dies Dorf als seine eigentliche geistige Geburtstadt, den ersten und längsten Erziehort, in dem er das wichtigste, die Knabenolympiaden, verlebt. Wenn es ihm die glücklichsten seines ganzen Lebens blieben, so war es nur darum, weil den Knaben die Sehnsucht, welche die Vorenthaltung des unbeschränkten Genusses selbst den kleinen und unschuldigen Freuden dieses „Idyllenreiches und Schäferweltchens in dem kleinen Dörfchen und Pfarrhaus" noch nicht schmerzte, sondern durch die Hoffnung ihrer Erreichung in der Zukunft sich poetisch verklärte. Doch da Jean Paul's ganzes Leben und Dichten um diese Jodizer Welt als um ihr Hauptthema sich wendete, wollen wir uns begnügen, sie hier nach seinen Angaben darzustellen, und der spätern Beleuchtung nur mit wenigen Winken vorgreifen. Charakteristisch genug und von tiefer Bedeutung erscheint gleich von Anfang herein, daß Jean Paul seine Selbstbiographie, die er doch beinah zwanzig Jahre vor seinem Tode entworfen und sieben Jahre vor demselben wirklich auszuarbeiten angefangen, und in welcher er sein geistiges Wesen entwickeln wollte, nicht über die Schilderung seiner Knabenzeit hinausführte, hierauf die Arbeit noch wenigen Monate abbrach und über das Uebrige,

so viel er davon gesprochen, nur wenige Andeutungen in seinen Arbeitsbüchern hinterließ. Sein geistiges Leben schilderte er nämlich schon auf das Ausführlichste in seinen Werken, und die Aufzählung seiner spätern äußern Erlebnisse, getrennt von den Werken, oder anders als in Form eines neuen psychologischpoetischen Romans, ekelte ihn an.

Was die äußern Eigenthümlichkeiten dieses Dorfes betrifft, so finden wir es an der Saale gelegen, die um dasselbe an einer Berghöhe vorüberläuft, das Oertchen selbst von einem kleinen Bach kreuzweis durchschnitten. „Die Umgegend ist nicht über zweimal größer als das Dörfchen, wenn man nicht steigt; — ein gewöhnliches Schloß und ein Pfarrhaus darin sind die bedeutendsten Gebäude.“ Das Leben und die Einrichtungen sind ganz so, wie wir sie in der Schilderung des Fichtelgebirges dargelegt. — So tritt uns in der Beschreibung der vier Jahreszeiten, in denen der Dichter selbst sein jugendliches Idyllenleben schildert, im Winter die große Familienstube entgegen, in welcher der Vater zugleich mit den Kindern seine Studirgeschäfte treibt, mit einem Ofen, unter dem ein Taubenstall, an den Fenstern Zeisig- und Stieglitzhäuser; am andern Ende des Pfarrhauses der Stall „mit allem möglichen Rind-, Schwein- und Federvieh.“ Im grimmigen Frostwetter wird der lange Tisch, der Wärme wegen, an die Ofenbank geschoben; um den „Kutschkasten vor unförmlichen Ofen laufen die Holzbänke, auf den die Kinder (er und drei Brüder, Fritz, Adam, Gottlieb und Heinrich) sitzen und laufen.“

Nach dem Abendessen läßt im Winter der Vater „noch einen Lustnachtisch des Winterabends zu, den die Viehmagd in der Gesindestube am Spinnrocken bei aller Beleuchtung vorträgt, welche die Kienspähne geben können, die man von Zeit zu Zeit in den Kienstock angezündet steckt." Auf diesem Nachtisch stehen — „außer mehren Confekttellern und Eistassen mit Volksmährchen — die von der Magd selbst getriebene Ananas von Geschichte eines Schäfers und seiner Thiergefechte mit Wölfen, wobei zu einer Zeit die Gefahr immer größer wurde und zur andern seine Verproviantirung." —

Aber so anmuthig Jean Paul diese seine Kinderwinterfreuden beschreibt, so geht doch ein sehr schmerzlicher Hauch durch sie und machte, daß aus einer neuen Ursache sein kindisches Herz sehnsüchtig dem Frühling entgegenschlug. Die Söhne des sonst geistreichen, aber engherzige Erziehungsplane befolgenden Vaters blieben immer „eingesperrt" den Winter über, „den ganzen Vormittag in der Wohnstube mit Auswendiglernen zubringend." Nur, wenn im Dorfe ein schweres Redegeschäft auszurichten ist, wird Jean Paul aus seinen Lerngeschäften verschickt, kann nur bei solchen Gelegenheiten in's Freie und Kalte „und nur dann sich mit dem neuen Schnee messen." — Aber im Frühling — „da wurden wir armen, vom ganzen Winter und Kerkermeister in den Pfarrhof eingeschlossenen Kinder durch den vom Himmel gesandten Engel der Jahreszeit befreit und hinausgelassen in die freien Felder und Wiesen und Gärten. Man sollte nur wissen, was das heißt, auf einmal nicht etwa aus

Stadtmauern, welche viel Feld umschließen, sondern aus Hofmauern und zwar sogar über das ganze Dorf hinwegzukommen, in mauerfreie Bezirke hinaus und in das Dorf von oben zu sehen, in das man nicht von unten gesehen." — Aber wie verkümmert und beschnitten ihm selbst der Frühling und der Sommer durch seinen sonderbaren Vater wurde, geht, so sehr die Pietät des, seine Eltern heilig verehrenden Sohnes diesem auch nur die leiseste Klage darüber verbot, aus seinen Beschreibungen fast zu schmerzlich hervor. „Die Frühling- und Sommermorgen glänzen mir noch mit unvertrocknetem Thau, an welchen ich dem Vater den Kaffee in den außer dem Dorfe liegenden Pfarrgarten trug, wo er im kleinen, nach allen Seiten geöffneten Lusthäuschen seine Predigt lernte, so wie wir Kinder den Lange später im Grase. Der Abend brachte uns „zum zweitenmale" mit der Salat brechenden Mutter in den Garten vor die Johannis- und die Himbeeren! — Nach dem Abendessen setzte sich der Vater mit der Pfeife in's Freie, d. h. hinaus in den — „ummauerten Pfarrhof," und ich sammt den Brüdern sprang im Hemdtalare in der frischen Abendluft herum, und wir thaten, als seien wir die noch kreuzenden Schwalben über uns." — Bei Gelegenheit seiner ersten Kinderliebe zu einem „blauäugigen Bauermädchen" erzählt er: „Wenn sie Abends ihre Weidekühe nach Hause trieb, die Paul am unvergeßlichen Glockengeläute erkannte, kletterte er auf die Hofmauer, sie zu sehen und heranzuwinken, und lief dann wieder herab an den Thorweg, an das Sprachgitter — um

durch eine Spalte hinaus die Hand zu bringen — mehr durfte nicht von den Kindern aus dem Hofe — und ihr etwas Eßbares, Zuckermandeln oder sonst in die Hand zu geben. Leider trieb er's in manchem Sommer nicht dreimal zu solchem Glück!" — Die Sonntage, „ordentlich für Pfarrer und Pfarrkinder erschaffen," hebt er darum so sehr heraus, „da er sein Genießen damit anfing, daß er noch vor der Kirche durch das Dorf mit einem Bund Schlüssel ging und den Pfarrgarten mit einem davon aufsperrte, um daraus einige Rosen für das Kanzelpult zu holen. In der Kirche ging es schon darum heiter zu, weil die langen Fenster den kalten Boden und die Weiberstühle mit breiten Lichtstreifen durchschnitten, und weil das Sonnenlicht um die Zauberhirtin Augustina herunterfloß. Auch ist die Freude nicht zu verachten, daß er nach der Kirche und vor dem Essen zu den Frohnbauern der Woche das gesetzmäßige Halbpfundbrod sammt Geld austragen durfte." „Man würde," fährt er fort, „mir vielleicht Unvollständigkeit vorwerfen, wenn ich eine andere Trinitatisfreude, bloß weil sie eine seltenere war, aufzuführen vergessen; dafür war sie eine desto größere, daß nämlich die Pfarrleute Hagen von Ködiz, unter der Predigt erschienen, und Paul's Spielkamerad, das kleine Pfarrherrlein, sich vor der Kirchthüre sehen ließ. Wenn mein Paul sammt Brüdern ihn aus seinem nicht weit entfernten vergitterten Chorstuhle erblickte, so hob auf beiden Seiten das Zappeln, Trippeln, das Herztanzen und Grußwinken an und an Predigthören war nicht mehr zu denken. Wer

aber nun nach dem ersten doch so freudigen Sturm kindlicher und elterlicher Vorbereitungen noch die seligen Zephyre und Windstillen des Abends beschrieben verlangt, der vergißt, daß ich nicht Alles vermag. Höchstens möchte noch dabei zu malen sein, daß spät Abends das Joditzer Pfarrhaus das Köditzer weit über das Dorf hinaus begleitete, und daß folglich dieses von Eltern und vom Pfarrherrlein erhöhete weite Hinausspringen über das Dorf in's Weite vollends so spät Seligkeiten ertheilen und nachlassen mußte, wovon im künftigen Leben ein Mehres." —

Noch tiefer sehen wir in die Beschränkungen dieser ihm so seligen Kindheit, wenn er erzählt, daß er es unter die größten Freuden derselben gerechnet habe, „wenn der Vater verreiste." Dann nur konnten „Paul und seine Brüder hinter den Augen der in Geschäfte verstrickten Mutter über die Hofklingelthüre hinaus nach einigem Grenzwildpret des Dorfes jagen, z. B. nach Schmetterlingen, Grundeln und Birkensaft und Weidenruthen zu Pfeifen, oder einen neuen Spielkameraden, des Schulmeisters Fritz, hereinlassen, oder Mittags läuten helfen, bloß um von dem Seil bei dem Ausschwingen der Glocke in die Höhe gezogen zu werden; oder auf einer Leiter einen freiliegenden Balken besteigen und von ihm auf das anderthalb Stockwerk tief gelegte Heu herunter springen, um unterwegs das Fliegen zu genießen;" dann erst konnte er „zuweilen das Clavier im obern Stock an's offne Fenster setzen und auf ihm über alle Maaßen in das Dorf herabspielen." — Unter solchen Umständen war es

eine große, tief in das Leben des Dichters hineingreifende Erscheinung, ein historisches Ereigniß, daß der „Vater den Helden einmal an den Hof nach Versailles mitnahm, wie man wohl Zedtwitz ohne Uebertreibung nennen mag, da es die Residenz der Patronatherrschaft der Joditzer Pfarrer war. Jedesmal, wenn er bei Hofe gewesen — im Sommer fast zweimal monatlich — setzte der Vater Abends Frau und Kind in das größte ländliche Erstaunen über hohe Personen und deren Hofceremoniel und über die Hofspeise und Eisgruben und Schweizerkühe, und wie er selbst aus dem „Domestikenzimmer" sehr bald zum Herrn von Plotho, oder auch zum Fräulein, und endlich zur Freiin von Platho, und stets wegen seiner Munterkeit zur Tafel gezogen wurde, wenn auch daran die bedeutendsten Rittergutsbesitzer Voigtlands saßen und aßen." — „Das eine Stunde entfernte Niederfallen der Joditzischen Pfarrsöhne vor dem Zedtwitzer Throne," fährt er fort, „wurde noch besonders jährlich durch eine prächtige Kutsche verstärkt, welche jeden grünen Donnerstag den Vater, als Beichtvater, zur Abendmahlfeier der Herrschaft abzuholen kam." — Wie glücklich seid ihr jetzigen Kinder, ruft er dabei aus, „die ihr so aufgerichtet erzogen werdet, zu keinem Niederfallen vor dem Range belehrt und von innen gegen den äußern Glanz gestärkt!" — Die Haupteindrücke dieses Ganges waren aber die, welche der Dichter in dem herrschaftlichen Garten einsog, den er ein einziges Mal in seinem Kinderleben bei solcher Gelegenheit betreten konnte. „Schwerlich hat je ein anderer Gesandter," sagt er, „als unser damals noch kleiner Hildburghäuser Legazionsrath un-

mittelbar nach der abgemessenen regelrechten Audienz solche romantische Stunden durchgeathmet und eingesogen, wie die Laubengänge, die Springbrunnen, die Mistbeete, die Baumaltane einem mehr in als außer sich phantasirenden Dorfkinde geben mußten, das zum erstenmale und einsam in diesen Herrlichkeiten mit gepreßter und weitgedehnter Brust umherwankte. Was den geschwungenen Paul wieder in die natürliche Wirklichkeit trug, war ein hölzerner Vogel an einem Seile, den er mit dem Eisenschnabel in das Schwarze einer Scheibe schießen lassen konnte. Ein köstlicher, vom Schlosse herabgesandter Obstkuchen hielt die Mitte zwischen Flug und Stand, und dessen süßer Nachgeschmack erhält sich unverwüstlich im Reliquiarium des Helden O ihr schönen einsamen Stunden und Gänge für das darbende Dorfkind, dessen Herz so gern sich füllen, ja nur sehnen wollte an der Außenwelt!" —

Etwas mehr erweiterte sich von Zeit zu Zeit sein Horizont, als er später nach der Stadt Hof geschickt wurde, um von den unterstützenden Großeltern Lebensmittel zu holen. Der zweistündige Weg führte über gewöhnliche reizlose Gegenden durch einen Wald und darin über einen brausenden Fluß voll Feldstücke, bis endlich auf einer Felderhöhe die Stadt mit zwei verknüpften Kirchthürmen und mit der Saale in der Thalebne den begnügsamen kleinen Träger übermäßig überschüttete und ausfüllte. Vor einem Höhleneingange nahe der Vorstadt, in welchem der Sage nach die Höfer sich im dreißigjährigen Kriege geflüchtet hatten, ging er mit dem kindlichen Schauer vor allen Kriegen und Marterzeiten vorüber,

und die nahe Tuchwalkmühle erweiterte mit ihren fortdauernden Donnerstößen und den unbändigen Maschinenbalken seine Dorfseele weit und groß genug, um die Stadt geräumiger darin aufzunehmen. — „Noch erinnerte er sich im 55. Jahre eines Sonntages, wo ihn, als er auf der Rückkehr gegen zwei Uhr die sonnigen beglänzten Bergabhänge und die ziehenden Wogen auf den Ehrenfeldern und die Luftschallen der Wolken überschaute, ein noch unerlebtes gegenstandloses Sehnen überfiel, das aus mehr Pein und wenig Lust gemischt und ein Wünschen ohne Erinnern war. Ach, es war der ganze Mensch, der sich nach den himmlischen Gütern des Lebens sehnte, die noch unbezeichnet und farblos im tiefen weiten Dunkel des Herzens lagen, und welche sich unter den einfallenden Sonnenstreifen flüchtig erleuchteten. Auch noch später hat bei ihm auf einer weiten Gegend der Nachmittagschein der Sonne diese Macht einer peinlich sich ausdehnenden Sehnsucht behauptet." — Da er auch im Schneewinter diese Gänge machen mußte, so verdankt er „diesen wöchentlichen Turnrennen manche später nachhallende Kräfte und überhaupt das beste Gegengift seiner widersinnigen Körpererziehung, welche, wie jede damalige, mit Pelzmützen, Purgirmitteln und Luftsperren, mit Warmhalten und Festschrauben und Schonen einer feindlichen Zukunft nicht vorbaute, sondern vorarbeitete."

Doch das Größte, was Jean Paul als Kind erlebte, waren die Höfer Jahrmärkte, die am Montag nach Jacobi einfielen. Denn hier „ließen die Großeltern die Mutter jedesmal in einer Kutsche holen, in der er auch mit einsaß. Eine Jahrmarktstadt mußte eine potenzirte

Doppelstadt werden und Alles an Glanze überbieten, was ein Dorfjunge sich nur vorgestellt. Wie Kaisern sonst Ehrentränke geschickt wurden, so wurde die Mutter stets von süßem Wein von den Eltern empfangen, und der Sohn ging mit etwas davon im Kopfe zum damaligen Haarkräusler Silberer. Dieser kühlte von außen den Kopf durch Brenneisen ab. Der Nachmittag wurde herrlich und aufsichtfrei und übertäubt und überglänzt unter dem bunten und lauten Getümmel der Menschen und Waaren. Paul hatte seinen Groschen Jahrmarktgeld von der Großmutter in der Tasche und konnte Alles kaufen. — Die vornehmsten und schönsten Damen hatt' er umsonst oben an den Fenstern, und er verliebte sich unten vorbeimarschirend überall hinauf, zeichnete jedoch keine über ihn so durch Stockwerk und Kopfputz erhoben als Favoritsultanin aus, sondern kaufte Mandeln und Rosinen für die viehweidende Augustine in Jodiz. Allerdings wurde gegen sechs, halb sieben Uhr Lärm und Lust größer unter den Abendstrahlen, die immer mehr sich und die Menschen verschönerten und vergelteten. In der tiefen Dämmerung dann und halben Nacht, welche die Jugend berauschen und begeistern, zog die Janitscharenmusik durch die Hauptstraßen, und Volk und Kindertroß zog betäubt und betäubend den Klängen nach, und der Dorfsohn hörte zum erstenmale Trommeln und Querpfeifen und Janitscharenbecken. In ihm entstand ordentlich ein Tonrausch, und er hörte, wie der Betrunkne sieht, die Welt doppelt und im Fliegen. Am meisten griffen in ihn die Querpfeifen ein durch melodischen Gang in der Höhe. Wie oft sucht' ich nicht diesen Gang vor dem

Einschlafen, wo die Phantasie das Griffbret oder die Tastatur verklungener Töne am leichtesten in die Hand bekommt, wieder zu hören, und wie bin ich dann so selig, wenn ich ihn wieder höre, als ob die alte Kindheit wie ein Tithon unsterblich geworden, bloß mit dem Tone und damit spräche zu mir.“ —

Noch in seinem sechzigsten Jahre sah der Verfasser den Dichter, der sonst so selten aus seiner Klause kam, jeden Jahrmarkt Nachmittag in Baireuth sich allein in das Gewühl werfen, um an dem Getön und dem Geruch der Jahrmärkte auch jene Kindheitsseligkeiten wieder einzuschlürfen und um sich zu erneuern! —

Was aber die Einsamkeit und Zurückgezogenheit dieser entscheidenden Kindheitsepoche noch bei Weitem vermehrte, war, daß Jean Paul selbst die Dorfschule seines Ortes nach kurzem Besuch nicht mehr betreten durfte. Denn als er bei dem Vater einmal sich darüber beschwert, daß ein langer Bauersohn ihn mit einem Einlegemesser ein wenig auf die Fingerknöchel geschlagen, gab dieser, „in seinem ehrgeizigen Zorne,“ ihn und seinen Brüdern allein den Unterricht.

Die Folge dieser Einziehung so vieler Kinderfreuden war nun einmal, daß Jean Paul den Grund zu der tiefen, unaufhörlichen schmerzlichen Sehnsucht, die durch sein Leben und alle seine Werke zieht, schon in dieser seiner seligsten Lebenszeit legte, und dann, daß er in dieser schon in sein Inneres hinabzusteigen und mit demselben sich zu beschäftigen gezwungen war. Für einen, so nach allen Gütern dieser Welt dürstenden Knaben, der weder im Freien spielen, noch mit den wenigen Menschen seiner Umgebung

verkehren durfte, mußte die allergeringfügigste Sache, das kleinste Ereigniß von größter Wichtigkeit und Einwirkung werden, und, was Andre kaum der Aufmerksamkeit für würdig hielten, mußte er mit Liebe und Ehrfurcht betrachten. Er mußte ferner, da ihm die wenigen Dorfleute selbst fern blieben, jeden Menschen mit gleicher Sehnsucht und Liebe umfassen, zumal die Entfernung selbst in dieser vertraulichen Dorfnähe ihm eben jeden Menschen der Liebe würdig zeigte, und, da er mit keinem in Conflikt kam, die Täuschungen, welche den Haß erzeugen, ihm fremd bleiben ließ.

Was jene unermeßliche Sehnsucht, die damals schon in ihm lebte, betrifft, so führt Jean Paul selbst eine Menge Züge von ihr an. Der Ausschluß aus der Schule war vielleicht die erste und größte und gefühlteste Entbehrung, die ihn traf, und sein Schmerz wuchs, wenn er jeden Winter die Schulkinder in einen Hafen einlaufen sehen mußte, der ihm versperrt blieb. Daher blieb ihm selbst auch diese Dorfschule für sein ganzes Leben im rosenrothen Lichte der Erinnerung; und der „lungensüchtige magere, aber aufgeweckte Schulmeister, den er, wie alles Lebende, lieb gewonnen, mit dem er alle Wartangst theilte, wenn er hinter seinem, zum Fenster hinausgehaltenen Finkenkloben auf einen anfliegenden Stieglitz lauerte, oder wenn er das Zuggarn über die Emmerlinge auf dem Vogelheerde draußen im Schnee herüberzuschlagen vorhatte," geht unter mancherlei Gestalten durch seine Dichtungen. — Diese Sehnsucht und Eingezogenheit mußte denselben Einfluß äußern auf die Bilder und Vorstellungen seiner Phantasie, und die Richtung seiner Ge=

müthsneigungen, wie auf die Bildung seines Geistes. Er bekam, wie er selbst sagt, „von da an eine eigne Vorneigung zum Häuslichen, zum Stillleben, zum geistigen Nestmachen.“ Dieser Haussinn zeigte sich zuerst überall in den Phantasien des Knaben; die jungen Schwalben pries er glücklich, weil sie in ihrem ummauerten Neste innen so heimlich sitzen konnten in der Nacht. — Wenn er in den großen Taubenschlag auf dem Dache hineinstieg, so war er in diesem Zimmer voll Zimmerchen oder Taubenhöhlen ordentlich wie zu Hause, und die Antlitzseite desselben war ihm ein Louvre oder Escurial im Kleinen. „Ich fürchte nur,“ fährt er fort, „man läßt es mir selber entgelten, wenn ich die kindische Kleinigkeit in meinen Vorlesungen aufnehme, daß er ein vollständiges Stück Fliegenhaus aus Thon, eigentlich ein Lustschloß, gebaut, so lang und breit wie eine Männerfaust und um etwas höher; es war aber das ganze Speisehaus roth angestrichen und mit Dinte in Ziegelquader abgetheilt, mit Stockwerken, vielen Treppen, mit Geländern und Kammern, einem geräumigen Dachboden versehen, außen oben mit Erkern und Vorsprüngen und sogar mit einem Rauchfang versorgt. Wenn nun Paul die unzüchtigen Fliegen in diesem weiten Lustschloß treppauf treppnieder in alle große Zimmer und dann gar in die niedlichen Erkerlauben sah, so machte er sich eine Vorstellung von ihrer häuslichen Glückseligkeit und wünschte selber darin an den Fenstern mitzulaufen, und er setzte sich an die Stelle der Hausbesitzer, welche aus den weitesten Zimmern sich in die niedlichsten, engsten Kämmerchen und Erkerchen zurückziehen konnten.“ —

Wenn wir alle als Kinder von Zeit diese Sehnsucht nach dem Kleinen getheilt, so war sie bei Jean Paul bis in sein höchstes Alter hinein vorwaltend. „Noch jetzt," sagte er im Jahre 1818, „kann der gute häusliche Narre im zugemachten Kutschkasten ganz vergnügt sitzen und in die Seitentaschen mit Sehnsucht hineinsehen und sagen: ein prächtiges, stilles, feuerfestes Stübchen!" — —

Die „uferlose" Thätigkeit des Knaben warf ihn nun ferner vornehmlich auf geistige Spiele, die er mit unsäglicher Wollust trieb. Er erfand sich neue Buchstaben, er verfertigte Uhren, Bücher aus Papierschnitzeln. Von welch' tiefer Bedeutung ihm die geringfügigen Spiele, welche Kinder allein treiben, jene „aufgelesenen Bruchstücke, welche in jeder andern Kindheit umhergestreut sind, erscheinen, und wie sehr sie ihn nicht nur damals, sondern auch sein ganzes Leben hindurch beschäftigten, sieht man daraus, daß er sie in seiner Selbstbeschreibung auf das Umständlichste beschreibt, trotz daß er den Biographen von ihm lächerlich macht, der „daraus etwas Besonderes zusammenlesen wolle." Wie tief und unaufhörlich aber der auf sein Inneres allein angewiesene lern- und forschbegierige Knabe schon damals sich selbst beobachtet, sehen wir aus Mittheilung einer Thatsache, die dem Dichter selbst bis an seine letzten Tage wunderbar vorkam, und deren Eindruck ihm, wie seine Frühlingsgeburt, wie die Segnung durch den Großvater, beständig gegenwärtig blieb. „Nie vergeß' ich," sagt er, „im Jahre 1818 (dem Verfasser erzählte er sie später oft; siehe dessen Schriftchen über seine letzten Tage), die noch keinem Menschen erzählte Erscheinung in mir, wo ich be

der Geburt meines Selbstbewußtseins stand, von der ich Ort und Zeit anzugeben weiß. An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Hausthüre und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht: ich bin ein Ich, wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr und seitdem leuchtend stehen blieb; da hatte mein Ich zum erstenmale sich selber gesehen und auf ewig. Täuschungen des Erinnerns sind hier schwerlich gedenkbar, da kein fremdes Erzählen sich in eine bloß im verhangnen Allerheiligsten des Menschen vorgefallne Begebenheit, deren Neuheit allein so alltäglichen Nebenumständen das Bleiben gegeben, mit Zusätzen mengen konnte." —

Diese fortwährende Selbstbeschäftigung mit seiner eignen Seele, die ihm die Armuth des äußern Kinderlebens zuerst aufzwang, ward noch mehr befördert durch die Art, wie ihm selbst von seinem Vater die geistige Nahrung des Wissens zugeführt wurde. Er mußte an den Büchern „wie ein kräftiger Hellseher sich selber magnetisiren." Vier Stunden Vor- und drei Stunden Nachmittags gab der Vater den Söhnen Unterricht, und dieser bestand bloß darin, daß er sie nur auswendig lernen ließ, Sprüche, Katechismus, lateinische Wörter und Langen's Grammatik; die lateinischen Beispiele, ohne sie zu verstehen. Ging der Vater an schönen Sommertagen über Land, mußten die Söhne in der Stube unterdeß Aufgaben lernen. Selbst aus dem „**Speccius**" mußte er in's Latein übersetzen, ohne einen Corrector der Fehler zu finden. Die Gespräche in Langen's Grammatik „weissagte" er sich deutsch aus Sehnsucht ihres Inhalts; in einer la-

teinisch geschriebnen griechischen Grammatik studirte er „hungrig und durstig" das Alphabet. Als der Vater ihm eine Freude damit machen wollen, ein kleines lateinisches Wörterbuch mit ihm zu treiben, und er bei der ersten Seite das Wort lingua nicht ganz richtig aussprechen lernte, „entzog ihm der Vater in zorniger Ungeduld auf immer selbst das Vocabelbuch und dessen Erlernen." Ohne ein Wort von Geschichte, sowohl alter als neuer — Naturgeschichte, dem Wichtigsten aus der Erdbeschreibung, desgleichen Arithmetik und Astronomie, so wie Rechtschreibung — ward der Knabe zwölf Jahr alt, und selbst später lernte er alles dies nur schriftlich und brockenweis aus der Allgemeinen Deutschen Bibliothek! Desto lechzender war sein Durst nach Büchern in dieser geistigen Saharawüste. Ein jedes Buch war ihm „ein frisches grünes Quellenplätzchen, besonders der orbis pictus und die Gespräche im Reiche der Todten; aber es war auch die Bibliothek seines Vaters ihm nur offen, wenn derselbe nicht darin und daheim war." Wenigstens lag der Knabe doch oft auf dem platten Dache eines hölzernen Gitterbettes (ähnlich einem vergrößerten Thierkäfig) und kroch auf Büchern, um eines für sich zu haben. Man erwäge nur, in einem volkleeren Dorfe, in einem einsamen Pfarrhause mußten für eine so hörbegierige Seele Bücher sprechende Menschen, die reichsten ausländischen Gäste, Mäcene, durchreisende Fürsten und erste Amerikaner oder Neuweltlinge für einen Europäer sein!" —

Auf diese Weise wurde selbst das, was den meisten Menschen in diesem Alter ein beständiger Quell von Qual wird, die nur von den Vergnügungen des Wissens oder

von dem Ehrgeiz des Emporragens vor Andren gemildert wird, für Jean Paul's Seele ein Gegenstand schmerzlichen Sehnens; er mußte seiner Natur nach in seiner einsamen Welt die größte Freude an jener Qual des Lernens empfinden, und doch wurde sie ihm vorenthalten! „Es war nichts Leichtes," sagt er, „an einem blauen Juniustage, wo der Allherrscher Vater nicht zu Hause war, sich selber in einem Winkel festzusetzen und gefangen zu nehmen und zwei oder drei Seiten von Vocabeln in den Kopf einzuprägen; und doch wußt' ich immer das Meine!"

Man wird dadurch dem Vater fast gram! Aber mit solchem Nachdruck auch der Biograph Jean Paul's von den Mißgriffen und Fehlern in der Erziehung seines Vaters, die der Sohn mit gottesfürchtiger Pietät nur sanft andeutete und halb verhüllte, sprechen, und solcher Schmerz ihn beim Andenken an diesen beschränkten Hüter denken muß, der mit dem Schulstock vor das Kindheitsparadies des Dichters sich stellte, so würde der verklärte Geist desselben ihm mehr als dem größten Sünder zürnen, wenn er nicht die hohen und schönen Züge des väterlichen Herzens emporhöbe, zumal sie dem Sohne zu den herrlichsten Seiten seines Seins und Wirkens als Muster vorgeleuchtet. Das vorzüglichste Erbtheil, das der Vater ihm hinterließ, war das Gedächtniß an dessen „uneigennützige Menschenliebe. Wenn ich bedenke," ruft er in den spätern Notizen aus, „wie ich nie ein Wort oder einen Zug des Eigennutzes vom Vater vernommen, so muß ich Gott danken; immer hört' ich von ihm Erzählungen, wie er und andre Geistliche ihre Kleidungsstücke

hingegeben der Armuth; mit Freude erzählte er es bloß als Nothwendigkeit, nicht als Anmahnung." — Er schnitt das Brod für die Frohnbauern zu groß, er schickte dem Schulmeister trotz seiner drückenden Umstände von Allem, was er genoß. Er stand „neben den Feldarbeitern nicht als ein Treiber und Frohnvogt, sondern als freundlicher Seelenhirt, der an der Natur und an den Beichtkindern gleichen Antheil nimmt." „Wenn ich," sagte er hier an einer andren Stelle, „andre Geistliche und Rittergutsbesitzer so reichlich vom Kopf bis zum Fuße ausgerüstet sehe mit Saugrüsseln, Saugstacheln und allen Einsauggefäßen, so daß sie immer an sich ziehen, so find' ich bei meinem Vater leider das äußere Saug- oder Einsaugsystem fast in gar zu siechem schwachen Zustande, und er dachte zehnmal des Tages wohl an das Geben — er hatte nur aber Wenig dazu — aber kaum einmal an das Nehmen, womit er doch sich selber hätte etwas geben können; und wenn ich später an so manchem Menscheninsect gute Freßzangen zu bewundern hatte, so hielt mein Vater weiter nichts als Geburtzangen in der Hand, welche bloß fremde Leben bringen und fristen." Als dieser Vater nach zehnjährigem Darben auf dem kleinen Dorfe endlich die Berufung zn einer reichen Pfarre erhielt, da brachte er die Freudenpost ernst und traurig, weil „in ihm schon der Abschied von der geliebten Gemeinde zu weinen anfing, welche seit vielen Jahren seine zweite Familie geworden." Diese Menschenliebe fand Jean Paul auch bei seinen Großeltern mütterlicher Seite, und der Dichter dankte abermals Gott, wenn er bedachte, wie „christlich gebend" sein Großvater gewesen. „Wenn," sagt er an

einer andern Stelle bei Gelegenheit der Verheirathung seines Vaters, „ein Bürger, der durch Tuchhandel und Schleierhandel wohlhabend geworden, von seinen zwei einzigen Töchtern die schönste, kränklich zart gebildete und geliebteste einem dürftigen Tertius, der mit seinen Gläubigern eine Tagereise von ihm wohnt, nicht versagt, so mußte in dem Tuchmacher eine über sein Tuch und Geld erhabne Seele wohnen."

Doch von nicht wenigerm Werth war für ihn die stolze und aufrechte geistige Haltung des Vaters, der im Selbstbewußtsein seines Werthes vor Niemand niederfiel und eher starrköpfig als servil zu nennen war. Bei den Besuchen in Zedtwitz bei seiner Patronatherrschaft war er „wie ein alter lutherischer Hofprediger, der die unabsehliche Größe des Standes, wie das Erscheinen der Gespenster anerkannte, ohne vor beiden zu beben." Als aber die reiche Stelle erledigt worden, und die Frau von Plotho, die Gönnerin Richter's, sie zu vergeben hatte, „ging er nur seltner nach Zedtwitz. Vollends eine Bittschrift um die Pfarrei, oder nur eine mündliche Bitte zu bringen, dies hätte ihn nach seiner altgläubigen Ueberzeugung, daß nur der heilige Geist zum heiligen Amte rufen müsse, als eine Simonie befleckt. So mußte denn die geburtstolze Gönnerin sich den festen, amtstolzen, ärmlichen Schwarzrock ohne Bitte und ohne Gesuch gefallen lassen." —

Endlich blieb des Vaters edles geistiges Wesen nicht ohne hohe dichterische Einwirkung auf den Sohn, und grade durch dessen Liebe und dessen Betreiben der einzigen Kunst, die sich in dem nun innerlich lebenden Jean

Paul entwickeln und leben konnte, und die gerade in die Seelen einzieht, vor denen, wie vor dem singen lernenden Vogel im Käfig, durch Armuth und Einsamkeit die Außenwelt verhangen wird, die Tonkunst. „Ihr," sagt der Dichter, „war meine Seele überall aufgethan, und sie hatte für sie hundert Argusohren. Wenn der Schulmeister die Kirchengänger mit Finalcadenzen heimorgelte, so lachte und hüpfte mein ganzes kleines gehobnes Wesen wie in einen Frühling hinein; oder wenn gar am Morgen nach den Nachttänzen der Kirchweih, welchen mein Vater am nächsten Sonntage lauter donnernde Bannstrahlen nachschickte, zu seinem Leidwesen die fremden Musikanten sammt den bebänderten Bauerburschen vor der Mauer unsres Pfarrhofes mit Schalmeien und Geigen vorüberzogen, so stieg ich auf die Pfarrhofmauer, und eine helle Jubelwelt durchklang meine noch enge Brust, und Frühlinge der Lust spielten darin mit Frühlingen. Viel Stunden widmete ich mich einem alten verstimmten Clavier, dessen Stimmhammer und Stimmmeister nur das Wetter war, dem Abtromnirte meiner Phantasien." — Aber auch zur Bildung dieses Talentes, das sich in der Folge von selbst so ausbildete, daß Zuhörer seiner Phantasien in späteren Jahren erklärten, er hätte ein eben so großer Tonsetzer als Dichter werden können, that der Vater, gemäß seiner sonderbaren Erziehungsweise, nichts. Der „so clavierfertige Vater wies ihm keine Taste und Note." — Aber es war dagegen der Anblick des hierin so begeisterten Vaters, welche ihn durch das anfeuernde Beispiel so gewaltig zu der Tonkunst hinzog. Trotz daß Jean Paul dem Vater einen Vorwurf

daraus macht, daß er, „des Brodes halber," die Tonkunst aufgegeben, so berichtet er doch, wie diese Muse den Vater nicht verlassen. „Besuchte sie ihn denn nicht," sagte er, „als alte Geliebte im Nonnengewande der heiligen Jungfrau und brachte ihm im einsamen, tonlosen Pfarrdorfe Jodiz jede Woche Kirchenmusiken mit?" Und Winterabends hatte er, „wenn die Kinder in bloßen langen Schlepphemden auf und abhüpften, gewöhnlich sein rastrirtes Foliobuch vor sich, worauf er eine vollständige Kirchenmusik mit der ganzen Partitur mitten unter den Kindertönen setzte, und der Knabe sah dem Schreiben zu und bewunderte den Vater, „wie er seine innere Musik ohne alle äußere Hülftöne und unverstimmt vom Kinderlärm setzte." —

Aber auch sonst sah er den Vater von einem heiligen poetischen Lebensrest ergriffen, der in dem Sohne sogleich dieselbe Stimmung hervorrief, ihn zum Nachdenken aufforderte und seiner Phantasie Beschäftigung gab. „Der Vater nämlich," erzählte er, „kann an dem Christmorgen stets wie mit einem Trauerflor bedeckt aus seiner Stube in die lustige leuchtende Wohn- und Gesindestube herab; die Mutter selber versicherte ihre Unwissenheit über diese jährliche Traurigkeit und Niemand hatte Muth zur Frage. So war auch das Erste, was bei dem Kinde, nachdem es jubelnd und trunken nach Durchlebung des heiligen Kinderschauers vor dem lang verheißnen Christkinde zu den Weihnachtsgaben hingestürzt war, aufstieg, nicht eine Thräne der Freude, sondern ein Seufzer über das Leben! — Und die väterliche Trauer ist nach ihm aus der späteren des Sohnes zu erklären, da der Letztere seit

vielen Jahren selber eine solche bei aller äußern Freudigkeit und Thätigkeit zu verhüllen hat. — Es ist eben bei Beiden nur das, bei jenem von Kirchenstücken, bei diesem von Romanen hervorbrachte, wunde Wehgefühl der Vergleichung zwischen dem männlichen Herbst der Wirklichkeit und dem kindlichen Frühlinge vor ihnen, in welchem noch dicht aus dem Stamme der Wirklichkeit die Blüthen des Jedeals ohne Umwege von Blättern zu Aesten wachsen. — Und dem Knaben bezeichnete damals der Uebertritt oder Ueberflug aus dem wogenden spielenden unabsehlichen Meere der Phantasie auf die begrenzte und begrenzende feste Küste der Wirklichkeit sich mit dem Seufzer nach einem größern, schönern Lande." —

Mit dem zwölften Jahre endigt sich diese enscheidende Epoche für den Dichter. Um ihre Bedeutung ganz aufzufassen, muß man sich beständig vergegenwärtigen, und wir können es nicht oft genug wiederholen, daß sie die glücklichste in seinem Leben gewesen, und nur darum, weil in ihr die Sehnsucht nach den kleinsten wie größten entzogenen Gütern von der blühenden Schöpfungskraft einer durch Einsamkeit früh geweckten Phantasie und Reflexion mit dem poetischen Schein noch ungetäuschter, grüner, unbestimmter Hoffnung und süßer Ahnungen umglänzt blieb. Um aber endlich ganz sich bewußt zu werden, wie alle jene kleinen Züge, die wir mittheilten, und von denen wir für spätere Gelegenheit uns noch mehre vorbehielten, für den Dichter von so großer Bedeutsamkeit sein und bleiben mußten, kann man sich die Abgeschiedenheit seines Kindheitdörfchens am Ausgang des Fichtelgebirgs nicht groß genug vorstellen. Glücklicher

Weise hat uns der Dichter selbst einen höchst bezeichnenden Zug davon aufbewahrt. Während Göthe so ausführlich die Theilnahme seiner Knabenzeit an dem siebenjährigen Kriege, die mannigfachen Eindrücke, welche die Parteiungen und Kriegsereignisse auf die junge Seele machten, darstellt, erzählt Jean Paul die seinige an den damals die politische Welt bewegenden Kriegen wegen der ersten polnischen Theilungen also. „Der Vater bekam von seiner Patronatherrin die Baireuther Zeitung geschenkt; monatlich oder vierteljährlich — so oft er eben nach Zedwitz ging — brachte er einen Monat- oder Vierteljahrgang auf einmal nach Hause, und ich und er lasen einen so großen Abhub mit Nutzen, eben weil wir sie mehr band- als blattweise bekamen. Gewöhnlich am Morgen trug ich meinen Neuigkeitenatlas in das Schloß zur alten Frau von Reitzenstein und weissagte am Kaffeetischchen und ließ mich loben. Noch erinnere ich mich einer damals oft vorkommenden Mehrzahl „Conföderirte." Höchst wahrscheinlich war in Polen der Plural; aber ich entsinne mich nicht des geringsten an ihm genommenen Antheils, wahrscheinlich weil ich nichts vom ganzen Handel verstand. So parteilos und ruhig wurden nun in unsrem Dorfe die polnischen Affairen beurtheilt, so wohl von mir, als von der alten Frau von Reitzenstein, meiner Zuhörerin."

Ehe wir endlich den Dichter in seine eigentlichen Lehrjahre begleiten, müssen wir noch vor dem Leser vorübergleiten lassen, in welcher Gestalt ihm das erschien, was er „seine erste Liebe" nennt; auch in diesem Höchsten war sein Leben allen andren Ereignissen, die sonst auf die Menschen-

seele einwirken, gleich. „Es war ein blauäugiges Bauermädchen seines Alters, die wir unter dem Namen Augustine bei einer andren Gelegenheit schon erwähnten," von schlanker Gestalt, eirundem Gesicht mit einigen Blatternarben, aber mit den tausend Zügen, welche eben wie Zauberkreise das Herz gefangen nehmen. Zu einer Liebeserklärung kam es zwar bei Paul nicht — aber von Weitem spielte er doch seinen Roman lebhaft so, daß er in der Kirche von seinem Pfarrstuhle aus sie in ihrem Weiberstuhle ziemlich nahe genug ansah und nicht satt bekam. Und doch war dies nur Anfang; denn wenn sie Abends ihre Weidekühe nach Hause trieb, sah er sie von der Hofmauer herab, um ihr Zuckerwerk zu geben. Leider trieb er's in manchem Sommer nicht dreimal zu solchem Glück; hatte er ihr aber einmal seine Mandeln zustecken können, so erwuchs freilich aus ihnen ein ganzer, blühender im Kopfe hängender Garten voll Duft, und er ging darin wochenlang spazieren. Und auf dem Höfer Jahrmarkt ließ er alle geputzten Damen unbeachtet und kaufte Zuckerwerk für die viehweidende Augustine in Jodiz. Uud in dieser Brennweite der Liebe blieb Augustine gegen Paul, und er erlebte in Jahren nie eine Zeit, ihr nur die Hand zu drücken! An einen Kuß wollen wir gar nicht denken. Schon wenn er zuweilen einem nicht schönen Dienstmädchen seiner Eltern, das er nicht einmal liebte, verschämt und heftig an den Mund flog, brauseten in dem Kusse Spiele und Körper unbewußt und schuldlos mit einander auf; aber vollends der Mund einer Geliebten hatte ihn in heiße Himmel eingetaucht und ihn darin in einem glühenden Aether zer-

lassen und verflüchtigt.“ — „Und doch,“— so rief Jean Paul in seinem späten Alter aus, damit mehr als durch irgend einen Zug bezeichnend, was ihm das Kindheitleben in Jodiz sein Leben hindurch geblieben — „und doch wollt' ich, er wäre schon in Jodiz ein oder ein paarmal verflüchtigt worden!“ — Dafür blieben ihm aber „die Kuhglockenspiele lange Zeit die Kuhreigen der hohen, fernen Kindheitalpen — und noch wogte sein altes Herzblut, wenn diese Klänge ihm wieder zugeweht wurden — als Töne von Windharfen hergespielt aus weiter, weiter, schöner Ferne, und er möchte dabei fast weinen vor Lust. Denn man geselle der Liebe auch nur den kleinsten Ton zu, und wäre die Kuh die Glöcknerin, so verdoppelt dieser seine orphische Zauber- und Bannkraft, und seine unsichtbaren Wogen wiegen und führen das Herz in's Freie hin, und er weiß nicht, ist er zu Hause oder in der Ferne, und der Mensch regiert froh, zugleich über Haben — und Entbehren!“

Drittes Kapitel.

Des Dichters Lehrjahre in Schwarzenbach an der Saale.

Es war am 9. Januar 1776, also im beinahe vollendeten dreizehnten Jahre, als Jean Paul mit seinem nach Schwarzenbach an der Saale als ersten Pfarrer versetztem Vater dem Ort seiner Geburt und dem Schooß des Fichtelgebirges um mehre Meilen wieder näher zog und seinen Vater in einen unabhängigern und größern Wirkungskreis begleitete, von wo 15 Jahre später des Dichters Ruhm und eigentliche Wirksamkeit zuerst ausgehen sollte. —

Schon nach den ersten Schritten aus seinem bisherigen Aufenthaltsorte lag derselbe als ein Gegenstand tiefer Sehnsucht hinter ihm, als ein Ort, welcher die erste Liebe seines kindlichen Herzens ihm auf immer verbarg. Der Dichter erinnert sich in seiner Selbstlebensbeschreibung von dem ganzen geräuschvollen Umzuge von Joditz nach Schwarzenbach an der Saale keines andern Umstandes, als daß er seiner Augustine von dem neuen Wohnorte „einige artige Potentaten überschickte, die er mit

Fett und Ruß nach ihrem gemalten Leben gezeichnet und mit dem Farbenkästchen täuschend illuminirt hatte, ein Liebesandenken, an welchem er die ganzen ersten Wochen in Schwarzenbach gearbeitet. —

Dies geschah im dreizehnten Jahre Jean Paul's, und vergleicht man damit die seltsamen und abenteuerlichen Streifereien, welche in demselben Alter nach seiner eignen Darstellung Göthe in der gewühlvollen Reichsstadt Frankfurt an der Seite seiner Herzensprinzessinnen unternahm, so treten noch deutlicher die kindliche Unschuld, die Reinheit des Gemüths und die engbegrenzte äußere Ideenwelt der reifern Knabenjahre unseres Dichters vor Augen.

So wichtig und einflußreich jedoch das Leben in dem Dörflein Jodiß auf die spätere Gefühl-Phantasie- und Dichterwelt Jean Paul's wurde, so gewann dieselbe Bedeutung der Aufenthalt in Schwarzenbach an der Saale in Bezug auf die reingeistige und Verstandesentwickelung des Dichters, auf die Natur der von ihm eingesammelten Kenntnisse, die Art, dieselben einzusammeln, sie zu verarbeiten, mithin besonders auch auf die Form seiner Darstellungen. Ehe wir jedoch diesen wichtigen Theil des Schwarzenbachers Lebens, dessen Einwirkungen und spätere Nachwirkungen verfolgen, wollen wir das Wenige, was der neue Lebenskreis in den drei Jahren, während welcher Jean Paul in demselben sich bewegte, an äußern Bildern und dichterischen Einnerungen Neues darbot, nach seinen eigenen Angaben dem Leser vorführen.

Schwarzenbach selbst, als ein nicht unbedeutender Marktflecken, hätte nach den uns bekannten, ärmlichen

Joditzer Umgebungen eigentlich dem Knaben als eine ungemein reiche Welt vorkommen müssen; aber der Dichter sagt uns davon weiter nichts, als daß es „einen Pfarrer und einen Caplan, einen Rector und einen Cantor, ein Pfarrhaus voll kleiner Stuben und zweier großen, diesen gegenüber zwei große Brücken mit der dazu gehörigen Saale — und gleich daneben das Schulhaus, so groß wie das Joditzer Pfarrhaus, und unter den Häusern noch ein Rathhaus, nicht einmal gerechnet das lange leere Schloß" — gehabt habe. Aber wir finden weder jener freudigen Gänge nach Hof, noch überhaupt irgend einer der Joditzer Idyllenfreuden gedacht. Aus dem Schweigen des Dichters hierüber ist schon zu folgern, daß er wirklich in Schwarzenbach dieselben entbehrt, und daß ihm sogar die ärmliche Kinderwelt jenes Dörfchens, deren Armuth uns bereits schmerzlich berührt, als ein fernes untergesunkenes Glück erschienen; daß er sogar gleich bei seinem ersten Schritt in eine etwas größere Umgebung auf der Leiter menschlicher Freuden einige Stufen herabgestiegen sei. Da nun diese erste schmerzliche Täuschung sogleich auf die Joditzer Welt folgte, da diese Täuschung mit jeder neuen Lebensepoche fast bis zum männlichen Alter sich wiederholte und mit den erwachenden immer höheren Wünschen und Bedürfnissen in ein steigendes Mißverhältniß gerieth, so ist wohl dadurch schon einigermaßen erklärt, warum eine so ärmliche Kinderzeit das Ideal einer so reichen Dichterwelt werden konnte. —

Wie schon einmal erwähnt, verbot die kindliche Pietät dem Dichter jede laute Klage über seine Eltern. Dennoch sind uns einige Andeutungen hinterlassen worden,

welche erklären, warum bereits in Schwarzenbach die drückenden und von ihm bereits schwer gefühlten Lebens- und Jugendstunden angegangen sind.

„Der Vater durfte in Jodiz Schulden machen,“ sagte er in einer seiner Aphorismen, „bei dem, jedoch mehr eingebildeten, als wirklichen, Reichthum seiner Schwiegereltern und seiner Vocationaussichten.“ — Er hatte nun allerdings in Schwarzenbach ein bedeutenderes Gehalt, aber davon um so weniger Genuß, als sogleich in den ersten Jahren die Gläubiger bedeutende Abzüge davon erhalten mußten. Dies, in Verbindung mit körperlichen Leiden, verwandelte den früher als so heiter geschilderten Pfarrer in einen mißmüthigen Mann. — „Der Vater,“ sagt auch hierüber Jean Paul selbst in seinen Notaten, „war oben in der Studir- und Geschäftsstube; er konnte nur an sich denken; er hielt uns dem Rectorat übergeben und es war keine Frage mehr nach Fortschritten! — Jetzo war ich eigentlich ohne Aufsicht.“ Und an einer andern Stelle: „Der Vater ritt allein nach Jodiz und Zedwitz; alle frohen Fußreisen zu Geistlichen in der Nähe waren weggefallen; nur in einem Orte war ich eingepfarrt, von einem körperlich und geistig umschränkten Hofraum war ich umgeben, ohne Männer, Lehrer, ohne Ideen, ohne alles Geistige.“ — Natürlich mußte nun auch dieser Mißmuth des Vaters in der ganzen Familie wiederklingen. Jean Paul klagt sich darum in denselben Andeutungen, die er sich zu Schilderungen seines Schwarzenbacher Leben aufgezeichnet, von dem er aber die Schattenseite darzustellen eben aus Schonung für seinen Vater nicht über's Herz

bringen konnte (und wahrscheinlich war auch dies mit ein Grund, warum er so plötzlich seine Selbstbiographie abbrach, als er an jene Schilderung kam) — er klagt sich in diesen Andeutungen mit Schmerz selbst an, daß er wohl angefangen habe, „den Vater minder zu lieben, und sogar den Abendgesprächen, welche derselbe mit dem Kaplan führte, nicht mehr so theilnehmend und freudig zuzuhören," ja daß er ihn „gequält zu haben" fürchtete. —

Auch die Gegend um Schwarzenbach war, wiewohl dem Fichtelgebirge näher gelegen, ebener, kahler, und der Knabe, der sich aus derselben nicht entfernen durfte, vermißte um so schmerzlicher die Anhöhen um Jodiß.

So war der Dichter nur im Stande, aus dem ganzen dreijährigen Leben in Schwarzenbach drei und ohnehin einzeln stehende, dichterische Freudenmomente hervorzuheben. — Die erste Geschichte einer zweiten potenzirten Liebe, in welcher er es bis zum ersten Kuß brachte, ist davon der bedeutenste, ist in diesem unschuldigen Knabenleben ein zu rührendes und war für den Dichter ein zu bedeutendes Ereigniß, als daß es irgend Jemand anders als mit seinen eigenen Worten je würde darstellen mögen:

„Wie früher dem Kirchenstuhle gegenüber," so erzählt er, „so konnt' ich nicht anders als zu der erhöhten Schulbank hinauf — denn sie saß ganz oben, die Katharina Bärin — mich verlieben in ihr niedliches, rundes, rothes blatternarbiges Gesichtchen mit blitzenden Augen und in ihre artige Hastigkeit, womit sie sprach und davon lief. — Am Schulcarneval, das den ganzen Fastnacht Vormittag einnahm, in Tänzen und Spielen

bestand, hatt' ich die Freude, mit ihr den unregelmäßigen Hopstanz zu machen, und so den regelrechten vorzuarbeiten und vorzutanzen. Ja, bei dem Spiele: wie gefällt Dir Dein Nachbar? — wo man auf das Bejahen des Gefallens zu Küssen befehligt wird und auf das Verneinen einem Hergerufenen unter einigen Ritterschlägen des Plumpsacks laufend Platz zu machen hat — trug ich letzte häufig neben ihr davon, eine Goldschlägerei, durch die meine Liebe wie reines Gold nur größer wurde. Alles dies konnten mir die Seligkeiten nicht abschneiden, ihr täglich zu begegnen, wenn sie mit ihrem schneeweißen Schürzchen und Häubchen über die lange Brücke dem Pfarrhause entgegenlief, aus dessen Fenstern ich schaute. Sie freilich zu erwischen, um ihr etwas Süßes nicht sowohl zu sagen, als zu geben, z. B. einen Mund voll Obst — dies war ich, so schnell ich auch durch den Pfarrhof eine kleine Treppe hinablief, um die Vorbeilaufende unten im Fluge zu empfangen, meines Wissens nie im Stande. — Inzwischen habe ich das Vergnügen, Allen, welche in Schwarzenbach bloß ein wiederholtes Jodiß der Liebe erwarten, zu melden, daß ich es zu etwas brachte. An einem Winterabende, wo ich meine Prinzessinsteuer von süßen Gaben schon vorräthig hatte, der gewöhnlich die Einnehmerin fehlte, beredete mich der Pfarrsohn zu dem verbotenen Wagstücke, während ein Besuch des Kaplans meinen Vater beschäftigte, im Finstern das Pfarrhaus zu verlassen, die Brücke zu passiren und geradezu in das Haus, wo die Geliebte mit ihrer armen Mutter oben in einem Eckzimmer wohnte, zu marschiren und unten in eine Art von Schenkstube einzudringen.

Ob Katharine aber zufällig da war und wieder hinaufging, oder ob sie der Schelm mit seiner Bedientenanlage unter einem Vorwand herunterlockte auf die Mitte der Treppe, oder kurz, wie es dahin kam, daß ich sie auf der Mitte fand, dies ist mir Alles nur zu einer träumerischen Erinnerung zerronnen; denn eine plötzlich aufblitzende Gegenwart verdunkelt dem Erinnern Alles, was hinter ihr ging. So stürmisch wie ein Räuber war ich zuerst der Geber meiner Erstgeschenke, und dann drückte ich — der ich in Joditz nie in den Himmel des ersten Kusses kommen konnte und der nie die geliebte Hand berühren durfte — zum ersten Male ein lange geliebtes Wesen an Brust und Mund. Weiter wüßte ich auch nichts zu sagen; es war eine Einzigperle von Minute, die nie da war, nie wieder kam; eine ganze sehnsüchtige Vergangenheit und ein Zukunfttraum waren in einem Augenblicke zusammen eingepreßt — und im Finstern hinter den geschlossenen Augen entfaltete sich das Feuerwerk des Lebens für einen Blick und war dahin. Aber ich habe es doch nicht vergessen, das Unvergeßliche." —

„Es war," fügte er später hinzu, „der erste Kuß und zugleich, wie ich glaube, der letzte dazu. Wie gewöhnlich, nahm ich während meines ganzen Schwarzenbacher Lebens mit meiner telegraphischen Liebe vorlieb, welche noch dazu ohne einen antwortenden Telegraphen sich erhalten und beantworten mußte." —

Die Reinheit seiner Seele, wie die bei weitem höher gestiegene Gluth der Auffassung jeder Gefühlserhebung, zeigt in noch höherm Grade die mit noch feurigern Farben in seinem hohen Alter geschilderte Be=

schreibung des ersten Abendmahls. Auch ist dieselbe in noch andrer Art für ihn merkwürdig. Die Erinnerung an die dabei durchlebten Gemüthserhebungen steht schon darum einzeln wie ein ferner großer Berg in einer dürftigen Ebne da, weil bald darauf seine Seele in religiöser Beziehung eine Richtung nahm, die ihm die Wirkung der kirchlichen Ceremonien und Dogmen, wenn nicht verlöschen, doch bedeutend schwächen mußte.

„Das Abendmahl" — und mit dieser Beschreibung schließt Jean Paul für immer seine ausgeführten selbstbiographischen Mittheilungen — „das Abendmahl steht auf dem Lande, oder noch richtiger unter echten Christen, nicht bloß als eine christliche, moralische toga virilis da; nicht wie in Städten für Mädchen als die Einkleidung weniger in Nonnen, als in Jungfrauen, sondern es ist die höchste und erste geistliche Handlung, das Bürgerwerden in der Gottesstadt; erst jetzt wird die frühere Wassertaufe eine wahre Feuertaufe, und das erste Sacrament steht im zweiten verklärt und lebendiger wieder auf. Vollends Kinder eines Geistlichen, welche so oft die Augen- und Ohrenzeugen fremder Vorbereitungen zu diesem Sonntage des Herzens gewesen, nähern sich ihm mit größerer Ehrfurcht. Diese stieg noch höher in mir durch den einjährigen Aufschub der Handlung, da meinem Vater das gesetzmäßige Alter von zwölf Jahren durch den 21. März nicht reichlich genug abgelaufen zu sein schien. Nun gebt diesen warmen Tagen der Religion noch einen Feuersprecher — nicht Besprecher — wie der Rector ist (von ihm nachher), der uns die schreckliche, bloß dieser Religionshandlung eigenthümliche Bedingung glü-

hend vor die Seele hält, daß der Unbußfertige, das Abendmahl genießend, gleich einem Meineidigen statt des Himmels seine Hölle verschlinge, und, wenn ein Erlöser und Heiliger in einen unreinen Sünder einziehe, die seligmachende Kraft seiner persönlichen Gegenwart in eine vergiftende sich verwandeln müsse. Heiße Thränen, die er selber mit vergießen half, waren das Wenigste, was seine Herzrede aus mir und Andren hervortrieb; glühende Reue des vorigen Lebens und feurige Schwüre auf ein künftiges tadelloses füllten die Brust aus und arbeiteten nach seinem Schweigen darin fort. Wie oft ging ich vor dem Beichtsonnabende unter den Dachboden hinauf und kniete hin, um zu bereuen und zu büßen, und wie wohl that es dann, an dem Beichttage selber noch allen geliebten Menschen, Eltern und Lehrern mit stammelnder Zunge und überfließendem Herzen alle Fehler abzubitten und diese und sich dadurch gleichsam zu entsühnen! Aber dann kam auch am Beichtabende ein sanfter, leichter, heller Himmel der Ruhe in die Seele, eine unaussprechliche, nie wiederkommende Seligkeit, sich ganz rein, nämlich gereinigt und entsündigt zu fühlen, mit Gott und den Menschen einen heitren, weiten Frieden abgeschlossen zu haben; und doch sah ich aus diesen Abendstunden des milden, warmen Seelenfriedens noch auf die Morgenstunden der himmlischen Begeisterung und Entzückung am Altare hinaus. — Am Sonntagmorgen versammelten sich die für den Opferaltar geschmückten Knaben und Mädchen im Pfarrhofe zum Einweihezuge in die Kirche unter Geläute und Gesang. Alles dies und sogar der Festanzug und der Blumenstrauß und die verdunkelten duftenden Birken

im Hause und im Tempel wurden für die junge Seele, deren Flügel schon in der Bewegung und in der Höhe waren, noch vollends ein mächtiges Wehen in die aufgespannten Flügel hinein. Sogar während der langen Predigt war das Herz mit seinem Feuer gewachsen; bloß Kämpfe wurden unter ihr gegen jeden Gedanken, der nur weltlich und nicht heilig genug war, geführt. — Als ich nun endlich von meinem Vater das Abendmahlbrod empfing und von dem jetzo rein geliebten Lehrer den Kelch: so erhöhte sich die Feier nicht durch den Gedanken, was sie mir beide waren, sondern mein Herz und Sinn und Feuer war bloß dem Himmel, der Seligkeit und dem Empfange des Heiligsten hingegeben, der sich mit meinem Wesen vereinigen sollte, und die Seligkeit stieg bis zum körperlichen Gefühlblitze der Wundervereinigung. — So trat ich mit einem reinblauen und unendlichen Himmel im Herzen weg vom Altare; aber dieser Himmel offenbarte sich mir durch eine unbeschränkte, von keinem Fehler getrübte, sanfte Liebe, die ich nun für alle, alle Menschen empfand. Die Erinnerung der Seligkeit, wie ich alle Kirchgänger mit Liebe ansah und alle in mein Inneres aufnahm, hab' ich bis jetzo lebendig und jugendlichfrisch in meinem Herzen aufbewahrt. Die weiblichen Mitgenossinnen des heiligen Tisches wurden mir mit ihren Brautkränzen als Bräute Christi nicht nur geliebter, sondern auch heiliger, und ich schloß sie alle in ein so weites, reines Lieben ein, daß auch die von mir geliebte Katharina nach meiner Erinnerung nicht anders von mir geliebt wurde, als die übrigen. Die ganze Erde blieb mir den ganzen Tag ein

aufgedecktes, unabsehliches Liebemahl, und das ganze Gewebe und Gespinnste des Lebens stand vor mir als eine leise, sanfte Wind- oder Aetherharfe, welche der Aether der Liebe durchweht. — Aber im beweglichen Menschen kann leichter sich Alles beständig oben erhalten als das Reinste und Beste, wie im Quecksilber alle Metalle oben bleiben, nur das Gold untersinkt. Das Leben duldet, wie nach Göthe die Sonne, kein Weiß. Nach wenig Tagen entwich das köstliche Bewußtsein dieses Standes der Unschuld, weil ich gesündigt zu haben glaubte, daß ich mit einem Steine geworfen und mit einem Schulfreunde gerungen hatte, und zwar Beides nicht aus Feindschaft, sondern in schuldloser Spiellust; aber ewiger Dank gehört ewig dem allgütigen Genius." —

Wir müssen bei Anführungen solcher Stellen, jedes Mißverständniß zu vermeiden, immer betonen, daß wir nicht etwa meinen, als ob wir etwas Besonderes darin erblickten, von dem Dichter in jenem Alter Gefühle gesagt zu wissen, die wir fast Alle in größerem oder niederem Grade durchmachten, sondern das, besonders später auszuführende, Charakteristische bei Jean Paul sei eben, daß ihm dieselben in solcher Lebendigkeit im sechzigsten Lebensjahre gegenwärtig waren und von ihm mit solcher heiligen Verehrung im verborgensten Schreine seines Herzens aufbewahrt wurden. Diese Erscheinung wirft dann ein helles Licht auf das, was ihm diese Kindheit blieb und was ihm das spätere Leben war. —

Die dritte dichterische Einwirkung, die Schwarzenbach ihm darbot, wird von dem Dichter in seinen Mittheilungen nur gelegentlich berührt; es läßt sich aber

leicht erkennen, daß sie eher fast nicht weniger bedeutend und theils aus andren nachher anzugebenden Gründen, theils besonders deshalb nicht so sehr von ihm hervorgehoben wurde, weil sie eine weniger einzeln hervorleuchtende, als anhaltend fortwirkende war. Was er nämlich in Jodiß mit so großem Schmerzgefühl sich verweigert sah — die Thür zur öffentlichen Schule — ward ihm hier aufgethan, und in ihr als vorzüglichster Lehrer ein feurig fühlender Mensch. „Die Schulstube, oder vielmehr die Schularche, faßte Abcschützen, Buchstabierer, Lateiner, große und kleine Mädchen — welche wie an einem Treppengerüste eines Glashauses oder in einem alten römischen Theater vom Boden bis an die Wand hinaufsaßen — und Rector und Cantor sammt allem dazu gehörigen Schreien, Summen, Lesen und Prügeln in sich. Die Lateiner machten gleichsam eine Schule in der Schule.“ Bei dem vorgerückten Alter Jean Paul's, in welchem jene kindische Schulsehnsucht in Jodiß als Erinnerung hinter ihm lag und nunmehr zu spät befriedigt wurde, um von großem Werth für ihn zu sein — bei dem ferner erwachten geistigen Hunger nach gehöriger wissenschaftlicher Ausbildung, die ihm unter den beschriebnen Umständen nur verkümmert werden konnte — war es natürlich jetzt weniger der Schulbesuch, der auf ihn wirken konnte, als jener Mann, der in ihm zu ihm sprach. Jean Paul schildert ihn, den ersten Menschen, der auf ihn, wenn auch nur auf eine kurze Zeit, erhebend wirkte, als einen „schönen Mann mit breiter Stirn und Nase, voll Feuer und Gefühl, mit hinreißender Naturberedtsamkeit, voll Fragen und Gleichnisse und Anreden wie Pater Abraham (a Sancta

Clara), mit einem Kopf voll Freiheitsrede und Eifer; seine Zunge war der Hebel der kindlichen Gemüther." Die Art und Weise dieses Mannes und seiner Einwirkung auf das jugendliche Herz, sehen wir aus einer dem Dichter in hellerer Erinnerung gebliebnen und von ihm unter der Aufschrift: „Scherz mit dem Rector" mitgetheilten Anekdote. „Die älteren Bekannten Werner's (so heißt er) mit der leichten Erregbarkeit seines Gemüths und seiner Gewohnheit, den Schülern sogleich die in ihm erzeugten Flammen mitzutheilen, bekannt, erlaubten sich den Scherz, ihm von der Erlanger Zeitung ein altes Blatt aus den siebziger Jahren zuzuschicken, welches die schreckliche Hungersnoth in Italien, besonders in Neapel, grausam abschilderte. Die Jahrzahl der Zeitung war mit einem darauf geflößten Dintenkleck verwischt worden. Sie hörten es nun Alle in ihre Stuben ordentlich hinein, wie er, vom Fidibusblatt entzündet, mit dem Erklären losbrechen, und wie er mit Feuerfarben das hungrige Betteln, Schreien, Niederfallen, Verschlucken auf allen Gassen so nahe vor die Schwarzenbacher Schuljugend bringen müsse, daß es unentschieden sein werde, ob sie mit heißeren Thränen heimkommen werde, oder mit heißerem Hunger. Und in der That, in solchen Fällen der Schilderungen glaubt der Mensch kaum mehr, daß es noch etwas zu essen giebt auf der Erde. Unter welche Ehrenpforten (oder auf welche Ehrenbetten) noch Abends der gute Herold des Hungers von der Spaßschützengesellschaft für sein Rühren und Mahnen gebracht worden, als die Schützengesellschaft die Kinder besehen und ausgefragt, kann sich Jeder denken, ich aber nicht berichten, weil ich erst dunkel und spät den

Widerruf der Zeitung erfahren habe. Alter, gutmeinender Rector, schäme oder ärgere dich indeß nicht besonders über Spaß- oder Stoßvögel, die auf deine Kanzeltauben niederfahren wollen. Die heilige Taube hatte doch mit warmen Flügeln über unsern Herzen geschwebt und sie angebrütet. Für das angewärmte Herz ist's einerlei, ob dasselbe für eine alte oder für eine nächste Hungersnoth mit den Schlägen des Wohlwollens gezittert." —

Doch diese wohlthätigen Einwirkungen auf des Dichters Phantasie scheinen sich alle auf das erste Jahr seines Schwarzenbacher Knabenlebens beschränkt zu haben; jene Beschreibung des ersten Abendmahls schließt die Selbstmittheilung; er selbst sagt, daß er zu demselben gleich nach Erreichung des dreizehnten Geburtstages zugelassen worden sei, und die Notate für die nächste Folgezeit bestehen nur aus jenen obenerwähnten, trüben Andeutungen. Er beklagt sich, außer über die Stimmung seines Vaters und über die ihm von diesem gewordene Vernachlässigung, über die Zerstörung so mancher kindlich-dichterischer Illusion, so besonders, daß ihm der Zauber des heiligen Christes mit dem Glauben an das Wunder seiner Bescherung hier verschwunden sei. Der Besuch der öffentlichen Schule verlor ebenfalls allen poetischen Reiz, da seine Phantasie nicht mehr an dem Zusammensein mit einer Menge von Altersgenossen sich begnügte, sondern das geistige und herzliche Bedürfniß in ihm erwacht war, sich an Einzelne völlig anzuschließen, und er Niemand fand, der ihm auch nur einige Theilnahme hätte einflößen können. — „In der Schule," so lautet wörtlich

seine Klage, „war kein Einziger fleißig oder edel oder talentvoll. Ein Schreiber, Wolfram, war der Einzige, mit dem ich mich unterhalten konnte.“ — So mußte der zum Jüngling heranreifende Knabe in jenen drei schönsten Jahren, in welchen der Mensch fast mit heißerer Sehnsucht seine Arme nach einem Freunde ausstreckt und einen solchen, wenn er ihn gefunden, mit tieferer und innigerer Gluth umfaßt, als später der reifere Jüngling nach einer Geliebten, im Schmerz der Entbehrung dieses höchsten Knabenglückes sich verzehren, alles Gefühl gewaltsam in seiner Brust zurückdrängen. Dies ist ebenfalls ein für die Entwicklung seines Wesens, seiner Poesie und für die Erläuterung der meisten seiner Werke vor Allem äußerst bedeutsamer und wesentlicher Umstand. Es ist fast keiner seiner höheren Charaktere, in dem er nicht jenes von ihm so tief entbehrte Glück der Knabenfreundschaft mit allen ihren Sehnsuchtsschmerzen und ihrer Seligkeit mit eben so glühenden Farben darstellt, als die spätere Sehnsucht, die spätere Wonne und das spätere Leid der Liebe; es giebt keinen Dichter, der zugleich so der Priester der edlen Jünglingsfreundschaft wäre, und wenn Schiller in seinem Don Carlos in dieser Beziehung ihm als hohes Muster voranleuchtete, so bewirkte die für Jean Paul stets unbefriedigt gebliebene Sehnsucht, daß er sich nicht, wie Jener, durch eine Darstellung mit derselben abfand, sondern sie immer und immer wieder als einen der erhabensten und edelsten Gegenstände der Dichtkunst sich zum Vorwurf nahm. —

Auch die Verehrung und der Einfluß des Rectors Werner mußte nach nicht gar langer Zeit sich bedeutend

mindern. Seitdem für den Dichter in Schwarzenbach der Tempel der Wissenschaften sich geöffnet hatte, schritt seine geistige Ausbildung mit Riesenschritten vor, und er mußte bald ein Schüler werden, auf den man bei Besetzung der Lehrerstellen in einem fichtelbergischen Marktflecken nicht hatte rechnen können. So konnte derselbe nur zu bald die Beschränktheit des Rectors in wissenschaftlicher Beziehung erkennen. — Und Jeder hat wohl selbst erfahren, daß Niemand unduldsamer in seinen Ansprüchen an die geistige Vollkommenheit der Lehrer ist, als ein Knabe, und daß leicht in einem solchen, der selbst noch im kindischen Wahn die höchste Staffel alles Wissens, die höchsten Stufen aller Ehren zu erreichen hofft, und dessen Stolz es auf das Innigste verletzt, wenn man ihm zu sagen wagt, daß er irgend etwas nicht werden werde — daß ein Knabe, sage ich, in dem Augenblick beinahe alle Ehrfurcht vor einem Lehrer verliert, wenn eine einzige Blöße in geistiger Beziehung den Nimbus zerstört, den er so bereitwillig um das Haupt geliebter Lehrer zieht. Von dem Augenblicke daher an, als der Knabe bemerkte, daß der Rector unter des Schülers Uebersetzung aus dem Hebräischen eine gedruckte neben sich liegen hatte, als er sah, daß, wie Jean Paul sich selbst ausdrückt, wenn der Held mit dem Analysiren mancher Wörter nicht zurechtkam, zuweilen das zweite Unglück dazu schlug, daß es dem Lehrer eben so ging — von dem Augenblicke an mußte er mit Schmerz fühlen, er sei auch hier wieder „ohne Männer." Und so schildert er denn auch den Rector Werner als einen Mann ohne alle Tiefe, weder in Sprachen, noch in Wissenschaften. Dies

Mißverhältniß zwischen Lehrer und Schüler stieg immer mehr, so daß er, als der Letztere Hoffmann's Uebersetzbeispiele für lateinische Regeln übertrug, und er sich „durch Schraubengänge sehr in lauter schwere Participialverengerungen einwand, der gute Rector mehr darauf sinnen mußte, ihn zu verstehen, als zu verbessern.“—

Oft werden Andern, welche in dieser Lebensepoche mit solchen Entbehrungen zu kämpfen haben, Ersatze für den Mangel an Menschen oder Erlebnissen, welche die Phantasie anregen, wenigstens in Büchern und poetischen Werken. Aber auch hierin verfolgte den Knaben ein ungünstiges Geschick. Da poetische Werke, wenn sie nicht ganz Deutschland und alle Klassen des Volks bei ihrem Erscheinen gewissermaßen wie ein physisches Erdbeben durchschüttern, vielleicht damals ein Jahrzehend brauchten, ehe sie durch Zufall etwa mit einem neu antretenden Lehrer oder Beamten in einen fichtelbergischen Marktflecken gelangten, so konnten in Schwarzenbach damals erst einige von den schlechten Romanen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich vorfinden. Aber auch selbst dies Wenige ward dem Knaben dadurch fast ganz vorenthalten, daß der besorgte Vater sich auch vor diese Himmelspforte stellte. Nur einige dieser Freuden, und von ihm fast entwendet, wurden ihm zu Theil und erweckten nur eine neue Sehnsucht, ohne sie zu stillen. Hören wir ihn auch darüber sebst. „Es legte sich nun auch der arme Knabe auf die schöne Literatur der Deutschen; da aber in Schwarzenbach keine andere zu haben war, als die romantische (eben jene schlechten Romane), so trug er sich von diesen Quadern einen kleinen baby-

lonischen Thurm zusammen, ob er gleich jedesmal aus ihnen nur einen Quader herausziehen konnte zum Lesen. Aber unter allen Geschichten auf Bücherbretern — denn Schiller's Armenier wiederholte später nur die halbe Wirkung — goß keine ein solches Freudenöl und Nectaröl durch alle Adern seines Wesens — bis sogar zu körperlichem Verzücken — als der alte Robinson Crusoe, — er weiß noch Stunde und Platz (es war Abends am Fenster gegen die Brücke zu), wo die Entzückungen vorfielen, und nur später ein zweiter Roman, Veit Rosenstock von Otto — vom Vater gelesen und verboten — wiederholte die Hälfte jener Begeisterung. Nur als Plagiar und Bücherdieb genoß er ihn aus der väterlichen Studierstube so lange, bis der Vater wieder kam — einmal las er ihn unter einer Wochenpredigt des Vaters in einer leeren Empor auf dem Bauche liegend. Jetzige Kinder beneid' ich wenig, welchen der erste Eindruck des kindlichen Robinson entzogen und vergütet wird durch die neuern Umarbeiter des Mannes, welche die stille Insel in einen Hörsaal oder in ein abgedrucktes Schnepfenthal verwandeln und den schiffbrüchigen Robinson überall mit einem Lehrbuche in der Hand und eignen dictatis im Maule herumschicken, damit er jeden Winkel zu einer Winkelschule anlege, obgleich der Mann mit sich selber so Viel zu thun hat, damit er sich nur nothdürftig das Leben fristet." —

Alle diese hindernden Umstände hatten nun auf Jean Paul's Gefühls-, als besonders auf seine intellectuelle Entwikkelung und auf die ganze Richtung, die sein Streben, seine Ideen nahmen, für eine äußerst umfangreiche Epoche ei-

nen sehr entschiedenen Einfluß. Zuerst und vorzüglich zwang ihn der gänzliche Mangel an Befriedigung der Bedürfnisse seines Herzens und der Sehnsuchten seiner Phantasie, nur wenigstens die seines Geistes zu stillen, wofür in seinen dürftigen Umgebungen noch eine dürftige Nahrung aufzufinden war. In reichbegabten Menschen, welche nicht, wie eigentliche sogenannte Künstler, nur für den Dienst einer einzigen Muse, wie die der Tonkunst oder einer der bildenden Künste, bestimmt sind, hält überhaupt Verstand und Phantasie, es halten sich die jenen beiden Geisteskräften entsprechenden Bedürfnisse die Wage. Je nach den äußern Einwirkungen, bestimmt durch die Lebensschicksale und durch den Verkehr, hat in verschiedenen Lebensepochen bald das eine, bald das andere die Oberhand. Besonders so lange die Entwickelungszeit noch dauert, kann wohl die eine Geisteskraft so ausschließlich herrschen, daß sie die andere auf eine lange Zeit ganz und gar verdrängt, und die großen Schöpfungen solcher Geister entstehen erst in jenen Epochen, wenn die Harmonie zwischen beiden Geisteskräften sich einigermaßen oder ganz herstellen konnte. Ein Genius wird zwar immer endlich sich dahin durchsiegen; aber das Früher oder Später, welches von wesentlichem Unterschied für die Kraft und Frische der Formengestaltungen ist, in die er seine geistigen Welten gießt, die mehr oder minder vollkommene Herstellung jener Harmonie — alle diese unermeßlich bedeutenden Bedingungen hängen von den äußeren Schicksalen solcher Männer ab. So war umgekehrt bei Schiller die erste Epoche die der überwiegenden Phantasie; ihr folgte aber eine zweite, in welcher der Verstand

faſt ausſchließlich herrſchte, jene philoſophiſche Epoche in jener Zeit in Jena, die ſo lange dauerte, daß man ſogar eine Zeit lang die Dichterlaufbahn dieſes Genius für geſchloſſen hielt. Erſt mit dem Wallenſtein eröffnete ſich diejenige Periode, wo das Gleichgewicht ſich herzuſtellen anfing. Nur einen Genius hatte Deutſchland, deſſen glückliches Leben jene Harmonie bereits in den erſten Kinderjahren ſchuf und dieſelbe nie ſtören ließ. Deſto ſtrenger aber muß der Maßſtab ſein, der an das Reſultat dieſes langen, harmoniſchen Lebens zu legen iſt. —

Wie ſchon erwähnt, trat Jean Paul aus den obenerwähnten Gründen bereits in der zweiten Hälfte ſeines Schwarzenbacher Lebens in jene kalte Verſtandesepoche, in welcher es ihm faſt um nichts zu thun war, als um die Befriedigung des in jener Gefühlswüſte nur um ſo quälenderen Durſtes nach Geiſtesausbildung, um die Anhäufung der größten möglichſten Kenntniſſe, mit der es ihm auch gelang, die innere Lavawelt glühender Gefühle auf viele Jahre lang mit einer hohen, eiſigen Schneedecke zu überbauen. Da er ſein poetiſches Sein im Empfangen wie im Schaffen eine ſo lange Zeit durch die Ausfüllung ſeiner Seele mit der Wiſſenſchaft gewiſſermaßen ganz vernichtete, da er in ſpätern Zeiten, als jene Harmonie, ſo weit als deren Herſtellung bei ihm noch möglich war, eintrat, die Bemerkung machte, daß ihm alle Spiele des Verſtandes leichter und ſchneller gelangen, als Schöpfungen der Phantaſie — eine Erfahrung, die, als in der Natur und dem Verhältniß jener Geiſteskräfte liegend, theils von Allen gemacht wird, theils bei ihm als Folge ſeines Lebens ganz beſonders ſtattfinden mußte — ſo ge-

rieth er sogar in späteren Jahren auf die sonderbare Selbsttäuschung, „es sei zweifelhaft, ob er nicht eher zum Philosophen als zum Dichter ursprünglich berufen gewesen sei.“ Er bedachte nicht, daß, wenn dem so gewesen wäre, er um so mehr ganz der Philosophie sich nothwendig hätte ergeben müssen, als dieselbe ja in der größten Einsamkeit und Dürftigkeit des Lebens bei Weitem mehr sogar gepflegt werden kann, als auf dem lauten Markte des Lebens; daß diese Einsamkeit und Dürftigkeit ihn ja gerade zu der Philosophie und Wissenschaft hinstießen; daß er aber doch über die unübersteiglichen Hindernisse zu den von ihm so viel schwerer geglaubten Schöpfungen sich hinüberschwang und auf diesen langen und schwierigen Wegen die, der Dichtkunst sonst ausschließlich so günstige reifere Jugendzeit fast ganz verlor; daß er ferner die in dieser gewonnene philosophische nnd wissenschaftliche Ausbeute nicht im Mindesten zur Fortbildung derselben benutzte, sondern nur zum Witz, der von ihm selbst als eine niedrige Gattung der Phantasie und Dichtkunst bezeichnet wird; daß er endlich jenen ungeheuren Schatz psychologischer Beobachtungen, den er in jener Lebensstille ungestört zu erwerben Gelegenheit hatte, todt liegen ließ, bis ihn selbst endlich die lang verborgene Wünschelruthe berührte und ihn zu seinem poetischen Schöpfungleben erweckte. Nur ein Dichterknabe konnte jene einzelnen Gefühlsmomente seiner Kindheit, deren wir eben deshalb so ausführlich gedachten, mit solcher Zaubergluth aufnehmen und in seiner Seele bewahren. —

Wie sich nun dieser Durst nach Kenntnissen auf die mannigfaltigste Weise äußerte und zu befriedigen strebte,

davon hat er uns selbst mehrere Andeutungen hinterlassen. Noch aus der allerfrühesten Kindheit her erinnert er sich „der Winterabendlust, als er endlich aus der Stadt das mit einem Griffel als Zeilenweiser versehene ABCbuch in die Hände bekam, auf dessen Deckel schon mit wahren, goldnen Buchstaben der Inhalt der ersten Seite geschrieben war, der aus wechselnden rothen und schwarzen bestand." Ein Spieler, sagt er, „gewinnt bei Gold und **Rouge et noir** weniger an Entzücken, als ich dabei an dem Buch, dessen Griffel ich nicht einmal anschlage." In Schwarzenbach aber, in dem so viel gereifteren Alter, warf er sich mit Heißhunger auf jede geistige Nahrung, die man ihn darbot, und suchte in jedem Zweige von Kenntnissen, von denen ihn seine dürftigen Lehrer fast überall nur die ersten Anfangsgründe beibringen konnten, sich auf die mühsamste Weise selbst weiter fortzuarbeiten.

„Sogleich nach der Ankunft in Schwarzenbach," erzählt er auch hierüber, „bekam ich vom Cantor Greffel Unterricht auf dem Claviere, — und auch hier, nachdem er nur einige Tanzstücke und später die gewöhnlichsten Choralgriffe und Generalbaßziffern erlernt, gerieth er bald in seine Selberfreilassung vom Unterrichte, nämlich im Phantasiren auf dem Claviere und im Aufsammeln und Abspielen aller Clavierstücke, die nur im Orte aufzutreiben waren. Die musikalische Grammatik, den Generalbaß, erlernte er durch vieles Phantasiren und Notenspielen etwa so, wie wir die deutsche durch Sprechen."

„Der jetzige Romanenschreiber," sagt er schon an einer früheren Stelle, „verliebte sich ordentlich in das hebräische Sprach- und Analysirgerümpel und Kleinwe-

sen — eigentlich auch ein heimlicher Zug seiner Liebhaberei für Häuslichkeit — und borgte aus allen Schwarzenbachischen Winkeln hebräische Sprachlehren zusammen, um über die diakritischen Punkte, die Vocale, die Accente und dergleichen Alles aufgehäuft zu besitzen, was bei jedem einzelnen Worte analysirend aufzutischen ist. Darauf nähte er sich ein Quartbuch und fing darin bei dem ersten Worte im ersten Verse im ersten Buche Mosis an und gab über das erste Wort, über seine sechs Buchstaben und seine Selbstlaute und das erste Dagesch und Schwa so reichliche Belehrungen aus allen entlehnten Grammatiken mehrere Seiten hindurch, daß er bei dem ersten Worte „Anfangs" (er wollte so von Capitel zu Kapitel fortschreiten) auch ein Ende machte, wenn es nicht beim zweiten war."

Bei weitem bezeichnender jedoch ist das, was er von dem Unterricht bei dem zweiten, noch nicht erwähnten Lehrer, der, aber nur in intellectueller Hinsicht, in Schwarzenbach auf ihn einwirkte, mittheilt. „Zu gleicher Zeit bat der junge Caplan Völkel sich vom Vater den Jungen auf tägliche zwei Stunden nach dem Essen aus, um allerlei aus Philosophie und Geographie ihm beizubringen. Wodurch ich ihm, den kein besonderes Erziehtalent anfeuerte, bei meiner dörfischen Unbehülflichkeit so werth geworden, bis zum Aufopfern seiner Ruhzeit, weiß ich nicht. In der Philosophie las er, oder eigentlich ich ihm, die Weltweisheit von Gottsched vor, welche mich bei aller Trockenheit und Lehrheit doch wie frisches Wasser erquickte durch die Neuheit. Besonders danke ich aber dem guten Caplane für seine Anleitung zum deutschen Styl, welche

in nichts bestand als in einer Anleitung zur sogenannten Theologie. Er gab mir nämlich den Beweis ohne Bibel zu führen auf, z. B. daß ein Gott sei oder eine Vorsehung u. s. w. Dazu erhielt ich ein Octavblättchen, worauf nur mit unausgeschriebenen Sätzen, ja mit einzelnen Worten, durch Gedankenstriche auseinander gehalten, die Beweise und Andeutungen aus Nösselt und Jerusalem oder Andern standen. Diese verzifferten Andeutungen wurden mir erklärt, und aus diesem Blatt entfalteten sich, wie nach Göthe's botanischem Glauben, meine Blätter. Mit Wärme fing ich jeden Aufsatz an, mit Lohe hörte ich auf; denn immer kam in das Ende der Welt, des Lebens, die Freuden des Himmels und all das Uebermaß, das der jungen Rebe in ihrem warmen Frühling entquillt." — Merkwürdig dabei erscheint, daß, wiewohl nach den letzten Andeutungen die Phantasie in diesen Aufsätzen nichts weniger als unthätig gewesen, dieselbe doch nur gelegentlich während des Arbeitens hervorgebrochen sein muß, indem diese aufgegebenen Arbeiten, die ihm ebenfalls zu Selbstarbeiten veranlaßten, in den letzten, deren Gegenstände doch seine eigene Wahl, nicht der Phantasie, nur dem Verstande Nahrung gaben. — „Meine wöchentlichen Ausarbeitungen," fährt er fort, „gebe ich jetzt für keine hin, sie mögen auch noch zu sehr die Welt bilden; denn jene bildeten noch weit mehr mich selber, besonders da ihre Gegenstände meinem Triebe zum Philosophiren die Schranken aufthaten und ihn sich ausräumen ließen." — Uebrigens ist die Antheilnahme des Caplans und dessen Einfall, dem Knaben solche Ausarbeitungen machen zu lassen, gar sehr dadurch erklärt,

daß Jean Paul selbst erzählt, es habe jener Trieb des Philosophirens „schon vorher aus seinem engen Kopfe auslaufen wollen in ein schmales Octavbüchlein, worin sich das Sehen und Hören logisch zu ergründen suchte und dachte, und woraus er seinem Vater etwas erzählt, der ihn so wenig getadelt nnd mißverstanden habe, als er selbst." —

Doch auch diese von außen intellectuell anregende Epoche des Schwarzenbacher Lebens dauerte nicht lange und machte einer dritten Platz, in welcher er, auch dieser menschlichen Theilnahme entbehrend, sich ganz selbst überlassen blieb. Er verschloß sich die Thüre zu dem freundlichen Caplan, die auf gar besondere Weise, sowohl den von seinem Vater geerbten, unbeugsamen Charakter und seine Entrüstung gegen die kleinste Vernachlässigung dessen, was er als moralische Verpflichtung gegen ihn erkannte, zugleich aber auch die selbstquälerische und launen- und grillenhafte Natur eines Dichterknaben zeigt, der auch, wie wir später sehen werden, durchaus in seinem Leben die in Göthe's Tasso so meisterhaft geschilderte, krankhafte Weiblichkeit der Dichter, bei allem eisernen Bestreben, auf die durchdachteste Weise jede Lebensstunde philosophisch vernünftig zu regeln, nicht verläugnete.

„Diese Stunden des Caplans," erzählt er, „setzt' ich endlich auf ein Schachspiel und sie wurden verspielt, weil — nicht gespieit wurde. — Zuweilen nämlich beschloß der Caplan den geographischen Unterricht mit einem im Schach, mein liebstes Spiel noch bis jetzt. Da ich nun einmal die Stunde, ungeachtet der Kopfschmerzen, besuchte, weil mir ein Schach versprochen war, und da dasselbe

aus Vergessen nicht kam, so kam ich auch niemals mehr wieder. Ich begreife viel weniger den einen Umstand, daß mir der Vater ein solches von keinem Worte motivirte Wegbleiben stillschweigend zuließ, als den andern natürlichen, daß ich ein Narr war und den Caplan zur nämlichen Stunde floh, wo ich ihn forliebte. Zwar war ich mit Freuden zwischen ihm und dem Vater die kleine Fußbotenpost, und mit Liebeblicken und Freudenpulsen sah ich ihn fast nach jeder Kindtaufe (die Taufglocke läutete meinen Ohren deshalb eine Frohmesse ein) bei meinem Vater einspringen und — ich las oder arbeitete unweit ihres Sprechtisches — den halben oder ganzen Abend da verplaudern, aber ich hatte mir, wie gesagt, das Schachbret in den Kopf gesetzt. Und doch waren mir diese Schreibstunden nicht Arbeit- sondern Freuden- und Freistunden gewesen!" Aber es war wohl hauptsächlich das Nichthalten eines gegebenen Versprechens, so unbedeutend der Gegenstand gewesen war, was damals schon, wie später besonders, sowohl sein moralisches Gefühl, als seinen innern Stolz heftig verletzte. —

Von äußerst wichtigem Einfluß auf die Art, in welcher Jean Paul später vor dem Publicum erschien, wurde nun diese Nothwendigkeit der Selbstverbildung und Selbstvermehrung seiner Kenntnisse, auf die er in dem letzten Jahre in Schwarzenbach fast ausschließlich angewiesen war. Es blieben ihm nun nichts mehr übrig, als todte Lehrer, die Bücher, deren Benutzung zumal seinem eigenen Ermessen überlassen wurde. Dazu kam nun aber besonders, daß er nur solche Bücher benutzen konnte, wie sie der Zufall in das Marktflecken gebracht hatte. Da

sich ohnehin um die Auswahl der von ihm zu lesenden Bücher Behufs eines besondern Studienzweckes Niemand bekümmerte, der Büchervorrath selbst ferner zu gering war, als daß das Lesen gewisser Gattungen lange Zeit ihn hätte beschäftigen können; da endlich sein Wissensdurst gar keine Gattung ausschloß: so war er bereits jetzt gezwungen, Bücher des allerverschiedensten und heterogensten Inhalts zu lesen. Daher der Ursprung jener so erstaunenswerthen Vielseitigkeiten des Wissens, zu welcher zwar alle reichbegabten Geister neigen, die aber, aus nachher zu entwickelnden Gründen, bei keinem jetzt bekannten Schriftsteller so auffallend und so unaufhörlich vor Augen getreten ist. Weil nun auch der Bücher jeder einzelnen Wissenschaft so wenig vorhanden sein konnten, als daß er irgend eine erschöpfend aus ihnen hätte studiren können, so entsprang schon damals und daher jenes Aphoristische seiner Kenntnisse, das ebenfalls überhaupt Dichter besonders erben. So sehr übrigens Jean Paul später als eine der größten Entbehrungen seiner Jugend beklagt, daß er in derselben so wenig und nicht die rechten Bücher gehabt habe, so müssen wir, so sonderbar es klingen mag, wie einmal die äußeren Umstände seines Jugendlebens waren, dies eher für einen Gewinn ansehen, damit ein zum Selbstschaffen geborner und bestimmter Geist nicht von einer großen Büchermasse erdrückt werde. Denn diesem zu entgehen, dazu gehört, daß ein äußeres bewegtes Leben, welches die Phantasie nach dem lebendigen Außenhin in Thätigkeit setzt, jener todten Bücherwelt ein Gegengewicht zur Seite stelle. „Wie mancher geistiger Riese liegt schon unter Büchern begraben!" Ferner hätte

dann vielleicht der Reichthum in Werken einer Wissenschaft, bei der Gewalt, mit welcher ihn seine Lebensarmuth an den Studirtisch aus der lebendigen Außenwelt zurückstieß, wirklich auf immer für die ausschließliche Pflege einer blos reflectirenden Wissenschaft, sei es nun Philosophie oder Theologie, gewinnen können. So aber erhielt der Mangel an vollständiger Befriedigung der Wißbegierde in irgend einem Theile derselben seiner Seele jene tiefe Sehnsucht, welche, die Mutter der Poesie, ihn immer wieder in's Weite, in die Natur, zu Menschen und in den reichen Schacht seiner eigenen Seele hintrieb. —

Doch sorgte das Geschick, welches bei aller scheinbaren Verwaisung dennoch über ihn waltete, dafür, daß er gerade so viel geistige Nahrung erhielt, als er brauchte, um nicht auf der andern Seite geradezu verschmachten zu müssen, und gab ihm bald darauf wenigstens so viel Material in die Hand, damit er die erwachte Flamme in seiner Brust bis zu einer reichern Zeit unterhalten konnte. Er lernte nämlich einen Mann kennen, der, was damals besonders dort ein halbes Wunder war, mit den größten Aufopferungen die reiche Entwickelung der damaligen Zeit in der Literatur verfolgte. Es war der damalige Pfarrer in Rehau, Vogel, der in jener Zeit weniger durch seinen persönlichen Einfluß dem an Jahren noch zu tief unter ihm stehenden Knaben Viel sein konnte; aber unendlich Viel wurde durch einen hier so seltnen Schatz, den er in seinem Hause hegte und täglich vermehrte — nämlich eine ausgewählte Büchersammlung, die gleich bedeutsam an Zahl und Werth der Werke aus mehrern wissenschaftlichen Fächern war, eine Büchersammlung, wie sie nie leichtlich bei ei-

nem Landpfarrer anzutreffen sein möchte und besonders damals in der vaterländischen Umgebung Jean Paul's kaum möglich zu sein schien. „Der Pfarrer Vogel, der, in Rehau wohnend, den Jüngling diese Sammlung theilweise schon in Schwarzenbach benutzen ließ, ward darum der größte Wohlthäter seiner Jugend und schon in der letzten Hälfte dieser seiner Lebensepoche — daß derselbe aber ihn zu dem Schatze zuließ, beweist, daß dieser ungewöhnliche Mann in dem Knaben bereits dessen glänzende geistige Zukunft geahnet habe." —

Aber so wie der funfzehnjährige Knabe mit neuen Ideen und Kenntnissen durch jene Bücher vertraut wurde, so fühlte er das Bedürfniß sie festzuhalten; die Bücher waren nicht sein, sie mußten zurückgegeben werden; unmöglich konnte er dem Gedächtniß Alles anvertrauen, und so entstand denn schon in dieser Zeit, bereits 1778, der Gedanke, Alles, was ihm bedeutend und des Aufbewahrens werth erschien, sich abzuschreiben, die Veranlassung zu den durch sein ganzes Leben hindurch bis in's Ungeheure aufgespeicherten Excerpten. — Vielen Antheil mochte ursprünglich an diesem Entschluß jener schon in frühester Zeit in ihm erwachte Drang, eigne Bücher sich zu machen, wobei sich gewissermaßen sein späterer Lebenslauf in kindlichem Spiel vorher verkündete, gehabt haben. Jener Schreiber, dessen wir oben gedachten, „mußte ihm mit Fractur die Titel seiner Büchlein schreiben — er that, als sei es gedruckt!" — Wie erwähnt, schon 1778, also in seinem funfzehnten Lebensjahre, noch ehe er das Hofer Gymnasium bezog, hatte er mehre dicke, oft über dritthalbhundert Quartseiten starke,

Bände Auszüge aus größern Werken und aus Zeitschriften sich gemacht. Im Anfang lieferten zwar theologische, namentlich philosophisch-theologische Bücher die mehrsten Beiträge, aber es traten bald und bereits schon im ersten Bande naturwissenschaftliche, poetische, im zweiten Bande medicinische, juristische, geschichtliche und allgemeinwissenschaftliche Abhandlungen hinzu. Im ersten Bande sind vornämlich das Journal für Prediger von 1770, Predigten von protestantischen Gottesgelehrten, 1771, allgemeine theologische Bibliothek, 1774, Gellert's moralische Vorlesungen, 1771, allgemeine deutsche Bibliothek, 1778, benutzt; im zweiten Bande: über die Krankheiten der Gelehrten, Ackermann, Hutcheson's Untersuchungen unsrer Begriffe von Schönheit und Tugend, die allgemeine deutsche Bibliothek, Sebaldus Nothanker u. s. w. Wenn wir hierbei sehen, welche Werke den Anfang seiner in dieser Weise bemerkten Bildung machten, so ist nicht minder bezeichnend die Art der Gegenstände, die er des Ausziehens für werth fand. So finden sich im ersten Bande unter Andrem folgende abgeschriebne Abhandlungen: „von der Ewigkeit der Höllenstrafen; von den Wirkungen des Teufels; was die Beredsamkeit ist; — Gesinnungen des Samoriters beim Anblick des Elenden; — Verbindung der natürlichen Religion mit der christlichen Offenbarung; — der schwerste und leichteste Beweis für die Wahrheit des Christenthums; — von der Kürze des jugendlichen Lebens; — Schilderung des bußfertigen Zöllners; — von Accomodationen und Allegationen; — von der Existenz des Teufels; — von den Begeisterten (Rasenden); — alle Vernunft ist ewig u. s. w. u. s. w. — Im zweiten

Bande dagegen: „von Ideen; — wie unsre Seele und unser Leib an einander gekettet sind; — die Uebung eines Sinnes macht ihn stark; — das entzückende Vergnügen des Morgens; — was Empfindung genannt wird; die Verschiedenheit der Sinne; wie die Seele denkt; — die Begriffe von körperlichen Substanzen; — was Schönheit ist; — innerliches Gefühl ist nicht unmittelbar Quelle des Schmerzes; — Wohlgefallen und Mißfallen entstehen aus der Vergesellschaftung der Begriffe; — ein inneres Gefühl setzt angeborne Ideen nicht voraus; — von Lissabons Erdbeben und Kometen; — vom Schlafen und Träumen; — von der Simplicität; vom Großen und Erhabenen; — vom Witz; — Widerlegung der Newton'schen Meinnng von der Art und Weise, wie uns dunkle Körper sichtbar werden; — Spinozistische Gottheit u. s. w. u. s. w. —

Man sieht aus diesem Verzeichniß die Mannigfaltigkeit des Inhalts dieser Excerpte in den beiden ersten und frühesten Heften, und wie die verschiedenartigsten Abhandlungen über die verschiedenartigsten Gegenstände darin ohne alle systematische Ordnung neben andere aufgezeichnet werden mußten, und wiewohl Jean Paul sehr bald, als die Masse dieser Excerpte immer höher anschwoll, durch die mannichfaltigsten Namen-, Sach- und Bücherregister sich darin genau zu orientiren suchte, so gewöhnte er sich doch dadurch von frühester Jugend auch daran, die mannichfaltigsten wissenschaftlichen Gegenstände, die heterogensten Gedanken, Bilder und Vorstellungen beständig in der auffallendsten Mischung neben einander und zusammen zu sehen. Es mußten ihn von früh auf die

in den scheinbar größten Contrasten liegenden, Aehnlichkeiten auf das Ueberraschendste berühren. Die nothwendigen Folgen dieses für des Dichters ganze geistige Entwickelung, für dessen Vorstellungsweise, für Inhalt und Form seiner Darstellungen werden wir späterhin ausführlich zu entwickeln vielfache Gelegenheit haben; um aber eine genaue Vorstellung davon zu haben, wie bruchstückartig er die allergewöhnlichsten Kenntnisse sich einsammeln mußte, hat man immer daran zurückzudenken, daß er fast alle sogenannten Realkenntnisse, wie Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Arithmetik, Astronomie, ja sogar Rechtschreibung, nur aus der allgemeinen deutschen Bibliothek kennen lernte.

Am Allerwenigsten aber dürfen wir, ehe wir den Dichter in sein erstes Stadtleben und auf das Gymnasium begleiten, der Veränderung unerwähnt lassen, die, im vollsten Contrast mit der beim Genuß des heiligen Abendmahls geschilderten, feurigen religiösen Schwärmerei, ganz entsprechend dagegen aber seinen geistigen Beschäftigungen und der in ihm jetzt vorwaltenden Verstandesthätigkeit, während des letzten Schwarzenbacher Jahres in seinen religiösen Ansichten vorgegangen war. Man ersieht aus keinem Umstande mehr, wie sehr er in dieser Zeit bereits seinem früher von ihm als so strenger und orthodoxer Gesetzprediger dargestellten Vater entfremdet worden sein muß, da er schon in Schwarzenbach auf das „Eifrigste der Heterodoxie sich zuwandte." — Es ist allerdings eine überall beobachtete Erfahrung, daß junge, kräftige und in die Höhe strebende Gemüther und gerade solche, welche früher mit dem größten Gefühl die ihnen

so ernst gezeigten Mysterien der Religion auffaßten, mit besonderer innerlicher Lust an denselben zu grübeln beginnen. An sich auch mußte der junge Jean Paul früh dazu verleitet verleitet werden, theils in Folge seiner damaligen Bestimmung zu einem künftigen Theologen, theils weil er seine Selbststudien vorzüglich mit theologischen Büchern zu beginnen hatte. Aber diese Richtung würde schwerlich bis zu dem Grade erfolgt sein, wenn nicht eben der von ihm so tief verehrte Vater ihn so ganz vernachlässigt gehabt hätte, und immer bleibt es bemerkenswerth, daß die warmen und feurigsten Predigten desselben in dieser Epoche spurlos an dem Jüngling vorüber gingen. —

In dieser Beziehung ist es besonders bemerkenswerth, daß die beiden Männer, die in Schwarzenbach nach dem Rector Jean Paul's Lehrer wurden, Völkel und Vogel, die bedeutendere Einwirkung auf den Jüngling gewannen. Sie Beide nur — und es beweist, daß Keiner von ihnen ein ganz gewöhnlicher Mensch war — huldigten, im Gegensatz zu dem warmfühlenden Werner, dem zu damaliger Zeit von Universitäten und größern Städten sich verbreitenden Kriege gegen die alte Dogmatik; doch in dem Fichtelgebirge war dies eine so seltene Erscheinung, daß noch viele Jahre später wir unsern Dichter seiner, übrigens durch sein ganzes Leben beibehaltenen Religionsmeinungen halber mancherlei Anfechtungen preisgegeben sehen. Den ersten Anstoß zu denselben scheint Völkel durch seine stylistischen Aufgaben gegeben zu haben, so wie denn in dieser Beziehung dieser Mann persönlich am Meisten zur Nahrung derselben beigetragen haben mag. Uebrigens aber ist noch ganz besonders her:

vorzuheben, daß Jean Paul's schon in frühester Jugend hervorbrechender Haß gegen alles Unfreie, jede geistige Fessel, gegen jede aufgedrungene Meinung, so wie jedes aufgedrungene Verhältniß, einen nicht geringen Antheil an dieser Erscheinung hatte, und es ist in dieser Beziehung kein unbedeutendes Zeugniß für den schüchternen und unbehilflichen Dorfknaben, daß er, von einem strengen Vater fast tyrannisch nach außen hin beschränkt, diesem gegenüber jene geistige Selbstständigkeit behauptete und von dem phantasiereichen Rector sogar zu den Skeptikern abfiel. —

Welche reißende Fortschritte nun Jean Paul am Schluß dieses Schwarzenbacher Aufenthaltes sowohl an Kenntnissen, als geistiger Entwickelung überhaupt gemacht hatte, besonders im Verhältniß zu dem, als was er von Jodiz dorthin ankam, davon zeugt, daß ihm in der letzten Zeit diejenigen, welche eben erst noch des Knaben Vorgesetzte und Lehrer gewesen waren, im Umgange beinahe einen Platz neben sich anwiesen. Zu folgern ist dies wenigstens aus der eigenen Andeutung Jean Paul's, „daß ihn zur Heterodoxie die jungen Männer gebracht hätten, weil die Knaben den Jünglingen nachflögen.“ — Weit bestimmter aber spricht sich darüber des Dichters ältester Freund Christian Otto aus. „Völkel und besonders Vogel bewunderten an dem Knaben,“ sagt er, „welcher den Jünglingen nachflog, aber auch die jungen Männer zu sich herabzog, nicht bloß den grenzenlosen wissenschaftlichen Eifer, sondern sie erkannten auch das außerordentliche Talent und den übermächtigen Geist, dem sie sich gewissermaßen unterordneten, indem sie dem Selbst-

lehrer des Selbstzöglings eine Art von Ebenbürtigkeit mit sich einräumten" — und: „dieses Triumvirat (Werner, Völkel und Vogel) war es, das die genialische Kraft Jean Paul's, wie in der Folge nie ein anderer seiner Lehrer, freudig entdeckte und anerkannte und ihn dadurch durch sich selber bekräftigte." — Indeß scheint uns Otto hier, wie es überhaupt nur zu häufig in den herausgegebenen Materialien aus Jean Paul's Nachlaß der Fall ist, die Zeit, auf welche jene Aeußerungen passen, verwechselt zu haben; denn es finden sich in Jean Paul's eigenen Andeutungen für sein erstes Schwarzenbacher Leben zu starke Klagen über Mangel an Männern, und die Beweise, welche Otto anführt, sind erst aus einer spätern Zeit, für welche alsdann jene Aeußerungen ihre vollkommene Richtigkeit haben. Nur so Viel ist gewiß, daß der Jüngling diesen Männern in Schwarzenbach bereits so viel persönliche Theilnahme und Achtung abzugewinnen gewußt, daß sie in freundschaftlicher Verbindung mit dem fortgehenden Jünglinge bleiben möchten, und diese wurde allerdings von Seiten Vogel's, eines fast als genial erscheinenden Mannes, noch auf andre Weise als durch seine Bibliothek, von immer steigender Wichtigkeit für den Dichter. Wir werden später ausführlicher von ihm reden und jetzt nur über diese ältern Freunde Jean Paul's noch bemerken, daß der letztere in seinen Notaten ausdrücklich auf des Rector Werner „Anlage zum Komischen" hinweist und zu gleicher Zeit betont, daß er „nie von einem Lehrer geschlagen worden sei." —

Viertes Kapitel.

Jean Paul auf dem Gymnasium der Stadt Hof.

Zu Ostern 1779 brachte des Dichters Vater denselben in die, von ihm als Kind von Jodiß aus so sehnsüchtig betrachtete Stadt, die für ihn die Geburtsstadt zu vieler seiner Schöpfungen werden sollte, nach Hof, damit er das dortige Gymnasium beziehe. Der Jüngling mußte sich bei dem Rector einer Prüfung unterwerfen, und so ärmlich der von ihm genossene linguistische Unterricht gewesen war*), wollte der Rector ihn in die erste Abtheilung von Prima einschreiben; jedoch der Vater, die Verhältnisse in dem kleinlichen Städtchen, von dessen Philisterei der Sohn später so Viel zu leiden hatte, genau kennend, drang darauf, daß ihm nur die mittlere Abtheilung zugewiesen wurde und zwar, um ihn vor Mißgunst und Verfolgung zu schützen. Dieser Zug mag schon im Voraus andeu-

---

*) Des Rectors Werner Grundsatz war gewesen, aus der Grammatik nur die allernothwendigsten Sprachformen — worunter er bloß die Declinationen und Conjugationen verstand — lernen zu lassen und dann in's Lesen eines Schriftstellers überzuspringen. So im Lateinischen, wie im Griechischen und Hebräischen.

ten, welch' bitteres Schicksal den Dichter in Betreff auch seines dritten Aufenthaltorts verfolgte. Uebrigens war er durch die Schülerwürde, welche ihm ertheilt worden, berechtigt, bereits nach Verlauf von zwei Jahren die Universität zu beziehen.

Die Beschreibung, welche Christian Otto, der diese Schule zu gleicher Zeit mit Jean Paul besuchte, von derselben giebt, zeigt, daß es mit dem Unterricht für den Dichter hier fast noch schlimmer bestellt war, als in den frühern Zeiten, wie denn überhaupt die verhältnißmäßige äußere und geistige Dürftigkeit seiner Umgebung mit jedem neuen Schritt, den er vorwärts in's Leben that, sich immer mehr steigern sollte.

„Keiner der beiden Männer, welche die Primaner unterrichteten," sagt Otto, „hatte das großartige Talent, reinen wissenschaftlichen Eifer und Dankbarkeit in den Schülern zu erwecken. Ihre ärmliche Besoldung war wohl vornämlich daran Schuld. Der erste und bedeutendste war der Rector Kirsch, der andere der Conrector Rennebaum. Keiner von Beiden hatte Lehrtalent und besonders Liebe zur Jugend und unzerstörlichen und unschuldigen Verlaß auf die unvertilgbare Würde der Menschheit in derselben, obwohl Beide nicht nur vorwurfsfrei, sondern auch eifrig und lobenswürdig in ihren Amtsverrichtungen waren. Der Umfang der Kenntnisse, welche der Rector Kirsch — der übrigens vor allen andern Wissenschaften mit Vorliebe die orientalischen Sprachen studirte — besaß, war viel größer, als der des Conrectors. Eben weil jener über einen größern Schatz des Wissens zu gebieten hatte, konnte er auch willkürlicher damit schal-

ten und freigebiger davon mittheilen. Dies hatte Einfluß auf seinen Lehrvortrag, der nicht verzögernd oder wiederholend und gleichsam wiederkäuend war, sondern fast eilend, so wie auch die alten Autoren unter seiner Leitung meistentheils cursorisch gelesen wurden. Auch lehrte Kirsch Philosophie, was aber kein Aufregen zum Selbstdenken, sondern nur ein Antreiben zum Auffassen und Aufsagen solcher fremden — nicht in dem eigenen Geist durch Socratische Beihilfe entwickelten und wiedergebornen — Ideen war, wie sie in der Anleitung eines Eintagssystems mitgetheilt werden. Dies mochte kaum oder allenfalls für den gemeinen Haufen der Mittelmäßigen, für deren Bedürfnisse bei allem öffentlichen Schulunterricht freilich zuerst gesorgt werden muß, hinreichend sein, keineswegs aber für ausgezeichnetere Köpfe. — An Talenten, Kenntnissen und Lehrmethoden stand der zweite Lehrer, der Conrector, weit hinter dem ersten zurück. So cursorisch Kirsch meistentheils die alten Autoren vortrug, so langsam zögernd, ja langweilig that es Rennebaum, weßwegen er auch den Aufschluß über den Sinn und die Zusammenfügung der Wörter und Redensarten mehr von außen herbeiholen mußte, als aus dem Geiste des Schriftstellers abzuleiten oder mit diesem vertraut zu machen verstand. Dieser Lehrer war nun Jean Paul zu Anfang vorzüglich zugewiesen, und seine ängstlich verweilende und das Geistige so wenig geistreich darreichende Methode konnte einem Jüngling unmöglich zusagen, der schon so Manches gelesen und durchdacht, was nicht nur den Mitschülern, sondern sogar den Lehrern selbst noch ganz fremd war." — Wie wenig darum diese Lehrer ihn von seinen

in Schwarzenbach begonnenen Selbststudien abziehen und ihm Geschmack für die Alten beibringen konnten, zeigt ein mehrere Jahre späterer Brief aus Leipzig, in welchem er meldet, daß er endlich nach verschiedenen Durchgangsperioden Seneca und Cicero über Alles liebe, und daß er das dumme Vorurtheil habe fahren lassen, von welchem er durch eine sehr schlechte Information von seinen lateinischen Lehrmeistern angesteckt worden sei.

Noch mehr schildert aber der Zustand den Höfer Schule die Beschreibung, welche Otto von dem dortigen französischen Unterrichte giebt. Ihn ertheilte ein ärmlich besoldeter, ehemaliger Tapetenwirker, der das Französische unrichtig aussprach und fehlerhaft schrieb. Das einzige Buch, das er in den wenigen Stunden, die er den Primanern wöchentlich zu geben hatte, brauchte, führte er in seiner Tasche bei sich — „er war zugleich wandernder Bibliothekenbesitzer, Bibliothekar und Bücherverleiher" — wenn er aber das einzige Universalbuch auf eine große Tafel, an deren Ende er saß, aufgestellt hatte: so konnte er es nicht ohne Mühe dahin bringen, daß sich immer nur ein einzelner Primaner nach dem andern zu ihm hinsetzte, um ein Pensum zu übertragen, welches ohne alle Aufmerksamkeit und mit der Begierde geschah, von dem verlornen und Nothposten bald genug abgelöst zu werden, um sich dem großen Haufen von zwanzig oder dreißig Primanern zuzugesellen, der sich indeß, aller Zucht und Aufsicht entbunden, mit Spielen und leichtfertigen Neckereien die Zeit vertrieb.

Nach den eignen Notaten Jean Paul's war auch dieser Conrector Rennebaum, und früher schon Völkel,

daran schuld, daß der Jüngling nicht nur keinen Geschmack an der erhabensten und ergreifendsten Wissenschaft, der Geschichte, sondern sogar einen entschiedenen Widerwillen dagegen einsog. Er blieb, sagt Otto, in derselben so sehr zurück, daß, wenn er Rede und Antwort geben sollte und diese mit einer Art Unbefangenheit schweigend ertheilte, einer seiner Mitschüler neben ihm auftreten und an seiner Statt das, was er nicht angeben konnte, aufsagen mußte. Sonderbarerweise müht sich Christian Otto in dem einzigen biographischen Hefte, das er selbst über den verstorbenen Freund zusammengestellt, zu beweisen, daß Jean Paul fälschlich diesen Widerwillen dem schlechten Unterrichte zugeschrieben habe, und daß alle höheren poetischen und philosophischen Talente mit Geringschätzung auf das untergeordnete historische herabsähen. Er selbst scheint sich, weil er sich damit geistig ganz befriedigt fühlte, was er durch Rennebaum's Unterricht von der Geschichte auswendig lernte, als Beweis für seine Behauptung anführen zu wollen. Indeß möchte ihm selbst kaum auch nur ein untergeordnetes historisches, sondern nur ein mathematisches und juristisches Talent zuzusprechen sein. Allerdings ist Jean Paul's früherer Widerwille gegen die Geschichte eine ganz eigenthümliche und in ihm selbst wurzelnde Erscheinung, über welche, da sie sehr großen Einfluß auf seine Poesie hatte, so wie über seine vollkommene Unfähigkeit, geographische Vorstellungen in sich aufzunehmen, wir später uns ausführlicher aussprechen werden. Aber nach Hof brachte er nur erst Gleichgiltigkeit dafür mit, die ein irgend geistreicher oder zweckmäßiger Unterricht leicht in eine glühende Theilnahme hätte verwandeln

müssen, eine Theilnahme, welche, da sie seiner Neigung zum Philosophiren zugleich hinlängliche Nahrung gegeben und ihn von den trockenen Studien heterodoxer Religionsphilosophie abgezogen, seine Einbildkraft geweckt, mit edlen Gestalten ausgefüllt und so seiner Entwickelung frühzeitig eine durchaus verschiedene Richtung gegeben hätte. Entschiedene Liebe zur Geschichte aber, wenn sie zeitig genug Früchte tragen soll, muß schon in der frühesten Kindheit entstehen, damit der Knabe eine herzliche Theilnahme zu ihr mitbringe, wenn die Zeit der Erlernung der trockenen Daten eintritt, um da in der Ueberwindung dieser Hindernisse selbst Genuß zu finden. Nichts deutet mehr gerade die Wechselwirkung und Verwandtschaft zwischen Geschichte und Poesie an, als die Art, auf welche in dem Kinde eben jene Liebe zur ersteren sich weckt. Es geschieht eben durch poetische Werke verwandter Art, die Absicht oder Zufall dem Kinde in die Hände führt, oder, was leider bei Weitem seltener geschieht, durch die so leichte poetisch warme Darstellung der Geschichtsereignisse in den Schulen. Die Völkergeschichte und die der Geschichtsliteratur giebt dazu den Beweis und zeigt dazu den Weg. Die ersten Geschichtsschreiber waren Dichter und die ersten Dichter Geschichtsschreiber, und die Völker hatten in ihrer Kindheitszeit nur dann Sinn und Gedächtniß für die Erzählungen der Thaten ihrer Vorfahren, wenn diese in poetischem Gewande vor sie traten. Der Verfasser, den man auf dem Gymnasium, welches an dem Geschichtsunterricht nicht weniger sich versündigte, als den größten Gedächtnißhelden chronologischer Daten und trockener Namen noch lange nach seinen Abgange von dort den Schü-

lern zur Nacheiferung vorstellte, hat seine glühende Liebe zur Geschichte den Homerischen Epopöen zu danken, die in der Stolberg'schen Uebersetzung in seinem achten Jahre ihm in die Hände gegeben und von ihm fast auswendig gelernt wurden. — Mit welchem freudigen Schauer mußte er später in den geschichtlichen Vorträgen jede Erinnerung an Griechenland, ja nur jeden griechischen Namen vernehmen — und welche reichen Kindheitfreuden verdankt er seiner dadurch wach gewordenen Phantasie, welche ihm in einsamen Spielstunden die Gestalten jenes Alterthums in den mannigfaltigsten und farbenreichsten Prismas wiedergebar. Auch seine Knaben= und erste Jünglingszeit war an Begebnissen, an äußern Anregungen, selbst an Büchern arm, aber überreich an innern Bildern durch jene geschichtlichen Gestalten. — Erinnert man sich aber dagegen, daß Jean Paul bis in sein dreizehntes Jahr noch nicht das Mindeste von Geschichte erfahren, daß er unter den in Schwarzenbach gefundenen dichterischen Büchern kein irgend einen geschichtlichen Stoff behandelndes Werk anführt, und daß er die wenigen geschichtlichen Kenntnisse, welche er sich mühsam hier verschaffte, brockenweis aus jener deutschen allgemeinen Bibliothek zusammenlas, mithin kein einziges großes Völkerregister mit Ursprung, Motiven und Ausgang im Zusammenhang kennen lernte, ja nicht einmal die reine Verstandesfreude, den großen Strom der Geschichte eines Welttheils, eines Staates oder nur einer Epoche mit allen gleichzeitig in einander greifenden Nebenströmungen auch nur tabellarisch zu überblicken: so darf sich wohl Niemand darüber wundern, daß ihm die Geschichte nichts war, als er nach

Hof kam, und daß ihn die Rennebaum'schen auswendig zu lernenden Namen, Daten und Thatsachen anekelten. — Aber welche bedauernswerthe Jugend, der es, außer an Gegenwart, auch an aller Vergangenheit fehlt, die nur das nagende Drängen nach Erweiterung des geistigen Horizontes und Ausfüllung ihres Innern mit dialectischen Verstandesübungen zu ertödten und den Schmerz der Entbehrung mit der dunkeln Aussicht in eine unbestimmte Zukunft, zu deren Vorstellung ihr ohnehin gar kein Maßstab gegeben ist, zu trösten suchen muß! —

Wir gehen noch einmal zu dem Augenblick von Jean Paul's Eintritt in die Höfer Schule wieder zurück. Es darf uns nicht weniger als gleichgültig sein, wie der bisher so einsam und verlassen von fast allen Altersgenossen dagestandene Jüngling in diesem so sehr erweiterten Lebenskreise erschien, und wie ihn diese neue Welt empfing. —

Sein Jugendfreund schildert ihn, wie er in einer dem Stoff und der Form nach dorfmäßigen, ganz neuen und doch vernachlässigten Kleidung, mit treuherzig unbefangenem Anstand, gleichsam alte Bekanntschaft voraussetzend, den Primanern entgegengetreten sei. Die große und unerhöree Bevorrechtung aber, die, dem Ausgang der obengedachten Prüfung zufolge, ihm dadurch geworden wäre, daß der Rector ihm nicht nur die mittlere Abtheilung, sondern in derselben auch einen höheren, als den untersten Platz angewiesen habe, hätte bewirkt, daß man ihn nicht nur zurückgestoßen, sondern zugleich auf das Feindseligste behandelt habe. Sein Entgegenkommen sei für zudringlich gehalten, sein in sich gekehrter, auf die äußere Erscheinung unaufmerksamer Sinn Gegenstand des

Spottes geworden, sein begeisterter Blick sei ihnen spielend erschienen, und die Primaner seien sogleich, nach dem Ausdruck, den der Dichter selbst in seinen Notaten sich aufgezeichnet, und womit er auf die bereits erwähnte so tapfer zurückgeschlagene Belagerung seiner Geburtsstadt Wunsiedel angespielt, „seine Hussiten" geworden. Die beiden Vorfälle, zu welchen jene Mißverhältnisse gleich anfangs Anlaß gaben, sind für Jean Paul's Charakter sehr bezeichnend; darum dürfen sie, trotz ihrer Geringfügigkeit, in einer biographischen Darstellung von ihm nicht übergangen werden, auch wenn der Dichter die Erinnerung daran auch nicht so äußerst lebendig aufbewahrt hätte.

Er selbst bezeichnet den ersten derselben unter der Rubrik: „Excurrenzstreitigkeit." In jeder Woche, so erzählt Otto, mußten der Reihe nach zwei der untern Primaner die diensttuenden Brüder machen oder die Excurrentes, die Stunden ausrufen und das Brod herbeiholen, welches in einer der Pausen zwischen den Stunden und dem Lehrerwechsel genossen wurde. Da man den neuen Ankömmling durchaus nur als untern Primaner anerkennen wollte, versuchte man den so unbehilflich scheinenden Dorfjüngling zu jenem Botendienst und daher zur eigenen Anerkennung der vermeintlich unverdienten Standeserhöhung zu zwingen und erwartete nichts weniger, als einen Widerstand zu finden. Aber derselbe Jüngling, der nicht nur mit so reicher Liebe alle seine Mitgenossen an's Herz gedrückt hätte, sondern der auch so plötzlich aus einem stillen Dorf unter eine tobende und muthwillige Masse ihm, wie er bereits aus einen andern Vorfall erfahren,

feindselig gesinnter und mit allen Mitteln langer Erfahrung, wie sie Stadtleben und Zusammensein mit Altersgenossen geben, ausgerüsteter Wesen versetzt worden war — dieser Jüngling widerstand kräftig dieser und ähnlicher Verfolgungen, ohne sich im Geringsten einschüchtern zu lassen. Er widerstand dabei auf eine Weise, wie er sie durch sein ganzes Leben gegen alle Zumuthungen und Anfechtungen sich zur Regel sein ließ, fest und unerschütterlich, aber ohne durch den Widerstand weder dem Gegner zu schaden oder ihn ferner aufzureizen; das heißt in diesem Falle: ohne Klage bei dem Lehrer und ohne ein Wort des Streits. Nur als jeder Mitschüler ihm den Kreuzer reichen wollte, für den seine namentlich bestimmten Victualien eingekauft werden sollten, ließ er bloß die Arme niedersinken, daher auch eben die Hand herabhangen, welche ausgestreckt sein sollte, um die dargereichten Pfandschillinge in Empfang zu nehmen. Es mußte daher, wenn die Primaner diesmal nicht hungern wollten, der eigentliche dienende Bruder sein Amt versehen, und Jean Paul hatte für immer gesiegt wie der feste Wille eines Einzelnen immer über den schwankenden einer vielköpfigen Menge. —

Bei dem andern Vorfall, der diesem vorherging, war der Jüngling weniger glücklich gewesen, weil man da seinen Willen nicht zu überwinden, sondern nur sein Vertrauen zu täuschen gehabt hatte. Einer der ihm früher bereits bekannt gewesenen Mitschüler hatte ihm eingeredet, es sei Sitte für jeden neuen Zögling, jenem französischen Lehrer in der ersten Stunde die Hand zu küssen. An diese Art von Begrüßung nach alter Sitte in seiner Fa-

milie gewöhnt, trat Jean Paul arglos in die erste Stunde, diese Pflicht zu erfüllen. Als er schüchtern und verlegen sich dem Sprachlehrer nährte, dessen sträubende Hand ergriff und sie ehrerbietig küßte, glaubte der Sprachmeister sich verhöhnt und überhäufte dem Jüngling mit solcher Zornwuth, daß dieser gemißhandelt zu werden befürchten mußte. Laut brach aber der höhnende Jubel der Mitschüler aus, als der Sprachmeister die Stunde aufhob und fluchend und tobend die Stube verließ. Nicht bloß die Kränkung über das getäuschte Vertrauen, nicht bloß der Unwille, zu einer Beleidigung eines Vorgesetzten veranlaßt worden, sondern besonders der tiefe Schmerz, in den Augen seiner Mitschüler einer kriechenden Demüthigung fähig gewesen zu sein, brannte in dem wahrhaft republikanischstolzen Herzen des Dichters so tief und so lange nach, daß sein Freund, dem er bis an seinen Tod am liebsten und öftersten von seinen Jugenderinnerungen sprach, zu der Bemerkung sich veranlaßt fühlt: „Aus Jean Paul's Sarge heraus hätten Verhältnisse die Nemesis nicht vergeblich aufgerufen zur Vollstreckung einer zu lange verzögerten Bestrafung jenes treulosen Mitschülers, von welchem sich der Dichter nach jenem Ereigniß sein ganzes Leben hindurch entfernt gehalten habe." Diese Verdammung und diese Erbitterung, die im Grunde zu einem muthwilligen Jugendstreiche in gar keinem Verhältnisse stehen, können nur durch den tiefen Eindruck veranlaßt worden sein, mit welchem der Dichter von dem Vorfall zu dem Freunde stets gesprochen haben mag. Wenn sie so auf der einen Seite von dem tiefen Menschenstolze Jean Paul's zeugen, so liefern sie zugleich noch einen

Beweis dafür, wie hoch ihm seine Jugendzeit stand, da er einen Schänder derselben mit solchem ungeschwächten Widerwillen bis an seinen Tod mied und haßte. —

Wenige Wochen aber hatte der Dichter die Schule in Hof besucht, als seine Familie ein Schlag traf, der das Schicksal aller übrigen männlichen Kinder derselben bestimmte und auf das Jean Paul's namentlich eine kaum zu berechnende Wirkung übte. Es starb nämlich plötzlich am 15. April 1779 in Schwarzenbach sein Vater, und fast gleich mit dessen Tode begann jener zehnjährige trojanische Krieg, den der älteste Sohn namentlich mit der drückenden Armuth führte, mit einer der der Atriden nicht ungleichen Ausdauer, wiewohl die Armuth mit jedem Jahre stieg. Wohl würden die Kämpfe um das gelobte Land der Poesie, wenn der Vater leben geblieben wäre, nicht gering mit demselben gewesen sein; in ihnen hätte genugsam der ernste und feste Wille des Dichters Trübungen der härtesten Art bestehen können. Indeß würde schwerlich bei der im Grunde dichterischen Seele des Vaters der Kampf so lange gedauert haben, als der war, den der Sohn einer verarmten Wittwe in dem entlegenen Hof gegen die dringendsten Entbehrungen des Menschenlebens führen mußte. Freilich, wenn gewiß für die Kunst ein Gewinn durch die Gewährung reicherer Mittel zur künstlerischen Ausbildung des Sohnes, wäre das längere Leben des Vaters doch vielleicht eine Quelle der trübsten Erinnerungen, wenn nicht von Vorwürfen geworden, wenn Jean Paul durch die feste und beharrliche Ausführung seines Vorsatzes, der Theologie zu entsagen und den schönen Wissenschaften als amtloser Mann

sich zu widmen, dem Vater Schmerzen und Betrübniß erregt gehabt hätte. Daß er, trotz seiner früheren Verehrung, dessen Geboten den Gehorsam in dieser Beziehung zu verweigern gehabt hätte, läßt sich sicher aus seiner Charakterfestigkeit, auch wohl schon aus jener erwähnten, schon in Schwarzenbach eingetretenen Entfremdung zwischen Vater und Sohn folgern. Uebrigens finden wir gar keine Andeutungen, weder von ihm selbst, noch von seinem Freunde Otto, welche beweisen, dieser Todesfall habe ihn besonders tief ergriffen und geschmerzt — während der so viel später erfolgte Tod seiner Mutter ihm immer und immer die Seele durchschnitt. — Vielleicht hatte er nicht ganz des Gefühls der Freilassung sich erwehren können, vielleicht schwieg er auch darum darüber weil er zu wahr gewesen sein würde, um es zu verbergen, und zu kindlich fromm, es zu offenbaren. — Man wird bei diesem Todesfall besonders versucht an eine Vorsehung zu denken, die ihn mit allen künstlerischen Mängeln und Unvollkommenheiten zu dem hat erziehen wollen, was er wurde, da er ohne sie ein ganz anderer, nicht „der Dichter der Armen"*) hätte werden können. —

Die ökonomischen Verhältnisse der Familie und die Gründe der so schnellen nach des Vaters Tode eingetretenen Verarmung werden durch Otto folgender Weise geschildert. „Der Vater hinterließ außer Paul noch vier Söhne und Schulden, die allmälig von den nicht unbeträchtlichen Pfarreinkünften Schwarzenbachs, die er jedoch nur drei Jahre und drei Monate bezogen, hatten

*) Siehe Börne's Denkrede.

getilgt werden sollen. Zugleich mit Jean Paul's Eintritt in das Höfer Gymnasium war auch dessen Aufnahme in das großväterliche Haus verbunden gewesen, indem ihm ein kleines Zimmer eingeräumt und er auch in Stoffe aus der großväterlichen Niederlage ganz neu eingekleidet worden war. Er selbst gedenkt der großmütterlichen Spenden, die aus Hof früher nach Jodiz überbracht worden waren durch die Botenfrau, auf deren Ankunft die Knaben schon lange lauerten, und um die sich, wenn sie endlich da war, erwartend und gespannt die ganze freudige Familie in der Gesindestube versammelt hatte. Von der Unterstützung der Großältern war die Mutter nach des Vaters Tode ganz abhängig geworden. Aber auch sie starben bald hinter einander und eben wegen jener seit Jahren fortdauernden Unterstützung weniger wohlhabend, als sie früher gewesen waren, und als sie noch immer der öffentliche Ruf ausgab. — Was Jean Paul nach funfzig Jahren mit Dankbarkeit der ganzen Welt anvertraute und von Geschenken der freigebigen Großmutter, die in Scheinkäufe verhüllt waren, oder von Scheinbezahlungen erzählte, wogegen die täglichen Bedürfnisse aus der Stadt herbeigeholt wurden, das war der zurückgesetzten Tochter einer einzigen, schon früher verstorbenen Schwester von Paul's Mutter und besonders deren Vater kein Geheimniß geblieben. Neid und Haß, die im Stillen furchtbar zugenommen und lange auf Befriedigung gelauert hatten, fanden nun diese nach dem Tode der Eltern und dazu neuen erbitternden Anlaß in dem großväterlichen Testamente, durch welches der Lieblingstochter ein Haus im Voraus vermacht war. Es

entstand daher ein Proceß, der mit großer Feindseligkeit geführt wurde, während dessen das ererbte Vermögen nicht in ruhigen Besitz genommen werden konnte, die dazu gehörigen Grundstücke zu lange verwahrlost und zu spät und dann nur unter ihrem Werth veräußert werden mußten. Unterdessen war man genöthigt, das nach der öffentlichen Meinung große, in der That aber geringe Stammvermögen anzugreifen, obwohl es hätte unangreiflich sein und bleiben sollen, um von dessen Ertrag die Bedürfnisse der Familie so viel möglich zu bestreiten und einer so schnellen Verarmung vorzubeugen." — Die späteren unglücklichen Folgen dieser Mißverhältnisse, die jetzt erst im Entstehen waren und erst in der folgenden wichtigsten von Jean Paul's Bildungsepochen zum Ausbruch kamen, sollen zu ihrer Zeit weiter nachgetragen werden.

Für den Augenblick, wie überhaupt während der ganzen Schülerzeit des Dichters, scheinen diese plötzlichen trüben Veränderungen in der ökonomischen Lage seiner Familie ihn gar nicht berührt zu haben, oder doch von ihm nicht geachtet, oder vielleicht gar nicht bemerkt worden zu sein, so tief war er, durch den dürftigen Unterricht auf der Höfer Schule wiederum bloß auf sich selbst angewiesen, in die Fortsetzung und Erweiterung seiner in Schwarzenbach begonnenen Selbststudien versunken, und besonders war es hier nun die Bibliothek des Pfarrers Vogel in Rehau, welche ihm den Stoff und die Anregung dazu lieferte. Für das erste Jahr seines Höfer Aufenthaltes scheint er theils wirklich nur, mit Unterlassung eigner Arbeiten, hauptsächlich an der Vermehrung seiner Excerpte gearbeitet, theils für diese fast wiederum

nur theologische Bücher benutzt zu haben, da er damals noch die Theologie als die von seinen Vater ihm vorgeschriebene Bestimmung festhielt. Seine Fortschritte hierin, so wie die wachsende Selbstständigkeit seines Geistes, endlich seinen schon damals vorhandenen Muth in der Wissenschaft und in der Vertheidigung derselben wie jeder Geistesfreiheit schildert wiederum ein und diesmal erfreuliches Schulereigniß, das in dem so ereignißarmen Leben des Dichters um so mehr ein Epoche machendes blieb, als es der erste, aber auch einzige öffentliche Triumph war, den er davontrug.

„Der brave Conrector," so erzählt Otto, „war auf den wohlgemeinten, aber etwas zu sehr gewagten Einfall gerathen, Disputirübungen anzustellen, wobei ihm natürlich die Oberstelle eines immerwährenden und immer siegreichen Präses vorbehalten blieb, die Rollen der Respondenten und Opponenten aber unter die Primaner vertheilt wurden. Zum Unglück wählte der Präses bei einer solchen Disputation eine Thesis aus der unwandelbaren und unfehlbaren Dogmatik, unter der sehr vernünftigen Voraussetzung, daß der ganze Act nicht bloß zum Ruhm des Respondenten und Präses, sondern auch zur neuen Begründung und Feststellung des kirchlichen Dogmas gereichen, und daß dieses daher nur so weit und so ernstlich bestritten werden dürfe, als es das ehrwürdige Ansehen desselben und des Präses gestatte. Paul war bei dieser hochwichtigen Schulstaatsaction Opponent und glaubte, daß man bei Disputirübungen (wie bei aller Forschung nach Wahrheit) unbekümmert um den Ausgang sein, kein Resultat voraussetzen, sondern unparteiisch

eines, welches es auch sei, herausfinden müsse und daher so lange fort opponiren dürfe, als man Gründe dazu aufbringen könne. Bei dieser Disputation konnte er zumal die Schätze seines hetorodoxen Wissens, welche er eingethan und aus der Vogel'schen Bibliothek entnommen hatte, zur Schau stellen, was er denn auch mit einem Eifer that, der sogar den zur Thesis erwählten symbolischen Kirchenartikel in Gefahr zu bringen drohte. Dies konnte wohl nicht aus Mangel an Unumstößlichkeit des letzteren geschehen, sondern bloß deswegen, weil Präses und Respondent auf nichts weniger, als auf so großen Widerspruch gefaßt und mit dem Waffenvorrath der heterodoxen Rüstkammer nicht halb so bekannt waren als der Opponent. Nachdem nun von diesen der Respondent lange schon zum gänzlichen Schweigen gebracht und der Präses zum alleinigen orthodoxen Wortführer geworden, aber auch — da ihn die Fassung gänzlich verlassen hatte — dem Verstummen nahe war: so blieb ihm nichts übrig, als dem Opponenten Stillschweigen zu gebieten und, ohne die zur Form der Disputation nöthigen und gebührlichen Lobpreisungen seiner und des Respondenten siegreicher Vertheidigung der Wahrheit abzuwarten, den Katheder und den Saal der Prima plötzlich und unwillig zu verlassen." —

„Diese große Schulbegebenheit," fügt Otto hinzu, „hatte für Paul einen entgegengesetzten doppelten Erfolg. Das unbedachtsam herausfordernde zürnende Gebot des Stillschweigens, womit der Präses das gelehrte Turnier aus einen zum Scherz in eines zum Ernst verwandelt hatte, galt in den Augen der Primaner für einen Sieg, der nicht bloß von

und für den Opponenten, sondern für sie selbst errungen war. Was war natürlicher, als daß man von nun an dem Vorfechter, der solchen Sieg errungen, größern Antheil als zuvor nehmen, daß man ihn unwillkürlich mehr achten, daher auch ihn mit Neckereien zu verfolgen ablassen mußte?" —

Die bei Weitem wichtigere Folge aber für Jean Paul's späteres Leben war, daß diese Disputirangelegenheit der öffentlichen Meinung in Hof äußerst anstößig wurde, und daß man hier die heterodoxen Aeußerungen des Jünglings auf das Erbittertste verdammte. „Der Freimüthige," sagt Otto, „der sich nicht ganz orthodox anstellte, hieß ein Atheist und war gehässiger Geringschätzung, ja sogar Verfolgungen ausgesetzt. Dieses Schicksal hatte Paul gerade in der unglücklichen Periode seines Lebens, aber er nicht allein, sondern auch die, welche mit ihm vertraut, und je mehr sie dies, auch desto mehr dem Verdachte des Atheismus ausgesetzt waren."

So wie wir den Jüngling aber bis jetzt kennen gelernt haben, muß uns nicht bloß der bei dieser Gelegenheit bewiesene öffentliche Sprechmuth, sondern auch die dabei entwickelte Sprachgewandtheit in Verwunderung setzen. Aber einmal war es das in ihm mit ganzer Seele bereits eingewurzelte Leben in der Wissenschaft, das ihn in Augenblicken der Begeisterung so sehr über sich selbst empor hob und ihn mit Gewalt so fortriß, daß die hemmende Außenwelt für ihn gar nicht da war; dann aber erwähnt auch Otto bei dieser Gelegenheit schon jener Eigenthümlichkeit des Dichters, die sich später immer mehr und selbst dann noch geltend machte, als er in größeren

Werken alle seine Gedanken und Gefühle bereits auf dem Papier ausströmen konnte, nämlich des Dranges, sich mündlich über Alles, was ihn bewegte und beschäftigte, auszusprechen. Auch dies unterschied ihn wesentlich von andern großen Geistern und namentlich auch von Göthe, der bekanntlich jede heftige Bewegung nach seinem eigenen Ausdruck in irgend einem Gedicht oder einer größern Schöpfung loszuwerden suchte, die Sache hierauf als abgethan betrachtete und weder sich noch Andere weiter damit behelligte. Dagegen hatte der edle Herder ganz das gleiche Bedürfniß, und die Ursachen waren bei beiden Männern, die überhaupt außerordentlich viel Aehnliches mit einander hatten, fast dieselben: erstens das aus dem Herzen entspringende Bedürfniß geselliger Humanität, und zweitens, weil Beiden, wiewohl in verschiedenem Verhältniß, es schwierig wurde, für ihre Empfindungen und Gedanken augenblicklich eine Form zu finden; Herder endlich, weil er überhaupt vorzüglich Philosoph war und so Vieles wegen seiner amtlichen Stellung nicht veröffentlichen durfte, Jean Paul aber, weil er in der Jugend theils nur philosophirte, theils so lange Zeit seinen so früh erwachten heißen Drang nach öffentlicher Mittheilung auf gar keine andere Weise befriedigen konnte und sich daher früh schon gewöhnte, den Hörer für einen Leser anzusehen, weil er eben aus Mangel an Lesern sich mit Hörern begnügen mußte. Dies blieb ihm selbst, als schon nicht mehr bloß sein Verstand, sondern besonders seine Phantasie in ihm thätig geworden war, und wir werden später sehen, wie er eben so bei Weitem eher für Hörer als für Leser auch dichtete. — Da ihm

aber hiebei es hauptsächlich um das Schaffen zu thun war, so machte er unter den Hörern wenig Unterschied oder vielmehr wenig Ansprüche an sie, woher zugleich es kam, daß mancher seiner ihm zuhörenden Freunde, unter denen auch am Ende in seiner Umgebung wenig Auswahl zu treffen war, ziemlich unbedeutende Menschen sich befanden, die ihn wenig, falsch oder gar nicht verstehen konnten und nicht wenig von jenen abenteuerlichen Mährchen in die Welt trugen, die man sich selbst jetzt noch hie und da von ihm erzählt. „Mir ist," sagt er hierüber in einer seiner hinterlassenen Notizen, „mir ist am Ende die Gesellschaft einerlei, vor der ich mich ausströme — was davon verloren geht, vergessen oder mißverstanden wird. Ich will in mir mich durchleben und froh ausreden." —

So viel weniger aber in dieser dritten Lebensstation Jean Paul's von glücklichen äußern Anregungen die Rede ist, als in den beiden frühern, so gab sie ihm doch, wenn auch für die freudige Spielzeit der Jugend zu spät, zwei Freunde, den einen, Johann Bernhard Herrmann, den andern, Adam Lorenz von Oerthel; der Erstere wurde jedoch erst in der letzteren Zeit mit ihm vertraut. — Für Hof wichtig wurde ihm besonders Adam von Oerthel, von dessen Wesen uns leider Jean Paul zu wenig Andeutungen hinterlassen hat, die Otto, der ihn doch ebenfalls gekannt hatte, durch keine auch nur einigermaßen anschauliche Schilderungen, wie denn fast überall, zu ersetzen gewußt hat. Aus den wenigen Zügen indeß, welche wir über denselben haben, geht hervor, daß er Jean Paul's Herzen mehr als seinem Geiste und seiner

wissenschaftlichen Entwickelung gewesen sei. Adam Lorenz von Oerthel war, nach Otto, der älteste Sohn eines reichen Kaufmanns, der sich in der Gegend von Hof mehrere Rittergüter und zu deren standesmäßigem Besitz Titel und Adel erworben hatte. Eines dieser Güter, Töpen, hatte er sich zu seinem Wohnsitze erwählt, seinem ältesten Sohn aber in Hof, wo er das Gymnasium besuchte, ein Gartenhaus zur Wohnung eingeräumt. Dieses lag unmittelbar an einem Arm der damals noch mit Bäumen begrenzten Saale und zeichnete sich in der ärmlichen Gegend durch die Garten-, Fluß- und Bergumgebung und durch den erweiterten Blick aus, der jenseit des Saalarmes auf die Vorstadtinsel, auf baumreiche Gärten und auf einen ausgedehnten Wiesengrund fiel, der einen Teich umgab, dessen erhöhte Ufer mit einer Fülle von Bäumen bewachsen war. „Anmuthig, ja entzückend," fährt Otto fort, „mußte dieser Aufenthalt für befreundete Jünglinge zu allen Tageszeiten, besonders aber des Abends und bei Mondenschein sein, wenn sie sich vertraulich mit einander unterhielten oder mit Clavierspiel und Singen vergnügten oder auch der Musik zuhörten, die aus der Nachbarschaft zu ihnen hertönte. Den höchsten Reiz mußte neben der Poesie der Jugend, die Alles verschönert und verklärt, der Einfluß des Zeitalters gewähren, in welchem wertherisirt, siegwartisirt und nach dem täglichen, schmerzlichsüßen Genuß einer für verdienstlich und heilig gehaltenen Sentimentalität getrachtet wurde. Hätte Paul seine Selbstbiographie bis zur Schilderung seines zweijährigen Schullebens in Hof fortgesetzt: so würde er gewiß als Glanzpuncte desselben die Abendgesellschaften und überhaupt die

Besuche bei seinem Oerthel herausgehoben, er würde vielleicht den Garten und das Gartenhaus und den langen vom Eintritt in jenen bis zu diesem führenden Bogengang und den an beiden Ufern mit Bäumen überhangenen Fluß und den ganzen anmuthigen Umkreis geschildert haben, in Erinnerung und zur Feier der Freundschaft, welche dort mit Oerthel gestiftet wurde." —

Dieser Beschreibung fügt Otto die Bemerkung hinzu, daß Oerthel von jener erwähnten Sentimentalitätsperiode „zu sehr" ergriffen worden sei, daß aber unser Dichter nur wenig und nur kurze Zeit und vielleicht am meisten aus theilnehmender Freundlichkeit gegen jenen davon berührt worden wäre. Diese Bemerkung denn ist es, welche uns über das Wesen Oerthel's, so wie über das geistige Verhältniß, in welchem Jean Paul zu ihm stand, einigen Aufschluß giebt. Es ist sehr bemerkenswerth, daß dieser erste und damals einzige Freund an einem so phantasiereichen und herzwarmen Jüngling nicht mehr Ansteckungskraft ausübte. Auch findet man in allen Schriften Jean Paul's, außer einer ausdrücklichen Danksagung für einen geleisteten Freundschaftsdienst, welche Oerthel's Herz auf das Höchste ehrt, keine Spur eines Einflusses von diesem doch so geliebten ersten Freunde, noch daß ihm dessen Gestalt irgendwo als ein Original zu einem seiner Charaktere vorgeschwebt habe.

Ganz anders aber verhält es sich mit dem zweiten Freunde, von dessen geistigem Sein und merkwürdigem moralischen Wesen wir noch vielfältig zu sprechen werden Gelegenheit haben. Dieser scheint geistig eben sowohl das vollkommene Gegenbild von Oerthel gewesen zu sein,

wie seine äußerlichen Verhältnisse entgegengesetzt und denen Jean Paul's ähnlicher waren. — Hier nur vorläufig, was Otto von den letztern erzählt. — „Er war der Sohn eines armen Zeugmachers, dem der verspätete Besuch des Gymnasiums ungern verstattet wurde, und der daher, als wäre und bliebe er ein Handwerkslehrling, täglich eine vorgeschriebene Menge schafwollnen Garnes abspulen und außerdem seine jüngeren Geschwister warten und pflegen mußte, bevor er daran denken konnte, sich für die Lehrstunden vorzubereiten oder die aufgegebenen Ausarbeitungen zu machen oder selbst Unterricht zu ertheilen, um sich die zum Studiren unentbehrlichsten Hilfsmittel zu verschaffen." Wie sehr mußte Jean Paul an einen Jüngling sich anzuschließen sehnen, der eine so glühende Liebe zu den Wissenschaften, so viel unter den herabziehendsten und geisttödtendsten niedrigen Beschäftigungen sich aufrechthaltende Seelenstärke, darum eine ursprünglich so hohe Natur offenbarte. Jedenfalls war er schon darum für Jean Paul in dieser Epoche ein mehr entsprechender Genosse, indem derselbe, wie Otto sich ausdrückt, durch mehr philosophisch-mathematische Genialität sich auszeichnete, daher in Jean Paul's damaligen Hang zum Philosophiren besonders eingehen mußte. — Jener aber konnte den Freund besonders darum über sich erblicken, da er weder an so früher Selbstbildung hatte arbeiten, noch eine so große Belesenheit sich verschaffen können. Bei Herrmann's später zu schildernder, so äußerst charakteristischer Individualität ist es äußerst zu bedauern, daß wir von dem Dichter selbst keine ausführliche Schilderung ihres damaligen freundschaftlichen Verhältnisses erhielten

und wir die Natur desselben überhaupt nur aus der späteren dichterischen Schilderung eines nach den ihrigen entnommenen ähnlichen folgern können. Ueberhaupt läßt uns wiederum Otto, der entweder die ungemeine Bedeutung dieses Menschen für Jean Paul in dessen Menschenwüste übersah, oder aus einer später zu erwähnenden, zu einer furchtbaren Höhe im Laufe der Zeit gestiegenen Eifersucht dieselbe darzustellen nicht über sich vermocht hatte, sogar darüber in Ungewißheit, ob die Freundschaft mit Herrmann erst später, oder ob sie bereits auf dem Gymnasium in Hof jene innige geworden war. Da jedoch Otto derselben während dieser Epoche gedenkt, während er sich selbst noch ganz im Hintergrunde läßt — und vielleicht blieb er auch dem Kleeblatt, aus dem der Tod sehr bald jene beiden Blätter ausriß, so fremd, daß er Herrmann nie anders als durch die Erinnerung Jean Paul's kennen lernte — so dürfen wir mit Gewißheit den Anfang jenes innigen Verhältnisses bereits in jener Höfer Schulzeit voraussetzen.

Der Einfluß, den ein Wesen wie Herrmann auf ihn üben konnte, läßt sich übrigens sehr deutlich bereits erkennen; er war sowohl ein moralischer, als ein geistiger. Ein solches Beispiel von aufopfernder Hingebung für die Wissenschaft konnte seinen eigenen, in ihm selbst früher entstandenen Entschluß, sein Leben ausschließlich derselben zu widmen und ganz das zu werden, wozu ihn ein dunkler und ihm jetzt selbst noch unbewußter Trieb hinstieß, bis zur Unerschütterlichkeit befestigen. Die geistige Einwirkung deuteten wir oben bereits an und gedenken ihrer sogleich noch ausführlicher.

Was nun die Art der Fortsetzung seiner Selbsterziehung in diesen beiden Höfer Schuljahren von Ostern 1779 bis dahin 1781 betrifft, so fehlen uns leider bis vor Ende dieser Epoche alle Andeutungen über die Bücher, welche er aus Vogel's Bibliothek für seine Excerpten benutzt hat. Nach Otto's leider gegebenem Beispiel haben diejenigen, welche diesen äußerst wichtigen Theil seines Nachlasses in die Hände bekamen und aus demselben die Materialien zu einer kritischen Biographie zum Druck beförderten, die verschiedenen Bildungsepochen des Dichters ganz aus den Augen gesetzt. Indeß bleiben uns, ungefähr die geistige Richtung, durch die er in dieser Zeit gegangen, zu verfolgen, Spuren anderer Art.

Jenen dunklen Trieb zu geistigem Erzeugen, der sich, ist anders ein solches Gleichniß erlaubt, in den dazu berufenen Naturen von Zeit zu Zeit eben so früh anmeldet und vorher verkündet, wie bei Knaben der gewöhnliche Geschlechtstrieb, brach bei Jean Paul plötzlich ein halbes Jahr nach dem Eintritt in das Gymnasium hervor. Er schrieb nämlich für sich zwei Aufsätze im September 1779, den einen mit der Ueberschrift: „Wie unser Begriff von Gott beschaffen ist," den zweiten unter der: „Von der Harmonie zwischen unsern wahren und irrigen Sätzen." — Leider werden uns von dem letztern Aufsatze weder Veranlassung noch Inhalt genau angegeben, und wir wissen daher nicht mit Bestimmtheit, ob derselbe auch religiös-dogmatische, oder rein speculative, oder gar schon empirische Sätze behandelt habe. Das Erste, namentlich in Verbindung mit der in jene Zeit fallenden Disputation, scheint das Wahrscheinliche. Der Stoff aber,

aus welchem der Jüngling dergleichen Aufsätze zu zeugen hatte, scheint mit diesen beiden ersten aufgebraucht gewesen zu sein; denn wir finden in denselben eine ganze einjährige Pause bis zum November 1780, und daß davon nichts verloren gegangen sei, beweist, daß sie mit dem Nachfolgenden in ein Heft geschrieben sind. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in jene Epoche die Zeit jener ausschließlichen Freundschaft mit Oerthel und dasjenige setzen, was Otto jene vorübergegangene Berührung von der durch die damalige Bekanntschaft mit den wenige Jahre zuvor erschienenen Werther's Leiden hervorgerufenen Sentimentalitätsepoche nennt. Aeußerst dankbar müssen wir indeß Otto dafür sein, daß er uns das Fragment eines solchen sentimentalen Briefes an Oerthel aufbehalten hat. Wir theilen es auch hier wörtlich mit.

„Ach, die wenigen Zeilen haben mir Thränen verursacht, mir, der wenig Freud' hat — denn wo wäre sie? — und der auch diese einigen bald missen muß. Wenn ich vielleicht weg bin, so sieh' zu Nachts zu deinen Gängen in den Garten hin, wenn sie der Vollmond beschimmert — und denke dann d'ran — wie wir jenseits hinüber über das beleuchtete Wasser blickten — wie eine freundschaftliche Thräne dem Auge entdrang — zum Allvater hinauf — — Ach! die Tage der Kindheit sind hin — die Tage des Schülers bei Beiden auch bald vollendet — bald's ganze Leben — — Hier kamst du und unterbrachst mich; ich las das Papier, das du mir gegeben hast, und nun kann ich nicht mehr schreiben — Fließet, Thränen.“ — —

„Doch noch 'was. — Lauter Sterbegedanken umgeben

mich jetzt — vielleicht dich auch — und dies ist beste Zubereitung. — — Nun schimmerst, ruhiger Mond, senkest Ruhe in gequälte Seelen — Schauerlich ist's, unter Mondsblinkern all' die harmlosen, nachbarlichen Hügel — bei'n Gräbern wandelnd — zu späh'n! Schauerlich, wenn's so todtenleise um dich her ist und's dich ergreift das große, allumspannende Gefühl — edel ist's, nächtlich die Gräber der süßschlummerndern Freunde zu besuchen — und ach! den betrauern, den nun der Wurm zernagt." — „Lies in Yorik's Reisen im 1. Theil das, wo er beim Grabe des Mönchs war." — —

„Von diesem Geschriebenen rede mit mir ja kein Wort — schreiben kannst allenfalls." — —

Man sieht aus diesem merkwürdigen Documente, wie Jean Paul, der später den Muth hatte und sich einen Stolz daraus machte, die weichsten, weinendsten und schwärmerischesten Empfindungen gleichsam nackt, ohne die künstlerische Hülle des Reims und des Versmaßes, ja selbst ohne sie hinter einem andern Charakter zu verbergen, der Welt zu zeigen, sich vor sich selbst schämt, jene nur auf dem Papier dem Freunde laut werden zu lassen; man sieht, wie ihm dieses ganze Wesen selbst widerstand, und auch haben Gedanken wie Form etwas, was den Leser ebenfalls anwidert. Er mag selbst vor diesem Spiegel und davor, wie sich diese Empfindungen ausgenommen haben, zurückgeschrocken sein, und dies hat vielleicht dazu beigetragen, ihm über diese zu frühe Empfindungsepoche hinwegzuhelfen, welcher er kein künstlerisches Gewand anzulegen vermochte, und von deren Beschreibung und Darstellung dieser Umstand ihn daher zurück-

hielt, während Göthe dagegen Gestalten und Geschichten genug erlebte, um von diesen seine Empfindungen aussprechen zu lassen. Seine Gefühlswärme, wenn damals erwacht und genährt, wäre wohl auch zu stark hervorgebrochen, als daß er nicht sich in ihr verzehrt und in ihr verschwemmt und verweichlicht worden wäre. Aber in seinen kleinlichen Umgebungen durch keinen erhebenden und anfeuernden Gegenstand erhoben, konnte sie gegen sein starkes Rüstzeug philosophischer und positiver Kenntnisse nicht aufkommen, und die Quelle jener Empfindungen, die sich in gar keine Form ergießen konnte, trat daher sehr bald, sobald sich eine Veranlassung fand, seiner Brust bis auf spätere Zeiten, und darum ihre Frische und ihre Springfluth nur so lauterer und in unverbrauchter Fülle bewahrend, in die Stille seiner Brust wieder zurück.

Diese Veranlassung hat nun wohl wenigstens zum Theil schon damals der klare und kräftige Herrmann gegeben. Denn Jean Paul scheint nicht bloß jene sentimentalen Bücher bei Seite geworfen und sich wieder positivere gewählt, sondern auch zu neuer kräftigerer und nun nicht wieder unterbrochener selbstschöpferischer Verstandesthätigkeit erstarkt zu sein. Was uns nämlich bestimmt, dem Einfluß der von Otto selbst als später bezeichneten Freundschaft mit Herrmann diesen Umstand zuzuschreiben, ist der Inhalt einer ganzen Reihe von Aufsätzen, die im September 1780 begannen, und die von seinen bisherigen ganz und gar abweichen. Otto sagt, daß Herrmann von seinem Genius den Naturwissenschaften entgegengeführt worden sei, daß er in gleicher Jugend wie Jean Paul Schriftsteller geworden wäre. Da

er nun seine beiden Schriften: über die Mehrzahl der Elemente und die: über Licht, Feuer und Wärme, in seinem achtzehnten oder neunzehnten Jahre herausgegeben haben muß, so folgt wohl daraus, daß er bereits in Hof, so weit es ihm die mangelhaften Büchersammlungen, zu denen er Zutritt haben konnte, erlaubten, sich mit jenen Gegenständen schon beschäftigt haben müsse. Nun lauten die Ueberschriften der von Jean Paul in den Monaten September, October und November jenes Jahres niedergeschriebenen Abhandlungen: „Ein Ding ohne Kraft ist nicht möglich — Ist die Welt ein perpetuum Mobile? — Was Allgemeines über's Physiognomiren — Unsere Begriffe von Geistern, die anders sind als wir — Wie sich der Mensch, das Thier, die Pflanze und die noch geringeren Wesen vervollkommenen" — u. s. w., schlagen daher meist alle in dieses Fach. —

Wir sagten, diese neu erwachte schöpferische Selbstthätigkeit sei nicht mehr unterbrochen worden; und allerdings beginnt schon mit dem September 1780 jene unaufhörliche schriftstellerische Thätigkeit, die Jean Paul mit gleicher Unermüdlichkeit fünf und vierzig Jahre lang bis an seinen Tod fortsetzte, und von der fast kein Blättchen verloren gegangen ist. Gleichwie er als Kind spielend sich Bücher gemacht, so nähte er sich jetzt ein Buch zusammen, das er „Uebungen in Denken" überschrieb, und wohinein er jene beiden früher erwähnten Abhandlungen trug, hierauf aber in den angegebenen Monaten die übrigen unter den obigen Titeln. Die Leichtigkeit, womit er dieselben so schnell hinter einander verfaßte, scheint ihm damals zuerst den bestimmten und klaren Entschluß,

ein Schriftsteller zu werden, eingegeben zu haben. Denn unter dem Datum vom 29. November 1780 fügte er dem Titelblatt eine Anzeige hinzu, in welcher er zwar meldet, daß diese Versuche bloß für ihn seien und nicht gemacht, Andern etwas Neues zu lehren, aber daß sie ihn üben sollten, „um's einmal zu können." Zugleich nahm er sich vor, jeden Monat sechs Bogen dieser Art zu schreiben, ein Entschluß jedoch, den er nicht ausführte; denn er schrieb nur im December desselben Jahres noch drei Abhandlungen: „Ueber die Religionen in der Welt — Jeder Mensch ist sich selbst Maßstab, wornach er Alles abmißt — endlich: Ueber Narren und Weise." Hiermit hören die vollständigen Abhandlungen auf, und, was sehr charakteristisch erscheint, die Denkübungen verwandeln sich aus ganzen Aufsätzen in aphoristische und unausgeführte Bemerkungen, wie deren 17 bereits das erste Heft schlossen und 22 den Winter bis zum Frühjahr 1781 ausfüllen. Von den Abhandlungen sind uns keine zu Gesicht gekommen, von den einzelnen Bemerkungen jedoch mehrere von Otto mit abgedruckt worden.

Es ist bemerkenswerth, daß man in denselben nichts besonderes im Ausdruck findet, dagegen eine große Kürze, Klarheit, Bestimmtheit, selbst Leichtigkeit des Styls, und etwa ein Jahr vor der Abfassung des ersten, fast nur aus Gleichnissen bestehenden Buches auf etwa dreißig eng gedruckten Octavseiten im Text ein einziges, welches die Einbildungskraft mit einem Töpfer vergleicht, der wohl dem Thon allerlei Gestalten gebe, aber ihn nicht hervorbringe. Ja wir finden seltsam genug über die Gleichnisse folgende Bemerkung: „Der Kopf, der viel

Gleichnisse anbrächte, geschmückt schriebe, scheine ihm wenig tief eindringen zu könnten — wenigstens könnten ihm die Gleichnisse und andere Figuren nicht einfallen, wenn er eben scharf nachdächte, sondern nur alsdann, wenn es schon geschehen sei. Wer nachdächte, der stelle sich die Sache, über die er nachdächte, ganz allein vor — alle seine Seelenblicke wären darauf geheftet. Hier fänden keine andern Ideenverbindungen statt, als solche, die unmittelbar das Ding beträfen. Hingegen wenn er seine Arbeit wieder übersähe, dann könnte er leicht Mehreres hinzudenken und Figuren anbringen; aber es sei die Frage, ob dies nützlich sei bei schweren Materien." — — Eben so bezeichnend ist die Bemerkung über das Verhältniß des Gedächtnisses zur Phantasie, aus welcher obiges Bild entnommen ist. „Es sei schwer," sagt er, „Gedächtniß und Phantasie von einander zu unterscheiden. Die Grenzlinien, wo das eine anfinge und das andere aufhörte, seien zu fein gezeichnet. So Viel sei gewiß, Gedächtniß sei nie ohne Einbildungskraft; er könne sich keiner Sache erinnern, ohne zugleich das Bild derselben wenigstens dunkel in seiner Seele zu haben, und dies sei doch wohl Wirkung der Einbildungskraft. Auch sei Einbildungskraft nie ohne Gedächtniß; denn von allen möglichen Bildern, die jene zusammensetze, sei der Stoff aus der Natur genommen, den das Gedächtniß an die Hand gebe. Es sei möglich, daß das Ganze desselben nie in der Natur existirt habe, aber seine Theile seien doch da gewesen. Einbildungskraft thäte weiter nichts als zusammensetzen, nicht aber schaffen; Einbildungskraft also würde nichts sein, wenn Gedächtniß nicht wäre. Ueber-

haupt schiene es ihm, daß alles Gedächtniß bloß Einbildungskraft sei — und daß diese es bloß wäre, welche jenes gebe. Die Erinnerung sei nichts als die Bemerkung der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der gegenwärtigen Sache mit dem Bild in der Seele, und was sei die sogenannte memoria localis Anders als die Vergegenwärtigung da gewesener Bilder? Wenn das vermeinte Gedächtniß wirken solle, so müßten zwei Bilder von der Sache vorhanden sein, die man mit einander vergliche, und aus deren Aehnlichkeit mit einander man schlösse, daß eines schon da gewesen sei; also sei bei jedem Actus des Gedächtnisses ein Urtheil. Die Einbildungskraft habe nur allemal ein Bild vor sich. Ihre Absicht sei nicht, zu bemerken, daß es schon da war, sie nehme gar keine Rücksicht auf die Zeit. — Der Einwurf, daß Jemand viel Einbildungskraft, aber kein Gedächtniß habe, sei keiner gegen ihn; man könne eben dasselbe Vermögen der Seele bei dem einen Object üben und bei'm andern ungebraucht lassen. So sei es bei'm Poeten. Eine Kraft äußere sich nicht bei allen Gegenständen gleich stark; sie wirke hier stark, dort schwach, es seien aber nicht zwei Kräfte." —

Ehe wir uns über dieses sonderbare Raisonnement, besonders in Bezug auf des Dichters Wesen, aussprechen, müssen wir, um den Cyklus von Vorstellungen, mit denen Jean Paul sich damals selbst täuschte, zu vollenden, noch die Bemerkung anführen, in welcher er sich über das Verhältniß eben dieses Gedächtnisses zum speculativen Scharfsinn vernehmen läßt: „Es sei falsch, wenn man glaube, ein Philosoph brauche kein starkes Gedächtniß zu haben. Wer selbst schon gedacht und bemerkt habe, wie schwer es

sei, die seinen Gedanken sich nicht entwischen zu lassen, würde sich wundern, wie dem Philosophen Gedanken nicht entgingen, die man schon Mühe habe zu fassen, die so fein seien, daß sie ein scharfsinniges Auge kaum bemerke; der Philosoph habe eben so gut Gedächtniß wie der Geschichtsschreiber. Beide machten nur nicht gleiche Anwendung davon. Das Gedächtniß der Philosophen nehme nur solche Dinge auf, welche Aufmerksamkeit und Nachdenken erweckten, kurz, die den Verstand interessirten. Dinge, die wenig zu denken geben, z. B. — Zeitrechnungen, dies Alles merke es nicht; es habe wichtigere Sachen zu behalten. Es gebe aber verschiedenen Geschmack und eben deshalb verschiedenes Gedächtniß. Jeder spräche dem Gedächtniß ab, der nicht das behielte, was er selbst behalte; aber er solle doch bedenken, daß, wenn der Andere nicht gerade das merke, er doch etwas merke. Die Gedächtnisse seien überhaupt weniger im Grade, als vielmehr in der Art verschieden. Der habe also das größte Gedächtniß, der gegen Alles am reizbarsten sei — und der das geringste, der überall unempfindlich wäre. Daher komme das starke Gedächtniß der Jünglinge und das schwache der Greise." — Erinnert man sich, daß er oben Gedächtniß mit Phantasie für gleichbedeutend erklärte, hauptsächlich weil er eine Abtheilung derselben, das lebendige Reproductionsvermögen vergangener Erlebnisse und geschauter Bilder, mit dem erstern verwechselte und sich auch durch den Umstand täuschen ließ, daß dieses Vermögen allerdings das Gedächtniß unterstütze — weshalb sehr oft der Fall eintritt, daß manche Naturen nur für dasjenige Gedächtniß haben, was sich auf diese

Weise lebendig reproduciren läßt — — fügen wir hinzu, daß Jean Paul durchaus zu diesen Naturen gehört— sehen wir nun endlich, daß er dem Philosophen ebenfalls ein starkes Gedächtniß, das heißt also, nach seiner Erklärung, eine starke Einbildungskraft, zuschrieb — so liegt uns sehr klar vor, wie es mit seiner Selbsttäuschung in Bezug auf seinen vermeintlichen Beruf zur speculativen Philosophie beschaffen war. Er war, wie schon erwähnt, in jener ganzen Epoche fast ausschließlich mit seinen intellectuellen Geisteskräften und mit dem Verstande thätig; mit so vielen als jeder höhern geistigen Natur inwohnen — auch denen, in welchen die höhern synthetischen Kräfte der Phantasie über die analytischen des Verstandes endlich Herrschaft gewinnen. Gerade jener Drang zum Componiren oder Zusammensetzen, den er selbst als eine der Eigenthümlichkeiten der Phantasie angiebt, trieb ihn zur Abfassung jener Abhandlungen, deren Inhalt nur darum philosophisch wurde, weil ihm die Beschränktheit seiner Umgebung und der beschränkte Kreis der öffentlichen und Selbstunterrichtsgegenstände keinen andern Stoff zuführte. Daß ihn eigene Neigung und Beruf daran nicht fesselte, bewies, wie er diesen Stoff sogleich freudig gegen jenen obigen naturwissenschaftlichen fallen ließ, den ihm der Zufall zugeführt hatte, und daß er diese ganze Thätigkeit nach jenen naturwissenschaftlichen Abhandlungen nur noch einigemal an jenen philosophischen Gegenständen übte; denn dann schrieb er nur noch einige abgerissene Bemerkungen nieder, die ihn in allmäligen Uebergängen zu den eigentlicheren Thätigkeitsäußerungen der Einbildungskraft überleiteten. Wir gedachten schon einmal, daß

diese Täuschung über seinen Beruf zur Philosophie noch mehrmals in seinem Leben auftauchte und mancherlei Einfluß auf seine Urtheile, so wie auf manches seiner Werke hatte. So sagte er in einem Briefe an Friedrich Heinrich Jacobi, bei ihm sei, wie bei den Deutschen, Philosophie eher gewesen als Dichtkunst. Man begreift nicht leicht diesen literarisch-historischen Irrthum und hätte ihn wohl fragen können, wo denn die deutschen Philosophen vor den Dichtern des Nibelungenliedes, vor den Minnesängern u. s. w. gewesen seien. Vielleicht dachte er nur dabei bis an die Zeit nach dem dreißigjährigen Krieg zurück, der allerdings das geistige Mark des Volkes so ertödtet hatte, daß erst Philosophen und Theologen die Arena des erschlafften Volkes wieder betraten, da dieselben sogar unter der Frostdecke des Krieges, auf der das warme Herzblut des Volkes gerann, hatten fortvegetiren können. Der Irrthum in Bezug auf ihn selbst hatte aber hauptsächlich wohl darin seinen Grund, daß die Bedingungen seines äußeren Lebens ihn zwangen, die verschiedenartigen Kräfte seiner Phantasie erst in der genauesten Stufenfolge ihrer verschiedenen Grade nach und nach und zwar in langen Zwischenräumen erst in Thätigkeit zu setzen, und daß er dennoch nie dazu gelangte, mit der höchsten Kraft, welche abgerundete Welten mit allen Gestalten auf einmal in's Dasein ruft, zu schaffen, und gewissermaßen gezwungen war, nach einem Versuche der Art, trotz dem, daß dessen Mißlingen ihm selbst unbekannt blieb, wieder um eine Stufe, die seine eigentliche Sphäre blieb, in der er aber das Allergrößte erreichte, herabzusteigen. Weil aber in keinem Menschen diese stufenweise

Erwachung der Geisteskräfte sich in dem Grade nachweisen läßt, darum ist eben seine Biographie so äußerst lehrreich für Psychologie wie für Erkenntniß des Verhältnisses jener Geisteskräfte. —

Viele von jenen Bemerkungen aus den Uebungsheften ausführlich wieder zu geben, wäre so ermüdend als nutzlos. Bemerkenswerth ist, daß wir keinen rein speculativen Satz darin finden, dagegen aber mehrere sich mit den geistigen Verhältnissen großer Schriftsteller zu der Welt und der Ursache der Wirkung ihrer Darstellungen beschäftigen. Ja es finden sich bereits phsychologische und solche Bemerkungen, die auf die Beobachtung des Benehmens der Menschen um ihn her deuten, und alle diese letztern zeichnen sich eben so durch frappante und sogar für ihn prophetische Wahrheit aus, wie die philosophischen schwankend, unbestimmt und sich widersprechend waren. Nur einiges Wenige davon im Auszuge!

„Unsere Schwachheiten entdecken wir demjenigen nicht, von dem wir glauben, er selbst habe keine; daher hat das Genie die größte Freundschaft gegen diejenigen, die in Ansehung der Verstandeskräfte weit unter ihm stehen.“—

„Sogar das Genie wird schlecht über sich selbst schreiben; denn es ist sich selbst ein Räthsel, das es nicht entziffern kann; es wandelt in Nacht und geht dunkle Gänge; es kennt an sich nichts als seine Unergründlichkeit.“ —

„Laß dem Unwissenden einen Irrthum, von dem er sich zu überzeugen vermag, und dringe ihm keine Wahrheit auf, deren Beweis er nicht einsieht. Schenke ihm einen leichten Irrthum und quäle ihn nicht mit schweren Wahrheiten. Ermesse die Güte seiner geglaubten Sätze

nicht nach den Beweisen derselben, sondern nach ihren guten und bösen Folgen. Der Unweise liebt Wahrheit, weil sie ihm gefällt und ihm nützt; nimmst du ihm das Letzte weg, so hat er gar nichts." —

„Schriften, wo der Verfasser gedacht, gefallen uns; aber diejenigen gefallen uns noch mehr, wo er uns nur denken läßt. Darum liest man so gerne witzige Sachen; darum giebt es so Wenige, die abstracte Schriften mit Vergnügen lesen." —

„Es gefällt Jedem, wenn ein Schriftsteller demüthig ist, wenn ein Genie sagt, daß es keines sei; sonst wird unsere Eigenliebe zu sehr beleidigt. Wenn Jemand von sich sagt, daß er groß sei, so ist es eben so Viel, als wenn er sagte, daß wir klein sind." —

„Der Verfasser der Lebensläufe sagt, er wolle aus der Art, Geschenke zu geben, den Charakter eines Menschen auf ein Haar treffen. Ich setze hinzu: man kann einen Menschen noch besser aus der Art kennen lernen, wie er Geschenke annimmt. Es ist der Augenblick, wo der Mensch ohne Larve ist. Wir haben Mühe, da unsre Bösartigkeit zu verbergen, wo uns der Andere geschwind mit seiner Güte überrascht — die Sonne beleuchtet die Werke der Finsterniß, ehe der Mantel der Verstellung darüber geworfen ist. Weil dem Menschen die Verstellung nicht natürlich ist, so vergißt er sie oft in der Geschwindigkeit oder vereitelt wenigstens den Nutzen seiner Verstellung durch den Zwang, mit welchem er sie annimmt. — Er gleicht (und diese beiden Gleichnisse stehen, dem obigen Satze von denselben gemäß, nachträglich in einer Note) den Personen, die ihre nachlässige Hausklei-

dung, in der wir sie antrafen, dadurch zu entschuldigen glauben, daß sie uns um die Erlaubniß bitten, sich anders ankleiden zu dürfen — oder einer nicht stattlich angekleideten Schönen, die zu ihrem Liebhaber durch ihre verlegenen Blicke sagen will: Verzeihe, meine Schönheit liegt nur auf der Toilette — habe Geduld, ich will sie holen. — — „Daher," fährt er fort, „lernen wir den Bösen durch die unerwarteten Wohlthaten kennen, die wir ihm erweisen. Allein eben so überraschen diese Wohlthaten den Tugendhaften; sie stellen uns die unbedeckten Reize seines Herzens dar und zeigen die Ausbrüche seiner Aufrichtigkeit und seines Gefühls ohne das Gewand des Wohlstandes und der Zurückhaltung. So wie die Morgenröthe die schlummernde Schöne noch in ihren natürlichen und ungeschminkten Reizen erblickt, so sehen wir die Gestalt der unverhüllten Tugend" u. s. w. —

Aber in ganz und gar keinem Verhältniß an Umfang und Bedeutung standen die Denkübungen und selbstschöpferischen Arbeiten dieser Epoche zu jener zuerst angefangenen Einsammlungsthätigkeit von Kenntnissen, die ihm für die Zukunft so große Ausbeute an Stoff und Material für die ersteren liefern sollte. Die im vorigen Capitel beschriebene Excerptensammlung, die er unter dem Titel: „Verschiedenes aus den neuesten Schriften" mit großem Eifer und Fleiß fortsetzte, war bis zu Ostern 1781 bereits bis auf zwölf Quartbände angewachsen, und sie enthielt, gleichwie die Denkübungshefte, sowohl größere, ausführliche und mit Sorgfalt abgeschriebene Abhandlungen oder Beschreibungen oder Darstellungen, als auch kürzere Notizen, Sentenzen und Bilder aus den heterogensten

und mannigfaltigsten Werken und Schriftstellern. Hiebei ist zu berücksichtigen daß diese Auszüge neben den mannigfaltigsten Schularbeiten angefertigt wurden. Der Jüngling fühlte zu sehr, daß ihm kein andrer Weg übrig blieb, sich Stoff und die nöthige Kenntniß der Welt und Menschen in allen Beziehungen zu verschaffen, als der, wenn auch so sehr mühsame, dunkle und oft irreführende, — der durch Bücher! —

Was für Bücher er aber in dieser Zeit besonders gelesen und excerpirt, davon haben wir, da wir die Excerpte aus jener Zeit nicht zu sehen bekamen und diesen Umstand die Materialienherausgeber nicht für wichtig hielten, nur eine in einem gelegentlich mitgetheilten Briefe an Pfarrer Vogel befindliche Notiz aus dem letzten Monate seines Schülerlebens. Er bittet dort um den dritten Theil von Semmler's Untersuchungen über den Canon, um Göthe's Schriften, den zweiten Theil von Lavater's Tagebuch, Helvetius sur l'éducation de l'homme, die fünfte Abtheilung des Anhangs zu den 36 Bänden der allgemeinen deutschen Bibliothek und um die von Vogel ihm aus ängstlicher Sorgfalt vorenthaltenen Lessing'schen Fragmente. —

Leider haben wir auch darüber gar keine bestimmte Auskunft, ob ihn irgend eines der benutzten und bekannt gewordenen Bücher damals besonders ergriffen habe. Es scheint fast nicht! Ja wir müssen annehmen, daß von der ganzen großen Bewegung, die durch Klopstock, die Schweizer, Wieland und durch das erste Auftreten Göthe's in der Nation hervorgerufen worden war, nur zu wenige und zu vereinzelte Wellen bis zu ihm verschlagen worden

seien, um ihn sehr zu berühren. Für Lessing und dessen Wirken, besonders in der ihm ganz fremden Kunstkritik zumal an den von ihm ungekannten bildenden Künsten geübt — trotz dem, daß dieser so unendlich Viel zur Bildung des Geschmacks beitrug — hatte er fast nie viel Sinn. „Ich setzte," so lautet eine der merkwürdigsten Notaten für seine Selbstbiographie, „ich setzte eigentlich alle Aufklärung in die siebenziger Jahre; unter 1769 mochte ich nichts, und noch heute hängt mir dies bei Lessing an." Wie bald er sich über den Eindruck von Werther's Leiden hinweghob, haben wir schon erwähnt, und um die Merkwürdigkeit, die in dieser schwachen Anregung durch dies Gedicht liegt, und wie sehr dieselbe die geistige Abgeschiedenheit seiner Lage beweist, ganz zu begreifen, muß man sich von älteren Leuten den Taumel erzählen lassen, in den das Erscheinen dieses Buchs auf mehrere Jahre die ganze jugendliche Welt gestürzt hatte. „Ich war," so erzählt der ehrwürdige Rehberg, der doch ein Cabinetsminister wurde, in dem Nachtrage, welchen Tieck seiner musterhaften Einleitung zu Lenz's Schriften zufügte, „ich war siebenzehn Jahre alt, als Werther erschien. Vier Wochen lang habe ich mich in Thränen gebadet, die ich aber nicht über das Schicksal und die Liebe des armen Werther vergoß, sondern in der Zerknirschung des Herzens, im demüthigenden Bewußtsein, daß ich nicht so dächte, nicht so sein könnte, als dieser da. — Tausende sind innerlich zerrissen und auf lange Zeit, Manche wohl auf immer an sich selbst irre geworden und des Ankers beraubt, dessen jeder Mensch bedarf" u. s. w. Dies Buch war nun zwar schon 4 Jahre vor seiner ersten Ankunft in Hof er-

schienen; indeß hatte der Anstoß, den es gegeben, wohl eine noch längere fast ungeschwächte Wirkung und mußte noch lange in jedem Jüngling, der es zuerst in die Hand nahm, eine gleiche hervorrufen. Außer den mit Nachdruck erwähnten und allen jenen Aufregungen ungünstigen Stimmungen seiner Seele, außer seinem überwiegenden nicht zu befriedigenden Durst nach Einsammlung positiver Kenntnisse,*) vielleicht auch dem ihn zurückschreckenden Anblick des ihm weich und schwach erscheinenden Oerthel'schen gänzlichen Unterliegens unter diesen Eindrücken, wirkten auch noch andere Umstände darauf ein. So war eines der, wie man sieht, noch in Hof auf das fleißigste benutzten Bücher die Nikolai'sche allgemeine deutsche Bibliothek, die nach dem einstimmigsten Urtheil Aller „ohne Kenntniß des Wesens der Poesie, ohne Einsicht in den Charakter der Dichtungsarten überall sich nur an Einzelheiten und Aeußerlichkeiten gehalten und kaum eine Ahnung davon gehabt habe, daß man ein solches Maß im Ganzen nach seinem Bau und Wesen in sich zu ergründen habe." Wenn auf einen siebzehnjährigen Jüngling diese Sammlung, an die ihn ohnehin Dankbarkeit wegen der zuerst aus ihr geschöpften Kenntnisse knüpfte, nicht hätte einen sehr großen Einfluß haben sollen, so wäre das ein Wunder gewesen. Erinnert man sich, daß Nicolai, der Herausgeber, eben besonders gegen den Werther ein „gutgemeintes, nüchternes und geschmackloses

*) Er selbst sagt in seinen Andeutungen: „Daß ich in Hof keine Liebe suchte, obwohl den Werther las, kommt von Beschäftigung."

Nachspiel schrieb, um der sich verbreitenden Ansteckung einen Widerstand entgegenzustellen," so kann man wohl denken, wie die Bibliothek vom Werther und Göthe im Allgemeinen gesprochen haben mag! — Dazu kam, daß auch Lessing in der Sammlung seiner Briefe ein sehr kräftiges Wort gegen den Werther hinwarf und sich mit demselben sehr unzufrieden erklärte, und die allgemeine Verehrung des Ansehens dieses Mannes als Kritiker mußte Jean Paul wohl beachten. Zwar behielt Letzterer auch hier seine Selbstständigkeit, wie eine Erwähnung Göthe's und namentlich des Werther in jenen Denkübungen beweist; aber die Kälte, mit der es geschieht, ist dabei sehr auffallend. In einer Bemerkung nämlich, daß die Worte nie ganz das ausdrückten, was man fühle, daß aber auf der andern Seite oft ein Paar Worte genügten, um eine gleichgestimmte Seele in einen Zustand zu versetzen, den keine Worte malen könnten, fügt er hinzu, daß, je besser der Umriß sei, den man von seiner affectvollen Seele mache, es dem Leser desto leichter werde, das Gemälde zu vollenden; daß Göthe ein solcher Zeichner sei, der jede Seite des empfindenden Herzens träfe, und daß darum ganz Deutschland mit ihm geweint habe. — Welcher siebenzehnjährige Dichterjüngling möchte außer ihm über Werther's Leiden, vier Jahre nach deren Hervortreten, so raisonnirt haben? Diese geringe Berührung durch den Werther in dieser Jünglingszeit wirkte auch später auf sein Verhältniß zur Göthe'schen Poesie mit ein; denn die so große Verehrung der Zeitgenossen dieses Dichters wurde meist von der Erinnerung an diese ersten heftigen, durch ihn veranlaßten Jugendeindrücke bestimmt.

Nur eine Saite der geistigen Bewegung der Zeit berührte ihn; es ist eben die theologisch-heterodoxe, von der wir so oft gesprochen haben. Davon waren hauptsächlich seine älteren Freunde in Schwarzenbach und Rehau als junge Theologen, Ursache und auch der Umstand, daß er zur Theologie sich bestimmt sah. Die Berührung mit diesen Freunden war um so häufiger geworden, nicht bloß wegen der Benutzung der Vogel'schen Bibliothek, sondern weil Jean Paul's Mutter während der ganzen Dauer der Gymnasiumszeit in Schwarzenbach wohnen geblieben war. — Um zu vergegenwärtigen, wie stark übrigens auch diese Richtung des Zeitalters grade in dieser Epoche sich ausgesprochen und wie sie in alle Kreise sich erstreckt habe, dürfen wir nur daran erinnern, daß Friedrich des Großen Schriften, daß die französischen Encyklopädisten in jenem Zeitalter Joseph's des Zweiten eben ihre Herrschaft begonnen hatten, daß Wieland, gerade von den Aelteren am meisten verehrt, seinen frühern Pietismus aufgebend, sich ganz auf die entgegengesetzte Seite vor Kurzem gewendet und seinen Krieg gegen die Bonzen und seine Verherrlichung der griechischen Welt unternommen hatte. Wie Viel übrigens von dem Letzteren Jean Paul in Hof kennen lernte, davon giebt uns keine Andeutung Kunde. Indeß wissen wir, daß er niemals große Vorliebe für Wieland hegte, und damals konnte er noch weniger Sinn für ihn haben, weil er ihm keine Ausbeute gab. Der Geist endlich, der später am entschiedensten auf ihn einwirkte, Herder, war wohl ebenfalls in Hof ihm fremd geblieben, da jener damals, besonders mit Literaturkritik und Kunsttheorie in seinen „Fragmenten über

die neuere deutsche Literatur," seinen kritischen Wäldern" und „fliegenden Blättern über deutsche Art und Kunst" beschäftigt, in der Bibliothek des Theologen um so weniger noch Platz gefunden haben mochte, als sein Ruf mit diesen Werken schwerlich bis in's Fichtelgebirge gedrungen war. — Diese philosophische Heterodoxie nun einigte sich in der Seele eines, wenn auch noch so begabten, Jünglings wohl sehr schwer mit Empfänglichkeit für poetische Eindrücke und für phantastische Schöpfungen. Erst viel später konnte er so viel Kraft in sich fühlen, diese rationalistischen, skeptischen und kritischen Religionsmeinungen, die er nie aufgab, mit den Thätigkeiten der glühendsten und schwärmerischesten Einbildungskraft zu vereinen. Dieses Studium der heterodoxen Theologie, die er irrthümlich mit der eigentlichen Philosophie verwechselte, blieb nun vorzüglich noch lange eine Art Bollwerk in seiner Seele, das den Triumpheinzug der Dichtkunst wehrte und nur langsam erst dem Witz Platz machte, der ebenfalls jene noch geraume Zeit hindurch wie ein beizendes Auflösungsmittel zersetzte. Die dogmatische und religiöse Skepsis mußte jede andre erzeugen. —

Ein Schriftsteller jedoch scheint ihn bereits in dieser Zeit wenigstens sehr angesprochen zu haben und auch nicht ohne bemerkbaren Einfluß auf ihn geblieben zu sein, wahrscheinlich weil derselbe sein vorzüglichstes Werk unter ähnlichen Verhältnissen, Stimmungen und geistigen Richtungen bearbeitet hatte. Die ungemeine Fülle von psychologischen, Erfahrungs-, und praktisch-philosophischen Bemerkungen, Beobachtungen und Sentenzen gab nicht nur seinen Excerptenbüchern die allerreichste Ausbeute, son-

dern befriedigte auch die drängende Begier, sich selbst gerade Schätze der Art anzueignen und an solchem Muster gewissermaßen Unterricht in der Selbstauffindung derselben zu nehmen. Die geringere und weniger feurige Phantasie ferner, welche in diesen Schriften vorwaltete, die Skepsis des Witzes, die mitten in jenen Beobachtungen, als in ernstlichen Umgebungen, nicht bloßes Spiel schien, sondern nach ernsten und wichtigen Resultaten des Lebens suchend —jener weniger wilde und romantische als sanftleuchtende und mildwärmende Humor — Alles dies stimmte auf das überraschendste zu den Bedürfnissen, dem Streben und dem damaligen Seelenzustande des Jünglings. — Man erräth sehr leicht, daß von Hippel und besonders von dessen Lebensläufen in aufsteigender Linie die Rede ist, und wir führten bereits ein Beispiel aus einer der Bemerkungen Jean Paul's aus dessen Denkübungen an, in welcher er eine psychologische Beobachtung Hippel's weiter ausführt. Es ist nicht nur die überraschendste und geistreichste, sondern auch diejenige seiner Bemerkungen, in welcher, so abweichend von allen andern, drei Gleichnisse vorkommen, die ihm ohnehin nicht die Wissenschaft, sondern die ihm das Leben selbst dargeboten. Man begreift nun leicht, warum Hippel Jean Paul's Vorgänger hat genannt werden können; die Fülle jener Bemerkungen und Sentenzen, die, statt durch die gestaltende Dichtkunst in Handlung oder als gesprochenes Wort aus dem Munde übereinstimmender Charaktere, bloß als unverarbeitetes Material auf den Bühnen seiner Dichtwerke umherliegt, behielt Jean Paul, so weit er auch Hippel's Witz, Satyre und poetischen Ernst hinter sich zurückließ, bis in seinem

letzten Werke in gleicher Fülle wie Hippel bei, und wenn man von dem Letzteren weniger Ausbeute an abgerissenen Auszügen erhält, so liegt es nicht an dem verhältnißmäßig größeren Productionsreichthume Jean Paul's in dieser Beziehung, als an der so unverhältnißmäßig kleinern Anzahl von Werken und der so sehr viel kürzern Schriftstellerthätigkeit Hippel's. Wie sehr übrigens dem Jüngling damals der Geist und die Art und Weise dieses Schriftstellers auffielen, zeigt sich aus demselben oben erwähnten Briefe an Vogel; trotz des so sehr verschiedenen Stoffes erkennt er sogleich in dem bekannten Buch über die Ehe den Verfasser der Lebensläufe wieder — und beklagt, daß es so sehr bald ein Ende gehabt habe.

So war Jean Paul Friedrich Richter nach zurückgelegtem siebzehnten Jahre, als der Augenblick herannahte, wo er seine einsame väterliche Wohngegend zum erstenmale verlassen und die Universität beziehen sollte. — In seinem moralischen Sein war in den zwei Höfer Jahren eine eben so große Veränderung vorgegangen, als er, trotz alles mangelhaften Unterrichts, in seiner geistigen Bildung wiederum Riesenfortschritte gemacht hatte. Ihm war aus jenem frühern dunklen Gefühl, welches ihn vorwärts stieß, die Selbstzuversicht geworden, daß er gewiß Vielen voraneilen werde. Diese Zuversicht, welche sich bereits in jenen angeführten Bemerkungen aussprach, muß er aber schon in dem ganzen letzten Jahre in Hof gehabt haben; denn nur sie konnte dem Jünglinge, dessen

so viel älteren Freunden und ehemaligen Lehrern gegenüber, eine solche Haltung geben, daß er ganz gleich neben ihnen stand, wie es nun jetzt wirklich der Fall war. Denn außer Zweifel setzen dies die Briefe, welche jene ganz kurze Zeit nachher an den jungen Studenten schrieben. Glaubte doch der Jüngling sogar dem alten Rector Werner rathen zu dürfen, er möchte das an ihn gerichtete Schreiben herumzeigen, zum Beweise, daß auch er „Neudeutsch" schreiben könnte. —

Aber wenn er diese Zuversicht auch nicht aus sich selbst geschöpft gehabt hätte, so würde sie ihm doch im letzten Monate vor seiner Abreise von einem Manne gegeben worden sein, den er als den geistreichsten und gebildetsten aus seinen Umgebungen damals um so mehr achten und verehren mußte, als er noch viele Jahre später ihm einen der ersten Plätze unter seinen mit ihm geistig verkehrenden Freunden einräumte und sogar dessen schriftstellerischen Arbeiten die seinigen zugesellte. Der Jüngling hatte dem Pfarrer Vogel in Rehau erst im April 1781 jene oft erwähnten Denkübungen zum Durchlesen zugeschickt und erhielt darauf einen Abschiedsbrief, der die Ueberschrift führte: „Vortrefflicher junger deutscher Mann — Mann, von dem ich auf die Zukunft Vieles der Welt verspreche" — und der mit den Worten endigte: „Sie können noch dereinst mehr Verdienst um mich haben, als ich gegenwärtig um Sie gehabt habe. Heben Sie diese Weissagung auf!" —

Das wie und was er Bedeutendes werden würde, war aber dem Jünglinge selbst wohl noch am wenigsten klar. Er wußte nur, daß er so Viel als es anging, ja,

wo möglich, Alles lernen wolle; er fühlte, daß auf sein ganzes Leben hin die Gedanken, das Streben und die Wünsche jeder Stunde in der geliebten Wissenschaft, worunter er nie eine einzelne, sondern alles menschliche Wissen begriff, wurzeln, und, das hoffte er bestimmt, daß er, den Wünschen der Kindheit und des Knabenalters gemäß, durch manche Autorschaft werde genügen und die Welt durch Verbreitung neuer Wahrheiten werde erleuchten und erwärmen helfen können. Außerdem schien es ihm gewiß, daß er dem liebevollen Drang seines Herzens durch die Freundschaft und Verehrung recht großer Männer, die er nun recht in der Nähe würde hören und kennen lernen, und worunter er damals lauter große Lehrer und Autoren begriff, volle Nahrung verschaffen würde. Im Stillen freilich regte sich die Phantasie in innerster Seele und versprach sich blühende Gegenden und die sonderbarsten und lieblichsten Abenteuer! — Die Freunde freilich und auch wohl Vogel meinten mit ihren Prophezeihungen wohl nur, daß aus ihm ein großes Kirchenlicht aufsteigen werde, und in sofern der Jüngling jetzt noch die Schulstadt mit dem festen Vorsatz, das Studium der Theologie fortzusetzen, verließ, hatte er weiter nichts darwider. —

Zur Universität wurde, statt der der Fürstenthümer Anspach und Baireuth, der von Erlangen, die von Leipzig gewählt. Der ursprüngliche Grund dieser Wahl war ein äußerlicher, nämlich die gestiegene Verarmung der Familie. Leipzig, damals in der höchsten Handelsblüthe, galt überhaupt zu jener Zeit in ganz Deutschland für den Ort, wo man am leichtesten und schnellsten sein

Fortkommen finde, ganz besonders auch in Bezug auf junge Gelehrte und namentlich Theologen, hauptsächlich seit der Zeit, wo Gellert von dort aus beinahe den halben Welttheil mit Hauslehrern und Informatoren hatte versehen müssen. — Vorzüglich war ihm diese Stadt in einem glänzenden Lichte der Art von dem Rector Werner, einem gebornen Sachsen aus der Gegend von Merseburg dargestellt worden. Dieser hatte fest versichert, daß der Jüngling dort gar keine Unterstützung vom Hause brauchen werde, als ein gewöhnliches Armuthszeugniß. Der Letztere mußte um so freudiger diese Anordnung eingehen wollen, als er in der berühmten Stadt die kühnsten Hoffnungen auf Befriedigung seiner Geistes- und Herzenswünsche erfüllt zu sehen erwartete.

Die Aussicht in das vom Sonnenstrahl der Zukunft beschienene, neu vor ihm daliegende Land konnte ihn nur so romantischer berauschen, als er am Schluß seiner Schuljahre einen Vorschmack der Freilassung aus den bisherigen Fesseln in das frische Leben auf eine in seinen armen Umgebungen Epoche machende Weise erhielt. Da in den Fürstenthümern Anspach und Baireuth Niemand eine auswärtige Universität beziehen durfte, ohne vorher bei dem Consistorio von Baireuth eine Prüfung bestanden zu haben, so mußte der Jüngling die für ihn so bedeutende Reise dorthin antreten. Das Wichtigste aber dabei war, daß ihm ein Verwandter ein Pferd dazu lieh, ihm, der noch nie eines bestiegen und auch nie wieder eines bestieg. — Man mag sich denken, mit welchen Gefühlen der Jüngling in der schönen Frühlingszeit mit jenen Hoffnungen in der Brust an dem hohen Rücken

des Fichtelgebirges nach der Ebene von Baireuth auf seinem Thiere dahingezogen sei. Nie vergaß er die Eindrücke dieses Rittes, fast des einzigen erhabnerpoetischen Sonnenblickes aus der ersten Höfer Zeit, und er hat ihn später in einem Werke geschildert, das uns vorzüglich auf die ganze Jugendzeit des Dichters noch einmal zurückführen wird; wie wir denn überhaupt später von derselben in Joditz, in Schwarzenbach und in Hof, so Manches noch nachholen werden, was wir absichtlich dahinaus verschoben, um erst vor dem Leser sich nach und nach entwickeln zu lassen, was ihn so ganz in jene erste Jugendzeit mit allen seinen Gedanken und Empfindungen wieder zurückwarf. —

Jean Paul's

sämmtliche Werke.

LXII.

Dreizehnte Lieferung.

Zweiter Band.

Berlin,
Verlag der Buchhandlung J. A. List.
1835.

Jean Paul Friedrich Richter.

Ein biographischer Commentar zu dessen Werken

von

Richard Otto Spazier,

Neffen des Dichters.

Neue unveränderte Ausgabe.

Zweiter Band.

Berlin,

Verlag der Buchhandlung J. A. List.

1835.

Inhalt.

Jean Paul Friedrich Richter.

Ein

biographischer Commentar.



Fünftes Kapitel.

Erste Universitätszeit; Grönländischer Processe erster Theil.

Am neunzehnten Mai langte der Student Richter in Gesellschaft des Rector Kirsch in Leipzig an und ward denselben Tag immatriculirt.

Schon gleich nach seiner Ankunft aber fühlte er sich gewaltig fast in allen seinen Hoffnungen getäuscht. Zuerst überraschte den aus dem Gebirge kommenden Jüngling die flache, ein ewiges Einerlei darbietende, Ebene ohne Thäler und Hügel um so unangenehmer, als der Rector Werner ihm sogar auch eine herrliche Gegend versprochen gehabt hatte. Dann sah er sich gegen alle Erwartung in der geräuschvollen Stadt verlassener und einsamer als je. Nur der, welcher unter ähnlichen Verhältnissen in diese seltsame Universitätsstadt gekommen ist, von einer fernen Schule, von wo aus nur andere Universitäten besucht werden, und daher keine Schulfreunde treffend; ohne Empfehlungen durch Stand und Reichthum, um sich Familienzirkel zu öffnen; — nur der ist im Stande, das qualvolle Verlassensein, die allen Lebensmuth, alle Geistesfrische, allen Frohsinn ertödtende Verstimmung zu beur-

theilen, die sich hier eines Jünglings bemächtigt, der unter solchen Umständen mit der Hoffnung auf ein lebendiges und zugleich geistreiches Universitätsleben daher gelangt ist. Gleich unbeachtet von den Mitstudenten, von Professoren und Einwohnern, in Bezug auf Umgang wie auf seine Studien einzig sich selbst überlassen, trägt er die Flachheit der Gegend und die des Lebens in der Brust durch die kalten Straßen umher und hat von Glück zu sagen, wenn ihm ein Zufall die verborgenen Thüren zum Umgang mit gleichgesinnten Altersgenossen oder zu den geselligen und Kunstfreuden der Stadt öffnet, ehe Hypochondrie oder Schwinden alles Lebensmuthes ihn dazu für lange Zeit untauglich gemacht. Ein ganz armer Jüngling, dem das Leben auf andern Universitäten doch eine eben so schöne Frühlingserinnerung bleibt, als dem reichsten, wird, mit seltenen Ausnahmen, die erste auf der Leipziger zugebrachte Zeit immer zu den Marterwochen seines Lebens rechnen.

Eben so schnell offenbarte sich die Täuschung in Betreff des ihm versprochenen angeblich so leichten Lebensunterhaltes. Der unentgeldliche Besuch mehrerer Collegien war der einzige Erfolg seines Armuthzeugnisses; wenn er sich aber über die zu erwartenden Informationen befragte, zuckte man von Seiten der Professoren die Achseln und berief sich dabei auf das alte Sprichwort, daß Leipzig abgewartet werden müsse: **Lipsia vult exspectari.**

Für eine Natur, wie Jean Paul jedoch, der von frühester Kindheit an entbehrt, und keine bereits genossenen, sondern nur geträumte geistige Genüsse verlor, etwa mit Ausnahme der Berge, waren für jetzt diese trüben

Täuschungen so sehr niederschlagend nicht, wenigstens dies nicht von langer Dauer. Er durfte nur die Hoffnungen auf die Verbesserung seiner äußeren Verhältnisse eine Zeitlang aufgeben und sich, wie bisher, in sein immer reicher sich entfaltendes Innere zurückziehen, um am Ende in seiner neuen Lage sogar Gewinn gegen die frühern Verhältnisse zu finden. Den Gleichmuth seiner Seele zu erhalten, dazu trug bei, daß er in den ersten Monaten seines Leipziger Aufenthaltes noch nicht ganz mittellos sich befand, indem erst gegen den Herbst die vollständige Verarmung der Familie ausbrach. Um so mehr glaubte er bessere Zeiten abwarten zu können. Schon damals aus den geringfügigsten Umständen Freude zu schöpfen im Stande, schrieb er, nach der Meldung seiner Enttäuschung, in frohem Tone: daß er für „sein schönes Zimmer in dem Gasthofe zu den drei Rosen in der Petersstraße nur sechszehn Thaler zu zahlen brauche, daß er für achtzehn Pfennige zu Mittag essen könne, und daß auch die Studenten so höflich und so polirt seien, wie man ihm gesagt habe." — Ein großer Trost war freilich dabei auch für ihn, und anfangs gar sehr jenen beschriebenen Eindruck von Leipzig auf Jünglinge unter seinen Verhältnissen mildernd, daß sein Jugendfreund, Adam von Oerthel, nicht nur mit ihm zugleich dieselbe Universität, sondern auch dasselbe Haus bezog, ja eine Stube, die dicht an die seinige stieß. Im Uebrigen indeß war Oerthel nicht viel besser daran, als Friedrich Richter. Der Geiz von Oerthels Vater hielt den Sohn eben so beschränkt, und auch ihm mußte das Leipziger Leben eben so wenig gewähren, er eben so verlassen dastehn; denn

der Stubennachbar beklagte sich noch im September darüber: daß er noch immer keine Bekanntschaften mit andern Studenten gefunden habe. —

Von der Geistes- und Charakterselbstständigkeit des Jünglings, so wie von seiner, durch keinen äußern Umstand mehr unterbrochenen, geistigen Thätigkeit giebt daher das einen merkwürdigen Beleg, daß er in demselben Monat Mai, in welchem diese wichtigen äußeren Veränderungen eintraten, ein drittes Heft jener, in Hof angefangenen Denkübungen vollendete, und daß unter den, in demselben befindlichen aphoristischen Bemerkungen nicht einmal eine vorhanden ist, welche auf eben jene Veränderungen und dabei gemachte Beobachtungen sich bezogen hätte.

Die Universität Leipzig hatte damals besonders drei hervorragende Lehrer: in der Philologie Ernesti, in der Philosophie Platner und in der Theologie Morus. Für Jean Paul jedoch konnten nur die beiden letzteren von Bedeutung sein. Er entschloß sich daher, für das erste halbe Jahr exegetische Collegien über den Johannes, den Brief an die Hebräer und mehrere Paulinische Briefe, und die Apostelgeschichte bei Morus; über Logik und Metaphysik bei Platner, über Aesthetik bei demselben, über Moral bei Wieland, und außerdem über Geometrie und Trigonometrie bei Gehler zu hören. Ohnfehlbar mußte ein Geist, wie Platner, auf eine Zeitlang dem Jünglinge äußerst imponiren; und wenn die anfängliche Verehrung desselben auch bald bloß in Achtung überging, weil selbst dieser Mann nicht im Stande war, ihm zu genügen oder wohl gar ihn als einen Schüler in seine Fesseln zu schlagen:

so behielt er die Letztere doch sein ganzes Leben hindurch für ihn bei. Aber damals setzte er denselben in einem Briefe an den Pfarrer Vogel, in welchem er über den Geist auf der Universität Bericht erstattete, sogar dem großen Lessing zur Seite und fährt dann über ihn also fort: „um Ihnen diesen ganz zu mahlen, müßte ich er selbst oder noch mehr sein. Man muß ihn hören, man muß ihn lesen, um ihn bewundern zu können. Und dieser Mann, der so viele gesunde Philosophie mit so viel Anmuth, so viel gesunden Menschenverstand mit so großer Gelehrsamkeit, so viel Kenntniß der alten Griechen mit Kenntniß der Neuen vereinigt und als Philosoph, als Arzt, Aesthetiker, Gelehrter gleich groß ist und eben so viel Tugend als Weisheit, eben so viel Empfindsamkeit als Tiefsinn besitzt; dieser Mann ist nicht bloß nur dem Neide jedes schlechten Kopfes, sondern der Verfolgung der mächtigen Dummköpfe und der heimlichen Verläumdung ausgesetzt. Er hat schon viele Streitigkeiten gehabt und noch mehr Feinde sich zugezogen. Er wurde einmal vor das Consistorium zu Dresden gefordert, um sich wegen der Beschuldigung des Materialismus zu verantworten. Wenn man ihm etwas weniger Schuld geben kann, so ist es dieses; er ist der erklärteste Feind des Materialismus; man muß seine Aphorismen nicht gelesen, nicht verstanden haben, um es nicht zu wissen. Doch es war ein Consistorium; dieses hat Recht, mit mehr Ehre dumm und mit mehr Heiligkeit boshaft zu sein, als andere Menschen. Er vertheidigte sich, er siegte über die, mit welchen er zu streiten für Schande hielt. Kaufen Sie Sich seine philosophischen Aphorismen. Sie treffen

in diesen die Leibnitzische Philosophie im kernigsten Auszuge und eine Menge Erläuterungen und Bemerkungen in gedrängter Schreibart an." — —

Es ist keine Frage, daß Platner's ganzes Wesen auf ihn einen sehr großen und lange dauernden Eindruck gemacht hat. Besonders jene Vereinigung von der Philosophie, Arzneikunde und dichterischer hoher Empfänglichkeit entsprach gar sehr seinen eigenen vielseitigen Bestrebungen, und stellte ihm ein Muster auf, wie eine solche Vereinigung zu erreichen sei. Dazu kam, daß Platner darum so wenig systematisch war und eben so aphoristisch dachte und sprach wie er; diese neuen Aehnlichkeiten zwischen ihnen mußten denselben ihm so anziehender machen. Und wie selbst dessen Persönlichkeit electrisch auf ihn einwirkte, davon giebt folgendes Notat in seinen Entwürfen zur Selbstbiographie einen Wink: „Eindruck bei Platner der Stelle aus dem Sturm:

— **We are such stuff**
As dream are made on, and our little life
Is rounded with a sleep. —*)

Und ein andermal: „Die Stelle im Shakespear: „mit Schlaf umgeben," von Platner ausgesprochen, erschuf ganze Bücher von mir." —

Zwei Jahre lang besuchte er die Vorlesungen Platners und hörte ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Nach der Art aber, in welcher er das Gehörte benutzte, zu schließen, scheint er hauptsächlich nur sich durch

---

*) Wir sind von solchem Stoff,
Aus dem der Traum besteht, um unser kleines Leben
Liegt ringsumher ein Schlaf. —

dieselben, in Ermangelung anderer äußerer Eindrücke, haben anregen lassen zu wollen. Denn er, der kein Buch ohne Ausbeute für seine Excerpte las, zeichnete sich nie die gehörten Vorträge auf, sondern machte sich nur zuweilen Anmerkungen in seiner Schreibtafel, wenn der Vortrag entweder eine eigene Idee in ihm erweckte oder wohl auch einen Einwand dagegen hervorrief.

Sein größtes Bestreben aber und sein größter Wunsch dabei war wohl, mit den als bedeutend und berühmt erkannten Männern persönlich näher bekannt zu werden. Einmal trieb ihn dazu jene jugendlich dichterischen Gemüthern eigenthümliche Neugier nach dem Außerordentlichen, was sie in dem ganzen Wesen solcher Männer und in allen ihren Umgebungen vermuthen; dann aber auch die Voraussetzung, daß dieselben mit ihren besten Gedanken, Ansichten und Empfindungen vor der großen Menge zurückhielten und dieselben nur im vertrauteren Kreise offenbarten. Auch zu diesem Glauben mochten ihn besonders bei Platner dessen aphoristische Andeutungen veranlassen. Darauf bezieht sich denn auch die, von Otto mißverstandene, Aeußerung noch vom Jahre 1821, „er würde, wenn er Geld gehabt hätte, auf einer Universität alle Professoren gern gehört haben und zwar privatissime."

Nicht geringen Antheil endlich an diesem Wunsch hatte damals übrigens auch das Mißverhältniß, welches zwischen den freieren Dogmenansichten vieler Lehrer und den von Seiten der Behörden geforderten orthodoxen Vorträgen bestand. „Die meisten und fast alle Studenten," schreibt er darüber an Vogel, „neigen sich auf die Seite der Heterodoxie. Ich habe bei einem Magister, der zu-

gleich Prediger ist, gehört, der unaufhörlich auf das System, auf die mystische Deutsamkeit der Bibel, auf die Allegoriesucht, auf die Anhänglichkeit an alten unwahren Beweisen, loszog. Allein demungeachtet darf der Professor nicht frei eine Glaubenslehre läugnen. Morus ist unstreitig nicht orthodox. Er hat schon viele Verfolgung erlitten und eben dies macht ihn behutsam und hindert ihn seine Meinung frei herauszusagen. Wo er ein Wunder, den Teufel u. s. w. weg erklären oder eine Allegorie aus dem alten Testament zu einer Accommodation machen kann, da thut er's. In seiner Dogmatik, die er trefflich liest, trägt er die streitigen Puncte, die Meinungen der entgegengesetzten Parteien vor. Er überläßt den Zuhörern die Entscheidung; und wer wollte da nicht aus der Stärke seiner Gründe auf der einen Seite herausbringen, welches seine wahre Meinung sei." —

So war dem Jünglinge nun auch hier versagt, wonach seine Seele bisher immer vergebens gedürstet hatte: geistreicher Unterricht — denn auch die Platnerschen Vorlesungen erweckten nur die Sehnsucht nach den esoterischen Geheimnissen seines Unterrichts — und Umgang mit geistreichen Freunden. Darum warf er sich mit desto größerer Begier wieder nach einer kurzen Pause auf jenen Selbstbildungsweg, den er als Schüler betreten, und besonders auf jenes einzige Bildungsmittel, das ihm übrig blieb, auf die Bücher. Daran konnte es ihm allerdings in Leipzig nicht fehlen, und die, wenn auch nicht zu große, Auswahl an Werken jeder Art, welche ihm zu Gebote stand, erscheint als der erste große Gewinn seines Universitätsaufenthaltes in dieser Stadt. — In Bezug auf seine

Lectüre und, als nothwendige Folge seiner Art zu lesen, auch in Bezug auf den Inhalt seiner Excerpte, ging sogleich nach seiner Ankunft eine große Veränderung vor. — Alle Welt wandte sich damals der ausländischen Literatur, sowohl der französischen als der englischen, zu; der ersteren in Folge des Herannahens der großen Revolution, — denn es war die Zeit, wo Rousseau's Emil herrschte und aus der sogleich Pestalozzi, Basedow und die Philanthropisten hervorgingen. Mit größtem Eifer las Richter, so wenig er der französischen Sprache ganz mächtig war, diese Bücher. Besonders gewaltig ergriff ihn Rousseau, der in seinen Schicksalen mit ihm so viel Gleichartiges hatte, und dessen blühende und reflexionsreiche Darstellungen, besonders auch in der Formenlosigkeit bei dem höchsten Schwunge poetischer Diction, vor allen Werken des In- und Auslandes Jean Paul's ernsten Schöpfungen am ähnlichsten sind. Sein edler Zorn, sein beständiges Kämpfen für die edelsten Güter, seine schrankenlose Unabhängigkeitsliebe, sein Freiheitsmuth, seine Armuth und sein Verlassensein, seine moralische Verwegenheit im Bekennen seiner Fehler — Alles das mußte schlagend einen Jüngling treffen, der seine eigene innere und äußere Vergangenheit und Zukunft in ihm wie in einem Spiegel zu erblicken meinen konnte. Seine Excerpte strozzen von Auszügen aus den Werken dieses großen Mannes. Und doch war es jetzt immer nur noch der positivere Inhalt eines Buchs, den er sich vorzüglich anzueignen strebte; und Rousseau, mit so vielmehr Banden er an sein Herz und an seine Seele geknüpft war, als Göthe, überwältigte ihn durch sein Gefühl selbst

jetzt noch eben so wenig, vermochte eben so wenig noch ihn in das Reich der Phantasie zu werfen, als es früher Göthe's Werther vermocht hatte. Der Verfasser bekam namentlich die Excerpte aus dem Rousseau zu Gesicht, er erinnert sich deren sehr genau, da er daraus dem Dichter in seiner letzten Krankheit vorlesen mußte; nirgends waren declamirende oder Gefühlsstellen ausgezogen, sondern Beschreibungen von Lebenskreisen, die dem Jüngling unzugänglich geblieben und in die er doch stets gern ein neugieriges Auge werfen mochte. So z. B. eine wörtlich abgeschriebene, über zwanzig enge Seiten lange, Darstellung des geselligen Lebens in der Pariser großen Welt aus der neuen Heloise. Daß er aber solche Stellen sich abschrieb, zeigt, daß in Folge des Eindrucks dieser Bücher er jetzt schon die Möglichkeit, zu ähnlichen Darstellungen einmal ein Muster nöthig zu haben, zu fühlen anfing, und wir sehen hier wiederum, wie stufenweis die poetische Anlage aus ihren untersten Graden in ihm nach und nach sich herauf entwickelte und enthüllte, und wie ebenso stufenweis die eigentlich für ihn bestimmte Thätigkeit sich ihm klar machte. Denn es findet sich in den, sogleich zu erwähnenden, und um dieselbe Zeit niedergeschriebenen, eigenen Bemerkungen Jean Paul's jetzt nur einigemal ein, von den früheren Verstandesreflexionen abweichender, Gefühlsschwung.

Aus Allem dem ersieht man, daß immer noch in dem Jüngling der kalten Verstandesthätigkeit die Oberherrschaft blieb. Unterstützt wurde dieselbe erstens durch die gleichzeitig fortdauernden Beschäftigungen mit der heterodoxen Theologie in den bei Morus und Dathe

gehörten Collegien. Von ihrer Einwirkung nach mehrjähriger Gewohnheit konnte er sich um so weniger sogleich losmachen, als noch immer die Theologie ihm für seine Bestimmung gelten mußte. Dann weckte auch die gesellige Abgeschiedenheit in Leipzig um so mehr die Begier, sich von dem Treiben der höhern Classen und deren Verhältnissen und den Bedingungen und Vorgängen des geselligen Lebens Kenntnisse zu verschaffen, als er sich bewußt war, denselben in einer größern Stadt nahe zu stehen, und er hie und da einige Andeutungen davon zu Gesicht bekam, so weit sich solche aus dem Fenster, auf den Spaziergängen und auf den Straßen wahrnehmen ließen. Darum suchte er in jedem, selbst poetischen, Werke nur vorzüglich danach. — So bewirkte sonderbarerweise der tief im Innersten verborgene poetische Drang, daß die fremde Poesie an seiner Phantasie spurloser vorüberging; und es war gewissermaßen, als ob die Phantasie in ihm dem Verstande aufgetragen hätte, erst den nöthigen, vom Leben vorenthaltnen, Stoff mühsam und bruchstückartig in die Zellen einzutragen, und als ob sie ihm dazu das Feld der Thätigkeit auf so lange freiwillig überlassen hätte. — Einen merkwürdigen Zug hievon erzählt er uns später unter der Verhüllung eines seiner dichterischen Charactere; — daß er nämlich viele Stunden am Hôtel de Bavière gestanden habe, um einen Ambassadeur einsteigen zu sehen, um einen solchen einmal schildern zu können.

Aber außerdem und besonders ward dem Jüngling gegen die zu große Gefühlseinwirkung des glühenden Franzosen ein Gegengewicht in den englischen Schrift-

stellern gegeben, welche er zu gleicher Zeit zu lesen veranlaßt wurde; wahrscheinlich durch die ästhetischen Vorlesungen Platner's. In demselben Briefe an Vogel, in welchem er seine Bekanntschaft mit Rousseau meldet, erzählt er auch, daß er den Pope gelesen, davon entzückt worden sei, und daß er die englische Sprache jetzt lerne, um Addison's Zuschauer zu lesen, von dem man im Deutschen nur eine elende Uebersetzung habe. — Deshalb besuchte er auch sogleich Hempel's zweistündige Vorlesungen über die englische Sprache. Wie bald diese Engländer den Jüngling ausschließlich beschäftigten und ganz in Anspruch nahmen, werden wir sogleich sehen. Die deutsche Literatur blieb von ihm um so mehr unbeachtet, als überhaupt damals selbst Göthe nach einem kurzen Rausche früherer Begeisterung schon vernachlässigt, oder doch den älteren beigezählt wurde. —

Der Einfluß jener Lectüre auf ihn ward bald sichtbar. Die ursprünglich zu philosophischen Denkübungen bestimmten Arbeitsbücher wurden zur Seite gelegt; er riß sich immer mehr von der Philosophie los und näherte sich den Vorbereitungen zu dem, was er selbst belletristisch nennt, wiewohl dies Wort ihm später, als zu niedrig für die Bezeichnung poetischer Schöpfungen, sehr verhaßt war. Doch damals wagte er noch nicht das Dichtkunst zu nennen, wohin er sich getrieben fühlte.

Nach Verlauf der ersten beiden Leipziger Monate begann er nämlich eine neue Reihe eigner Bemerkungen unter dem Titel: „Tagebuch meiner Arbeiten;" dieses führte er die Monate August und September hindurch. In den daraus uns bekannt gewordenen Bemerkungen

finden wir noch nicht großen Unterschied von denen, die er zuletzt in Hof einzeln niederschrieb, die ebenfalls schon practischeren oder psychologischen Inhalts waren. Auch hier fällt besonders das Bestreben auf, sich die Denkungsweise, die Art zu Sein, die Verhältnisse und äußere Erscheinung großer Männer und Genies klar zu machen. Und immer scheint ihm Rousseau, vielleicht auch Platner, dabei vorgeschwebt zu haben. „Wir haben große Geister gehabt," sagt er unter andern, „aber noch keine großen Menschen. Alle unsere Genie's schwingen sich durch ihren Verstand über diese Erde weg — wir sehen traurig ihrem Fluge nach und bedauern nur Menschen zu sein; wir verehren sie, aber wir lieben sie nicht sehr. Allein eine Ausnahme ist da: Rousseau — Seine Fähigkeiten machten ihn zum großen Mann — sein Herz zum großen Menschen. Wir lieben ihn mehr, weil er seine Fehler entdeckt und sich nicht schämt, unser Mitgeschöpf zu sein." — „Wir kennen noch mehr," heißt es an einer andern Stelle, „den Kopf der berühmten Männer als ihr Herz; jenen haben sie selbst durch ihre Werke gezeichnet, dieses in ihren geheimen Handlungen abgebildet; sie würden uns aber um so gewisser gefallen, wenn sie sich auch mit ihren Gedanken, Meinungen und ihren Gefühlen dargestellt hätten; und wenn der Verstand, der in Rousseau's Werken glänzt, noch nicht das Monument seiner Größe geendigt hat, so wird sein Herz, dessen Beschaffenheit er der Nachwelt beschrieben hat, den Grund seiner Größe tief graben." — Immer kommt er in diesen Bemerkungen darauf zurück, daß er einen großen Mann auf seinem Zimmer zu sehen wünsche, auf jene Sehnsucht, deren

Befriedigung er in einer seiner besten Dichtungen, in den Erlebnissen seines Walt, so schön beschrieben. „Ein großer Mann," sagt er, „zeigt seine Schönheit nicht dem kalten Eunuchen, sondern den Warmliebenden jedes Guten. Man lernt ihn erst genießen, wenn man ihn lange genossen hat; und erst durch die Wärme der Freundschaft reifen die Früchte, die so süß zu kosten sind. Ein großer Mann ist am größten in seiner Stube und noch größer in sich selbst. Draußen in der Welt blendet er nur und verschießt feurige Strahlen, man muß näher bei ihm sein, um Wärme von ihm zu empfangen." — „Ehrentitel" — heißt es vierzehn Tage später im Tagebuch — „Ordenskreuze, Bänder und dergleichen Zierrathen hängen um den großen Mann herum, daß man fast nie den Menschen sieht. Außer seinem Hause hüllt er sich in diesen Flitterstaat und Schleier der menschlichen Schwachheit ein, und zeigt uns von sich nichts als seine Kleidung. Zu Hause sieht man den Menschen, wenn er sich auszieht. Allein alle seine Biographen sahen ihn nur da, wo ihn alle Menschen sahen, und maßen an seiner Kleidung, die er in öffentlichen Zusammenkünften trug, das Maas zu der Größe seiner Seele ab." — In einer andern Stelle wieder beklagt er sich, daß ein Mann eines Jünglings Freund nicht sein könne, und sucht sich die Gründe davon deutlich zu machen: Uns — sagt er — gefalle nichts, was sich nicht auf uns beziehe; uns gefielen nur die Gesellschaften, wo Andere uns selbst uns gefallen machten. Aber der Jüngling könne nicht mit dem Manne, dem er Ehrfurcht schuldig sei, von sich selbst reden. Und wenn er dies thue, so müsse er meistens seine Fehler gestehen,

oder doch vielerlei Ermahnungen der älteren erwarten; uns aber ermahnen, heiße, von uns erwarten, daß wir einmal schlecht handeln würden, dies aber beleidige unsere Eigenliebe u. s. w. Gleich darauf fragt er sich, warum man doch das Genie eines jungen Menschen nicht so leicht erkenne. Man beurtheile ihn nur aus dem, was er merke, und nicht aus dem, was er denke. Nichts sei unbedachter, als den Jüngling aus seinen Schularbeiten kennen lernen zu wollen. „Habt mit ihm Umgang," fährt er fort, „hört seine Urtheile! Aber dann muß nicht ein feierlicher Ernst auf eurer Stirne seine Offenheit in kalte Ehrfurcht verwandeln. — Um ihn kennen zu lernen, müßt ihr das Schulgesicht ablegen und auf eurem Gesichte den männlichen Ernst mit der jugendlichen Freundlichkeit vertauschen. Er wird dann begierig, durch seine Offenheit euren Beifall zu verdienen; seine Strahlen des Genies wird er nicht mit dem Schleier der Gewohnheit verdecken. Im entgegengesetzten Falle seht ihr ihn nicht, wie er ist, sondern wir ihr ihn vermuthet; er sagt euch dann nicht seine Gedanken, sondern die, von denen er glaubt, daß ihr sie erwarten werdet."

Den tiefen Blick, den uns diese Selbstergießungen in die damalige Stimmung seiner Seele thun lassen, ergänzt folgende Stelle aus einem Briefe an Vogel vom 17. September: „Es ist so schwer, Zutritt bei den Professoren zu erlangen. Diejenigen, die eigentlich berühmt sind und deren Liebe mir nöthig genug wäre, sind von einem Haufen von Geschäften umringt, von einer Menge von andern vornehmen Personen, von einem Schwarm niedriger Schmeichler belagert, daß jeder, den nicht sein

Kleid und sein Stand empfiehlt, nur mit Mühe ihnen bekannt wird. Wenn Jemand mit einem Professor sprechen wollte, ohne ein besonderes Gesuch anzubringen zu haben: so würde er sich wohl dem Verdacht der Eitelkeit aussetzen." —

Was aber der Jüngling sich unter großen, berühmten und bedeutenden Männern dachte, nach deren Umgang er so sehr sich sehnte, mit welcher richtigen Schätzung er das geistige Verdienst vielbesprochener Männer damals schon würdigte, beweist, im Gegensatz zu seiner Verehrung Platner's, das Urtheil über den berühmten Philologen Ernesti, das bereits manchen Anstoß gegeben hat. „Man schätzte an dem seligen Ernesti," schreibt er an Vogel, „mehr als man schätzen sollte. Er sprach Cicero's Latein, aber ihm fehlte seine Beredsamkeit; er hat gute lateinische Worte, aber nicht herrliche Gedanken gehabt; er war erstaunlich gelehrt bei mittelmäßigen Kräften des Verstandes; er hatte seinen Ruhm mehr seinem Fleiße als seinem Genie, mehr seinem Gedächtniß als seinem Tiefsinn zu danken." — Noch schärfer drückt er sich darüber in seinem Tagebuche aus: „Der Gelehrte ist nur den Gelehrten brauchbar; allein der Weise ist dem Unweisen und Weisen gleich nützlich. Ein Gelehrter hat seinen Geist nicht über Andere erhoben; seine Urtheile sind nicht schärfer, seine Bemerkungen nicht feiner und seine Handlungen nicht schöner als die eines Andern; er treibt bloß ein anderes Handwerk als sie, seine Hände haben eine andere Beschäftigung, wovon er den größten Theil ohne Kopf verrichten kann. Allein ganz anders ist der Weise. Er ragt weit über den Alltaghaufen hervor; er betrachtet

Alles aus einem besondern Gesichtspuncte; in seinen Beschäftigungen ist immer Endzweck, in seinen Ideen immer Freiheit und Alles ist bei ihm mehr als gewöhnlich." —

Auch in anderen Beziehungen geben viele Bemerkungen dieses Tagebuchs Andeutung über den Gang seiner Stimmungen in diesem Sommer. Er gab allmählig immer mehr seine träumerischen Hoffnungen von einer glücklicheren Wendung seiner Lebensverhältnisse auf, suchte nun sich über seine Einsamkeit, seine Armuth zu trösten, und sogar dieselbe vortheilhaft für sich darzustellen. Auch hierbei scheint ihm Rousseau zur Stütze gedient zu haben. Rührend ist es, wie er die Einsamkeit erkennt als die Mutter größerer Menschenfreundlichkeit, größeren Selbstbewußtseins und den Reichthum oft für den Tod des Genius. —

„Der ist unfehlbar der größte Menschenfreund, der mit wenigen Menschen umgeht, deren Herz aber seine Liebe fordert, deren Unglück sein Mitleid erregt. Man wird nur gegen den Menschen gleichgültig, wenn man ihn oft und nicht recht sieht, wenn man mit Vielen umgeht, ohne mit Einem recht bekannt zu sein: — man erstickt das Mitleid, wenn man täglich Gelegenheit hat, es zu äußern, und nicht Kräfte genug, es zu befriedigen. Es wird endlich abgehärtet, wenn es immer Unglückliche sieht. Darum glaub' ich, hat man in den großen Städten nicht die Menschenliebe, die der Bewohner des einsamen Dorfes fühlt. Und vielleicht haben aus eben der Ursache die Könige weniger Mitleid, weil sie immer ein Haufe von Menschen umgiebt, die sie nicht interessiren, ja die ihren Begriff von der Würde der Menschen durch

ihr eigenes Herumkriechen von seiner Höhe herabstimmen. Vielleicht wäre das wohl auch ein Grund, warum die Frauenspersonen mehr Menschenliebe haben als die Männer. Sie kennen weniger Menschen; aber sie kennen die wenigen recht — und: vielleicht ist es weniger bekannt, daß sogar der Anblick gleichgültiger Menschen gleichgültig und daß überall eine ausgebreitete Bekanntschaft mit Menschen unsre Liebe gegen sie geringer macht. Wer in der Stadt lebt, hat nicht das weiche Herz, das der hat, der auf seinem Dorfe lebt. Darum sind wir auch in der Jugend so menschenfreundlich, weil wir noch wenig Menschen kennen." —

„Die Einsamkeit vermehrt den Stolz; mit je weniger Menschen man umgeht, über desto mehrere setzt man sich hinauf. Daher wird allzeit der auf dem Dorfe sich mehr dünken, als der in der Stadt. Daher liebt der Schwärmer die Einsamkeit, weil er am meisten den Stolz liebt. Die Gelehrsamkeit, die man von Büchern einsammelt, macht stolz, die man von andren Menschen hört, macht bescheiden: — denn man glaubt das schreiben zu können, was man liest, allein man glaubt nicht, das sagen zu können, was uns oft der andre sagt." —

„Das Unglück schadet dem großen Manne wenig; er steigt auf den Trümmern seines vormaligen Glücks zu einer beträchtlichen Höhe hinauf, oder, wenn es ihm schadet: so geht er wie die Sonne unter bei seinen Zeitgenossen, und vergoldet noch am letzten Tage seines Laufs die Wolken des Unglücks, den Horizont des verflossenen Lebens und entzieht sich den Augen der Zuschauer; allein er geht eben wie die Sonne wieder in einem andren

Lande mit morgentlichen Strahlen auf und senkt sein unvermischtes Licht in die reinen Augen der Nachwelt. Die Größe des Menschen zerschmilzt am Scheine des Glücks. Der Geist fliegt mit wächsernen Flügeln, die die Gluth der guten Tage verzehrt, zerschmelzt; und das Geschöpf fällt zur Erde nieder und kriecht im Schlamme." — — An einer andren Stelle: „Für eine große Seele ist das Glück gefährlicher als das Unglück — jenes stürzt sie eher in große Laster als dieses, und die Fehler, die sie im Elend begeht, sind verzeihlicher, erhabener als die Laster, welche der kleine Geist in seiner Niedrigkeit vorher erst bei sich gedacht hatte."

Aber dennoch konnte er sein eignes Herz nicht betäuben und täuschen, das immer ungestümer sich meldete, und ihn den Schmerz seiner getäuschten Hoffnungen und die dunkle Zukunft vorhielt. Gegen Ende des Sommers 1781 finden sich die ersten Spuren der immer tiefer werdenden Sehnsucht nach seiner — Kindheit. Jene Rückblicke auf die größere Menschenliebe in den Dorfbewohnern führte ihn auf sein Joditz zurück, das von dem glänzenden Leipzig aus, dem er mit so großen Jugendhoffnungen entgegen geeilt war, im Sonnenglanze vor ihm lag; schmerzvoll sehen wir ihn daher in jenem Tagebuche schon am 6. September ausrufen:

„Die Kindheit ist der Frühling des Lebens, der Mai im Jahr, das Eden in einer wüsten Welt, der Vorschmack des Himmels. O! zu bald verflossene Tage, ach! wie oft saugt der lechzende Geist in der dürren Wüste des Lebens nur aus euch allein noch Nahrung! Euer Schatten wandelt noch um uns herum, wir ergötzen uns we-

nigstens an eurem Bild, da ihr längst uns verlassen habt, und schauen noch einmal sehnend mit ausgestreckten Armen hin in das Land, wovon uns eine ewige Kluft trennt. Meine Jugend vermischt sich mit allen meinen Leiden — sie benimmt ihnen ihr Schmerzhaftes und verwandelt sie in süße Melancholie."

Auf diese Weise verging der Sommer in Leipzig und der Herbst brachte, statt einer Verbesserung seiner Tage, eine noch größere Verschlimmerung derselben mit. Bis jetzt war der Jüngling einsam, verlassen, ohne die Mittel, sich höhere Freuden zu verschaffen, gewesen; aber er hatte noch nicht wirklich Noth gelitten. Diesen, alle schöne Blüthen des Geistes und Herzens mit Frost angreifenden, Feind, welcher beinahe zehn ganzer Jahre mit wenigen Unterbrechungen an ihm nagen sollte, mußte er jetzt in drohender Nähe heranrücken sehen. Wir nehmen die, im vorigen Kapitel abgebrochene Erzählung Otto's von seinen ökonomischen Familienverhältnissen wieder auf.—

„Nachdem Paul kaum ein halbes Jahr auf der Universität zugebracht hatte, verleitete die Mutter der noch ungesicherte Besitz zweier Häuser und die Liebe zu der dem Tode nahen Großmutter, Schwarzenbach zu verlassen, ungeachtet der Abmahnung Paul's, und wider den Rath von Freunden, deren Beistand und Unterstützung sie genossen und auf die sie für die Zukunft rechnen konnte. In Hof war sie nun ganz vereinzelt, ohne Freund, ohne Rathgeber, bloß sich selbst überlassen, ja der Vorsorge der öffentlichen Behörden beraubt, die ihren unmündigen Kindern Vormünder zu setzen unterließen. Alte Schulden sollten getilgt und, um zu leben, mußten neue gemacht wer=

den, ein Haus mußte nach dem andern — aber wegen ehrenwerther Anhänglichkeit an väterliche Besitzthümer zu spät — verkauft werden, nachdem es doppelt werthlos geworden, nämlich an sich, und, weil es im Besitz einer verarmenden Frau war, die es nicht in gutem Zustande zu erhalten vermochte. Das geringe Vermögen mußte daher um so mehr zubald erschöpft werden, je mehr es unsparsam angewendet wurde und dies eine engherzige Mißbilligung erregen. Lieblos wurde die Familie beurtheilt in und von einer kleinstädtischen Welt, in welcher rastlose wetteifernde Betriebsamkeit geehrt und bewundert wurde; in welcher Erwerben und Ersparen das größte Verdienst, Erworbenes nicht zu vermehren höchst tadelhaft, und vollends Ererbtes nicht zu erhalten, sondern aufzuzehren, ein Verbrechen; weßwegen auch das spottende Sprichwort: der Sparer will einen Verschwender haben, recht einheimisch und stadtüblich war und mit einer Art von Ingrimm ausgesprochen und angewendet wurde auf die Nachkommen eines Mannes, der von unten angefangen und durch mühsamen Fleiß, talentvolle Anstelligkeit und geehrte Rechtlichkeit ein Vermögen erworbeu gehabt hatte. Diese Mißbilligung ließ es nicht dazu kommen, daß man die bedauernswürdige Lage einer unglücklichen Familie genau kennen zu lernen und unparteiisch zu würdigen gesucht hätte, um, theilnehmender zur Darbietung von Rath und That, dadurch zur Abwendung einer schnellen Verarmung behülflich zu werden. Aber die grausame Theilnahmlosigkeit vermehrte sich, je mehr das Misgeschick sich vergrößerte, und so wurde durch die kritische und berechnende Strenge jenes Gewerb= und Erwerb=

geistes einer Familie unterdrückt, ja zermalmt! und nur, als sie nicht mehr zu retten war, mit einzelnen zersplitterten, unzureichenden und unsichern Unterstützungen bedacht." —

Wie wohl dies Unglück sich nur nach und nach bis auf den zuletzt geschilderten Grad steigerte, so war die Lage der Familie im Herbst 1781 doch schon bedenklich genug, um den Jüngling ernstlich daran zu erinnern, auf Auskunftsmittel zu sinnen, wie er wenigstens die Sorge um ihn selbst der Mutter abzunehmen vermöchte. — Die Lectüre jener oben angeführten Werke hatte nun schon früher so viel Eindruck auf ihn gemacht, daß er nicht nur in seinen frühern philosophisch-theologischen Studien irre geworden war und sich von ihnen abgewandt hatte, sondern daß jetzt schon der Entschluß in ihm aufgekeimt war, die theologische Laufbahn und überhaupt jede amtliche für immer aufzugeben. Zu letzterem hatte ihn, außer seinem innern Triebe, außer der Abneigung und gefühlten Unbehülflichkeit zu und in allen öffentlichen Verhältnissen jeder Art, die Ueberzeugung bestimmt, daß ihm jede amtliche Laufbahn, bei seiner Armuth, seinem Mangel an Gönnern, äußerst schwer werden müsse. Denn sein Selbstgefühl und sein Stolz empörte sich im tiefsten Innern dagegen, auf irgend eine Weise einem nicht geachteten Menschen vielleicht eine, seinen Fähigkeiten, seinem schönen Ehrgeiz und seinen geistigen Bedürfnissen angemessene, amtliche Stellung verdanken zu müssen. „Und endlich" — so ruft er in letzter Beziehung schon am 28. August in seinem Tagebuche aus — „und endlich, Gott, wenn ich Alles dulden sollte, nur dies nicht:

dem dummen und zugleich bösen Menschen zu danken, der durch einen Zufall Anspruch auf unsere Erkenntlichkeit machen kann! O! wer eine hohe Seele hat, wer ein schönes Herz in sich fühlt oder einen scharfsinnigen Verstand bei sich bemerkt, der lasse sich lieber vom Sturm seines vormaligen Glücks zertrümmern, als einem elenden Bösewicht und Dummkopf . . . . . . Siehe Rousseau." — Es konnte ferner übrigens auch gar nicht anders sein, als daß er jene theologischen und streng philosophischen Studien sogleich ganz gegen Beschäftigungen fallen ließ, die zwar immer noch seinen Verstand auf gleiche Weise in Thätigkeit setzten, zugleich aber auch ihn mit Kenntnissen bereicherten, welche lebendiger waren und seiner Seele glänzendere und mannigfaltige Bilder vorführten. Um so leichter mußte er die ersteren Studien aufgeben, als dieselben, wie wir sahen, ihm nur der Zufall aufgedrungen und, sie fortzusetzen, nur das von anderswoher nicht befriedigte Bedürfniß geistiger Beschäftigung zu einer Nothwendigkeit gemacht hatte. Für ein Gemüth, wie das seinige ferner, mußte es eine süße Vorstellung sein, das ganze Leben hindurch so unabhängig von außen zu bleiben, so selbstregelnd die Stunden seiner Thätigkeit und die Auswahl der, der Stimmung seiner Seele entsprechenden, Gegenstände derselben, so ausschließlich seinem eigenen Talent und eigenem Fleiße verdankend sein äußeres Glück und die Größe seines Wirkungskreises. Die, damals so sehr großen, Schwierigkeiten und Entbehrungen, welche das unausbleibliche Erbtheil eines amt- und mittellosen Privatgelehrten und Schriftstellers zu sein schienen, — für sich selbst Alles dies zu ertragen,

fühlte er sich in seinem Jugendmuthe stark genug. Aber der Gedanke an die darbende Mutter und die hülflosen Brüder hatten ihn immer noch schwanken lassen. „Ich bin es meiner Mutter schuldig," schreibt er am 17. September an den Rector Werner, „ihr einen Theil ihres Lebens zu versüßen, da sie den andern so elend hingebracht hat. Wäre dies nicht, so würden meine Studien anders sein, ich würde nur das bearbeiten, was mir gefiele, für was ich Kräfte fühlte; wäre dies nicht, so würde ich in meinem Leben nie ein öffentliches Amt annehmen. Es kommt Ihnen vielleicht wunderbar vor, allein kennten Sie die ganze Verfassung, in die mich meine Lage in der Welt, die Stimmung meiner Seele, die sonderbaren Gänge meines Schicksals gesetzt haben, so würde Ihnen dies vernünftig vorkommen." — Ja es schien ihm schon damals die heilloseste Zeitverschwendung, die für das Gesammtwohl der Menschheit nutzlose Gelehrsamkeit zu betreiben, die man von denen, welche öffentliche Aemter begleiten sollen, fordert. Bei Gelegenheit des Todes von Ernesti und der Bemerkung, daß dessen eigentlicher Ruhm und dessen Wirken mit dem Tode aufhöre, und daß der Schlag des Todes den ganzen Plunder unserer Thorheiten zerstäube, wiederholt er noch einmal in demselben Briefe, daß dies ihm oft so warm auf's Herz fiele, daß er durchaus nichts lernen möge, als worauf er in der andern Welt fortbauen könne.

Es war daher vorläufig nur zur augenblicklichen Aushülfe aus der Noth, daß nach und nach ein Entschluß in ihm zur Reife kam, welcher sowohl durch die während seiner Ausführung hervorgerufene innere Einwirkung

auf den Jüngling, als besonders durch das unerwartete Glücken so früh schon das ganze Schicksal Jean Paul's, seinen Wirkungskreis für das ganze Leben, und sogar die Art und Weise desselben unwiderruflich bestimmte.

Da er die Aussicht, mit welcher er nach Leipzig gekommen, von seinen Kenntnissen zur Bestreitung seiner Bedürfnisse durch Ertheilung mündlichen Unterrichts Gebrauch zu machen, aufgeben mußte, so ging er sehr bald mit dem Gedanken um, ein Buch zu schreiben, es drucken und sich bezahlen zu lassen; ein Gedanke, auf den in Leipzig, wo die buchhändlerische Betriebsamkeit so sehr viel Gelehrte und Ungelehrte von jeher beschäftigte, gar Viele gekommen sind, welche ähnliche Noth dazu trieb, ohne je vorher daran gedacht zu haben, und ohne den mindesten Beruf dazu in sich zu verspüren. Geregt hatte sich in dem Jünglinge der Gedanke dazu schon bald nach dem Beginnen jenes Tagebuchs, nach kaum dreimonatlichem Aufenthalt in Leipzig. Denn wir sehen schon aus einem Briefe des Rector Werner vom 5. September an ihn, daß der Jüngling seine Familie, wiewohl mit räthselhaften und dunklen Worten, der Mutter sowohl als dem Rector unverständlich, darauf vorbereitet hatte. Der Jüngling weigerte in seiner Antwort dem neugierigen Rector eher etwas davon zu melden, ehe der Ausgang seinen Erwartungen entsprochen haben würde.

Es ist nun allerdings eine sehr merkwürdige und unserm Dichter reineigenthümliche Erscheinnng, daß er sein erstes Werk schrieb, nicht weil ihn irgend eine gewaltige Idee, irgend ein Stoff, der sich zur Gestaltung aus ihm herausdrängte, dazu trieb, sondern weil die

Noth, oder vielmehr der Wunsch einer herandrohenden Noth zuvorzukommen, ihm es als ein Rettungsmittel erscheinen ließ, wenn er ein Buch machen könne, gleichviel was für eins. Ja er wußte nicht nur nicht, als dieser Entschluß sich regte, was der Inhalt dieses Buchs sein sollte, sondern er fühlte auch, daß er in dem Augenblicke nicht gleich im Stande sei, ein solches zu schreiben, und daß er sich erst nicht nur einen Stoff suchen, sondern auch sich zu dem Abfassen des Buchs durch ganz besondere und neue Studien heranbilden müsse. — Damit über diesen Ursprung und die Art der Ausarbeitung dieses ersten Werkes Jean Paul's gar kein Zweifel bleibe, möge hier jetzt schon seine eigene Darstellung dieses Umstandes stehen, wie er sie dem Pfarrer Vogel bei Uebersendung des ersten Manuscriptes, aus dessen nochmaliger mühsamer Umarbeitung die grönländischen Prozesse entstanden sind, nach Rehau schrieb:

„Sie wissen," sagt er ihm, „daß ich arm bin, aber dies wissen Sie vielleicht nicht, daß man mir meine Armuth nicht erleichtert. Gott hat mir vier Füße versagt, mit welchen man sich den gnädigen Blick eines Gönners und etliche Brosamen von seinem Ueberflusse erkriechen kann. Ich kann weder ein falscher Schmeichler, noch ein modischer Narr sein, und weder durch die Beweglichkeit meiner Zunge, noch meines Rückens Freunde gewinnen. — Es fiel mir nun einmal ein, so zu denken: ich will Bücher schreiben, um Bücher kaufen zu können; ich will das Publicum belehren, (erlauben Sie diesen falschen Ausdruck wegen der Antithese), um auf der Academie lernen zu können; ich will die Pferde hinter den Wagen

spannen, um aus dem bösen Hohlwege zu kommen. — Ich fing an, ich verbesserte; ich fand Hindernisse, wo ich sie nicht suchte, und da keine, wo ich sie erwartete; und endigte an dem Tage, wo ich Ihren schätzbaren Brief bekam. Sie werden denken: wunderbar! wenn Sie nicht denken: thöricht!"

Ein ganzes Jahr noch brachte er darüber zu, ehe er ein Werkchen von etwa zwölf Druckbogen, welches ohnehin fünf verschiedene Aufsätze enthielt, also nicht einmal ein einen einzigen Gegenstand durchführendes Ganzes war, vollendete.

Es mag darum sehr auffallend erscheinen, daß der Dichter in seinem späten Alter es stets betont und darin etwas Außerordentliches findet, dieses Buch in seinem neunzehnten Jahre schon geschrieben zu haben, während in demselben Alter andere Talente und Genien, wie Wieland, Göthe und Andere, bereits abgerundete, vollendete, und selbst dramatische, Werke geliefert. Es mag im Gegentheil als etwas für Jean Paul Günstiges angesehen werden, daß diese Geschichte von dem Ursprunge und der Ausarbeitung seines ersten Buches, überhaupt von dem Betreten seiner Schriftsteller-Laufbahn seinen kritischen Gegnern, wie Nikolai, Merkel und selbst den Schlegel's, zur Zeit ihrer Angriffe auf ihn nicht bekannt wurde. Sie würde Gelegenheit zu manchem Spott, ja zu mancher gegründet scheinenden Einwendung gegen ihn gegeben haben, während das räthselhafte Dunkel, in welches sein Leben und sein ganzer Bildungsgang beständig gehüllt blieben, alle seine Gegner verwirrte und ihnen gewissermaßen ebenso wie den Verehrern des Dichters als etwas Mysteriöses imponirte. Und noch heut würde Mancher ge-

neigt sein, den einen oder den andern Theil von Jean Paul's dichterischem Doppelwesen, oder vielleicht wohl gar das ganze, deshalb für etwas Erzwungenes zu erklären. Aber merkwürdig genug! haben bis jetzt wenigstens diejenigen bedeutenden Kritiker, welche vom Standpuncte der Kunst aus die größten Einwendungen gegen ihn machten, wie früher Schlegel und wie heute es Ludewig Tieck bei jeder Gelegenheit noch thut, gerade seinen Ernst und seinen Gefühlsschwung und die späteren Schöpfungen dieser Art, welche doch Schlag auf Schlag in einer kurzen Reihe von Jahren zum Vorschein kamen, für Verirrungen seines eigentlichen Talentes gehalten, und Tieck besonders erklärt jene ersten Bücher, deren fast erzwungener Ursprung ihm unbekannt war, für die besten. Auf der andern Seite aber ist es unbestreitbar, daß die ernstpoetischen Schöpfungen, welche jene Kunstrichter sogar bis zum Standpuncte der Productionen eines Cramer herabzusetzen sich nicht scheueten, noch immer eine erschütternd-erhebende, das ganze Sein durchrüttelnde Wirkung auf den besten und edelsten Theil des Volkes machen. Und wiederum ist es doch unmöglich, daß die Meinungen von Männern, wie die oben angeführten sind, zu denen sich auch noch Solger gesellte, nicht Manches für sich haben sollten. — Da nun ein solcher Zwiespalt der öffentlichen Meinung mit den Kunstkritikern in Betreff Jean Paul's noch immer seit so lange obwaltet — so beweist dieß nur, daß der eigentliche Maasstab seiner Beurtheilung nicht aufgefunden war. Man hätte denselben aber schon früher in seinem Leben, dessen Einwirkungen und dem, durch

dieselben bedingten, Entwickelungsgange des Dichters suchen müssen.

In Betracht jener Lebensverhältnisse nun, deren Hemmungen Jean Paul am besten fühlen mußte, konnte er später es allerdings für etwas Außerordentliches, für die Gewähr des Vorhandenseins eines großen Genius in ihm, und für einen Beweis, daß die Stimme desselben früh bei ihm wach geworden, halten, ein solches Buch wie die „Grönländischen Prozesse," in jenem Alter zu Tage gefördert zu haben, wenn auch nach einer einjährigen, und durch äußere Umstände ihm aufgedrungenen, Bemühung, überhaupt ein Buch zu schreiben. Warum schrieb er bei seinen mannichfaltigen Kenntnissen, bei seinen bisherigen derartigen Studien, keine theologische, keine philosophische Schrift? Warum führte er, was so nahe lag, nicht irgend eine der, in seinen Denkübungen oder Tagebüchern angefangenen, Untersuchungen fort? Es scheint ihm, als durch den gefaßten Entschluß die ganze Masse seiner eigentlichsten Gedanken und Gefühle im Innern aufgeregt wurde, und, zu gemeinschaftlicher Thätigkeit aufgeboten, nunmehr eine bestimmte und entscheidende Richtung sich selbst auswählen sollte, dies nicht in den Sinn gekommen zu sein. Und hier liegt denn der vorzüglichste Beweis, wie rein zufällig und von Außen ihm aufgezwungen jene philosophischen und heterodoxen Studien von ihm betrieben wurden und wie groß seine Selbsttäuschung über seinen spätern Zweifel, ob er nicht eigentlich zum Philosophen berufen gewesen wäre.

Die Geschichte der geistigen Erstgeburt jedes Genius ist ein so äußerst lehrreicher Umstand, ganz besonders aber

bei so originellen, so lange unerklärlich gebliebnen und so vielen entgegengesetzten Urtheilen ausgesetzt gewesenen Naturen, daß wir so lange als möglich dabei verweilen zu müssen glauben. Alle seine Bekannten wurden durch jenen Entschluß auf das Aeußerste überrascht, woraus hervorleuchtet, daß auch in Richter derselbe wie ein Blitz entstanden war, weil, wenn er schon früher absichtlich auf eine solche Thätigkeit auszugehen sich vorgenommen gehabt hätte, bei seiner so großen Offenheit er dies seinen Freunden und Verwandten nicht verborgen haben würde. Er selbst glaubte diesen Gedanken allen seinen Freunden in Hof so ganz fremd, daß er den ganzen Winter hindurch davon nur geheimnißvoll, als von „seinem Mittel und von seinem Räthsel," zu sprechen wagte. In dem Briefe an den Pfarrer Vogel, den er im November noch entwarf, suchte er nur die veränderte Weise seines Studirens zu entschuldigen, welche er in Folge jenes Entschlusses nothwendiger erachtet hatte; des Entschlusses selbst aber gedenkt er gegen diesen Freund nicht, vor dessen Urtheil er damals noch eine Art Scheu hatte. „Es wird mir schwer," bemerkt er, „Ihnen gewisse Dinge zu sagen, da sie sich ohne den Schein von Stolz und Prahlerei kaum sagen lassen. Ich habe mir die Regel in meinem Studiren gemacht, nur das zu treiben, was mir am angenehmsten ist, für was ich am wenigsten ungeschickt bin, und was ich jetzt schon nützlich finde oder dafür halte." — Zugleich sieht man aus diesem Briefe, daß, trotz der Langsamkeit und Mühe, mit welcher der Jüngling seine erste schriftstellerische Arbeit zu Stande brachte, er doch schon zu dieser Thätigkeit einen solchen Beruf

und in derselben sich so befriedigt fühlte, daß er, sobald er einmal sie fest in's Auge gefaßt hatte, mit Ekel und Unlust auf seine früheren Studien zurücksah und der Wunsch, dieselben gänzlich aufzugeben, allmählig zu dem entschiedenen Entschlusse, dies zu thun, zu reifen begann. „Das," sagt er, „studiren, was man nicht liebt, heißt mit dem Ekel, der Langeweile und dem Ueberdruß kämpfen, um ein Gut zu erhalten, das man nicht begehrt; das heißt, die Kräfte, die sich zu etwas Anderem geschaffen fühlen, umsonst an eine Sache verschwenden, wo man nicht weit kommt, und sie den Sachen entziehen, in denen man Fortgang machen würde. Aber eben dadurch verdienst du dir Brod — dies ist der elende Einwurf, der dagegen gemacht werden kann. Ich wüßte keine Sache in der Welt, durch die man sich nicht Brod erwerben könnte. Auch weiß ich nicht, ob ich in dem mein Brod erwerben werde, wozu ich keine Kräfte fühle, keine Lust empfinde, und in welchem ich also unmöglich Fortgänge machen kann, oder in dem, in welchem mein Vergnügen mich anspornt, meine Kräfte mir forthelfen." — Da nun in dem Augenblicke, in welchem dies der Jüngling schrieb, kein äußerer Erfolg noch ihn aufgemuntert, da er sogar selbst noch für sich auf seinem Arbeitstische nichts Vollendetes liegen, mithin nur an den Bestrebungen und den Schwierigkeiten schriftstellerischen Schaffens ein so inniges Vergnügen gefunden hatte — wer möchte hierin nicht, trotz jenes von der Nothwendigkeit hervorgerufenen Entschlusses zu irgend einer Schöpfung ohne Stoff und ohne Zweck, das Walten und den Trieb eines, aus dem Dunkel der Brust aus sich selbst bewußtlos heraufkeimen-

den Genius erkennen? Und um so sichtbarer erscheint uns dieses, so selten zu belauschende, Walten, als der Jüngling das, was er in sich regen fühlte, die ersten Geburtswehen seiner jungfräulichen Muse, als ein süßes Geheimniß bewahrte, nirgends von Außen Beistand suchte und in seiner einsamen und stillen Klause dasselbe sich aus sich selbst entwickeln ließ.

Wir können nur als die erste Veranlassung zu dem Gedanken, ein Buch, und zwar kein wissenschaftliches, sondern, um uns des Ausdrucks zu bedienen, ein erdichtetes zu schreiben, dem Einfluß der Lectüre jener französischen und englischen Schriftsteller (letztere lernte er jedoch damals nur aus Uebersetzungen kennen) beimessen, die ihn außerdem, durch welche nähere Veranlassung wissen wir nicht, wahrscheinlich indeß auch wohl durch Platner's öftere Hinweisungen, zum Studium des Cicero und besonders des Seneca führten. Wie schon erwähnt, hatten die deutschen größeren poetischen Werke in Inhalt, Form und Gestaltung an der bisherigen, durch sein Leben und seine Studien seiner Seele gegebenen, Stimmung entweder abprallen, oder doch das Bewußtsein eigner poetischer Schöpfungskraft nicht aufkommen lassen. Denn es mußte ihm ganz unmöglich erscheinen, ähnliche lebendige Gestalten und Vorgänge aus dem Leben und ähnliche Seelenerlebnisse aus sich selbst hervorzurufen. Selbst Hippel's Lebensläufe hatten darin keine Ausnahme gemacht und er hatte darum auch in ihnen keine Anregung finden können, aus den einzelnen Bruchstücken, die, wie wir sahen, in seiner Seele ein wiedergebärendes Echo fanden, irgend ein Ganzes, ohne die Bindemittel und Folien von

Charakteren und Handlung, zu bilden. Ganz anders aber war es, als er bei jenen Engländern und Franzosen nicht nur eine poetische und bilderreiche Prosa fand, sondern auch eine Menge kleiner Aufsätze, die, ohne Erzählung und Charaktere, irgend einen philosophischen, psychologischen oder allgemeinen Erfahrungssatz durchführten, und zwar in einer Diction und mit einer Behandlungsweise, welche diese Aufsätze in das Gebiet der Dichtkunst wiesen. Er sah, daß Männer, die sich der höchsten Berühmtheit erfreuten, solche Sätze nicht in der trockenen Sprache des Schultons abgehandelt, sondern mit Allegorien, Bildern, Einfällen, Antithesen, mit Witz, Satyre, Ironie, und daß sie gerade darum eine um so viel größere Wirkung ausgeübt und den höchsten Interessen der Menschheit um so viel kräftiger gedient hatten. Genug, er lernte poetische Philosophen oder philosophische Dichter kennen. — Dergleichen hervorzubringen fühlte auch er jetzt schon sich fähig. In seinem Leben war eigentlich die Epoche dichterischer Lyrik eingetreten; alle jene kleine Blüthen, in welche eine Dichternatur in jener Zeit so gern und freudig ausschlägt, wenn warme Sonnenstrahlen sie berühren, schließen und verkümmerten als Knospen in seinem naßkalten Lebensfrühling. Bis jetzt hatte nicht einmal eine künstliche Bücherofenwärme einige derselben zum Treiben gebracht. Er hatte gerade darum jene kalten philosophischen Untersuchungen aufgegeben, und selbst die psychologischen Aphorismen gediehen kümmerlich: weil sie ihm gar keine Formen gaben, in welche er die Blüthen seines Geistes setzen konnte. Jetzt trat diese künstliche Erwärmung ein und ihrer, wiewohl matten, Einwirkung entsprangen jene

ersten Arbeiten unseres Dichters. Sein Genius trieb ihn, diese künstliche Electrisirung nicht ferner dem bloßen Zufall zu überlassen, sondern als sein eigener Electriseur die Reibung mit dem Stoffe, in welchem er einmal diese Eigenschaften entdeckt, so lange systematisch fortzusetzen, bis sie den Erzeugungsgrad in ihm hervorgerufen. Daß dies wirklich systematisch geschah, darüber spricht er sich selbst theils in Briefen, theils an einigen Stellen in seinen Werken auf mannichfache Weise aus. Er warf die philosophischen Schriften bei Seite, suchte nach beredten, witzigen und bilderreichen, und, weil die deutsche Literatur damals besonders an solchen sehr arm war, nur nach Werken der Ausländer.

Es ist bekannt, daß Jean Paul's erstes Werk ein satyrisches wurde, und wir haben bereits früher im Allgemeinen angedeutet, wie unter den gegebenen Verhältnissen es nicht anders sein konnte, indem der Witz, als niedrigster Grad der Phantasie, den früher geübten reinen Verstandeskräften zunächst stand, und darum dieser nur in einer Epoche zur Thätigkeit erregt werden konnte, in welcher vornehmlich bloß dem Verstande ein Feld der Thätigkeit gegeben war. Ehe er sich für eine Gattung selbstschöpferischer Thätigkeit entschieden, hatte er sich ohne Unterschied eben so an dem „glänzenden und prächtigen Styl eines Helvetius, den feinen Bemerkungen Toussaint's, an der glühenden Beredtsamkeit Rousseau's und Cicero's, wie an dem Witze Voltaire's, an den Satyren Pope's und Young's und an den Antithesen Seneca's" erfreut. Die Wahl unter diesen verschiedenen Mustern konnte nicht lange zweifelhaft bleiben. So sehr ihn Rousseau ergreifen

mußte, so sehr fehlte es ihm doch noch an der erfinderischen Kraft, welche die ernste poetische Behandlung einer Idee, selbst ohne Handlung und Charaktere, erfordert. Diese will immer fortschreitende Gedanken und endlich ein Resultat. Nur der Witz und die Satyre können mit einem und demselben Gegenstande bis in's Unendliche spielen, ihn um und zurückwenden, und nachdem sie Alles, was ihnen an Einfällen, Gleichnissen und Bildern zu Gebote steht, erschöpften, ihn wieder loslassen, ohne ihn von der Stelle gebracht zu haben. Sie sind wie eine Schraube ohne Ende; sie erzeugen sich wie ein Polyp immer aus sich selbst, und sind daher allein und für sich selbst das allerleichteste Erzeugniß für Menschen von lebendiger Einbildungskraft und irgend poetischer Anlage. Jedoch wollen sie früh geübt sein, ehe die ernste großartige Thätigkeit der Phantasie erwacht und die Seele ganz ausfüllt.

Aber den schlagendsten Beweis für unsere Darstellung von dem stufenweis und allmählig erfolgten Entwickelungsgange der, dem Grad nach einander untergeordneten, Phantasie und poetischen Kräfte Jean Paul's, so wie von deren Gründen, finden wir darin: daß er sogar zu den ersten poetischen Satyren, wie sie die Grönländischen Processe enthalten, erst durch einen noch niedrigeren Uebergangspunct gelangte. Nach seiner eigenen Meldung an Vogel war das erste Product, das im Laufe des Winters zu Stande kam, nicht blos eine reine Nachahmung eines, von andern Schriftstellern bereits mehrmals behandelten Gegenstandes, sondern auch die Behandlung selbst vorzüglich eine Nachahmung der Weise

desjenigen unter den oben angeführten Mustern, der am wenigsten poetisch und am meisten noch Philosoph war, des Seneca. Er selbst berichtet darüber, daß diese Arbeit, im Gegensatz zu den bilder- und gleichnißreichen Satyren in den Grönländischen Processen, eben so voll Antithesen gewesen sei; eine Schreibart, die bekanntlich bei weitem mehr der Rethorik angehört, und zwar der kaltesten Gattung derselben und derjenigen, welche sich am meisten mit dem Verstande anbauen läßt. Der Gegenstand aber war ein Lob der Dummheit, auf welchen ihn des Erasmus **encomium moriae** brachte. Die Allgemeinheit des Gegenstandes erforderte kaum etwas anderes als die allergewöhnlichsten Lebenserfahrungen eines Schülers, welche die Vorbilder, Erasmus und der Stoff in Pope's Dunsiade, hinlänglich bereicherten. Leider erzählt uns Otto bloß, daß er in jenem erwähnten Tagebuche schon am 12. September angefangen habe, Aphorismen über die Dummheit niederzuschreiben, ohne, was so äußerst wichtig gewesen wäre, auch nur eine derselben mitzutheilen, so daß wir durchaus von dem allmähligen Uebergange aus jenen Embryonen in die poetischere Schreibart keine Anschauung haben. Daß ein bedeutender Unterschied zwischen dieser Arbeit und den Grönländischen Processen, auf die Otto verweist, in der Behandlung und in der Schreibart stattgefunden habe, erzählt der Dichter selbst; der Stoff aber, blieb im Allgemeinen derselbe, ward jedoch in Unterabtheilungen zerlegt, welche dadurch natürlich auf eine konkretere und individuellere Behandlungsweise führten. Indeß finden wir in einigen Briefen, selbst aus der Zeit, wo die Gleichnisse und Bilder jene Antithesen be-

reits verdrängt hatten, immer noch eine bedeutende Anzahl der letzteren, von denen wir einige anführen, um die weniger damit vertrauten Leser an die Art jener niedrigsten Schöpfungsperiode zu erinnern.

„Mit künftigen Büchern werde ich mehr Geld und weniger Tadel gewinnen. — Mein Buch ist zu jung um alt zu werden. — Ein Buch ohne Schönheit ist gewiß ein schlechtes; aber eines ohne Fehler ist darum kein gutes. — Die Feile erzieht, aber erzeugt nicht Schönheiten. — Nicht bloß der Dichter, auch sein Gedicht wird geboren und nicht gemacht. — Die Kritik macht die Anzahl der Fehler zwar kleiner, aber auch die der Schönheiten.— Wenn das Buch eine schlechte Satyre auf Andere ist, so ist es die beste auf mich. — Schönes Wetter erzeugt selten einen schönen Brief. — Die Hitze reizt zur Bildung leiblicher, aber nicht geistiger Kinder, und am warmen Mittage scheint die Sonne die Strahlen, die sie für die Gasse verschwendet, dem Kopfe zu entziehen. — Je mehr Mühe ein Einfall kostet, desto weniger ist er sie werth. — Die Empfindung wählet, statt des Herzens, den Gaumen." —

Aber am besten ist es wohl, wir lassen ihn auch hierüber selbst sich aussprechen, in einer Stelle aus einem Briefe an Oerthel, in welcher er demselben gewissermaßen Anleitung zu dieser Schreibart giebt. Sie beweist zugleich, was wir später noch oft auszuführen Gelegenheit haben werden, daß seine Einfälle und seine ganzen Productionen nichts weniger als die ungezügelten Ergüsse einer ungeregelten Einbildungskraft waren, wie man meistentheils geglaubt hat, sondern daß er sie mit dem voll-

sten Verstandesbewußtsein niederschrieb und sie gewissermaßen nach Regeln, über deren Gründe er sich sehr genau Rechenschaft ablegte, bildete. In jenem Briefe zergliedert er den Satz Oerthel's: „Der Ideengang eines Hypochondristen nach dem Essen ist so unordentlich, wie die Bewegung seiner Säfte." „Wo fehlet demselben Witz?" fährt Jean Paul fort. „Nicht am Gedanken, sondern am Ausdruck, dem man erst die Wörter abschneiden muß, die die Vergleichung zwischen den zwei unähnlichen Ideen erschweren. Aendere ihn kurz so um: Die Verdauung verwirrt meine Gedanken und meine Säfte. — Der Gedanke ist derselbe; allein die Kürze des Ausdrucks macht die Aehnlichkeit des Unähnlichen noch auffallender, statt daß sie der deinige versteckt. Von den Ideen brauchst du das Wort: Gang, von den Säften das Wort: Bewegung; nimmt man aber zu beiden dasselbe Wort, so leuchtet Jedem die Aehnlichkeit ein. Daher schreiben alle diejenigen witzig, die kurz schreiben, Tacitus 2c. Daher rechnet man Kürze zum ersten Erforderniß des Epigramms; Salz bleibt auch im Wasser Salz: allein Niemand sieht, daß es Salz ist, ein Chemiker ausgenommen." — Uebrigens versteht sich von selbst, daß, da die Gleichnisse diesen Antithesen so nahe liegen, da der poetische Witz als das Vermögen des Auffindens entfernter Aehnlichkeiten zu einer gegebenen Sache eigentlich nur eine potenzirte Antithese ist, und da des Dichters Einbildungskraft sich nur an diesem Auffinden üben konnte: so versteht sich von selbst, sage ich, daß jene erste Arbeit nichts weniger als von Gleichnissen ganz entblößt sein konnte; ja wir fanden ja deren schon mehrere in den

bloß reflectirenden Bemerkungen in Hof. Doch wir wissen von ihm, daß jene Antithesen in der ersten Arbeit ganz besonders vorwalteten, und daß ihm später dieselbe darum zu matt erschien; wir können uns sogar mit ziemlicher Gewißheit selbst das Verhältniß jener Gleichnisse zu den Antithesen in jener Arbeit anschaulich machen aus eben jenem Briefe, der nach der Vollendung der Grönländischen Processe geschrieben ist. Es ist eine ziemlich allgemeine Erfahrung, daß Briefe von Schriftstellern in deren Entwickelungsepoche zwar das Gepräge ihrer mühsam ausgearbeiteten schriftstellerischen Arbeiten tragen, jedoch, weil sie sich in jenen gehen lassen, das Gepräge der der letzten Arbeit vorhergegangenen Periode, über welche sie in den schriftstellerischen Arbeiten hinaus, und deren Eigenthümlichkeiten sie sich für gewöhnlich bereits angeeignet haben. Besonders ist dies aber bei Jean Paul der Fall, dessen Arbeiten stets ein Theil seines Seins wurden. Der Brief, mit welchem er das Lob der Dummheit an Vogel überschickte, ist noch ohne allen Schmuck; aber jener, welchen er ein Jahr beinah später die Grönländischen Processe begleiten ließ, ist voller jener Antithesen, die er doch in den Grönländischen Processen fast überall mit den mahlenderen und erfindungsreicheren Gleichnissen vertauscht hatte. Aber es folgen oft den Antithesen, mit denen er einen Satz angefangen Gleichnisse, und so, daß man diese aus jenen entstehen und sich gleichsam wie einen neuen Ring an die Kette hängen sieht. Wir nehmen diejenigen von obigen Antithesen, aus denen sich Gleichnisse entwickelten.

„Die Kritik macht die Anzahl der Fehler zwar klei-

ner, aber auch die der Schönheiten; — denn die Zeit, in der das Genie verbessert, verkürzt die, in der es schaffen könnte, — und das so lang gesäugte Kind raubt dem Embryon die Nahrung." —

„Nicht bloß der Dichter, auch sein Gedicht wird geboren und nicht gemacht. Jupiter zeugte die Götter, allein die nicht göttlichen Wesen machte er nur; diese waren das Werk seiner Hände, jene seiner Lenden, und Minerva war gar das Werk seines Kopfes."

„Je mehr Mühe ein Einfall kostet, desto weniger ist er sie werth. Eben so gebären die Weiber die todten Kinder mit mehr Schmerzen, als die lebendigen" u. s. f.

Der Winter übrigens, während dessen der Jüngling mit diesen schweren Geburtswehen umging, brachte ihm schon wirkliches und schneidendes Elend. Er erhielt nicht nur von Hause so wenig Unterstützung, daß er geradezu Mangel litt, sondern er hatte auch seine Mutter zu trösten über die fortgesetzte boßhafte Verfolgung von Seiten ihrer Proceßgegner. Wie weit es jetzt bereits in seinen Entbehrungen gekommen war, davon geben die noch vorhandenen Briefe an seine Mutter ein rührendes Zeugniß. „Sie lassen mich zwischen Furcht und Hoffnung," schrieb er am 1. December. „Ich habe Ihnen schon neulich um Geld geschrieben, und da habe ich schon viel geborgt gehabt; jetzt habe ich noch keins, ich borge also immer fort. Aber auf was soll ich denn endlich warten? Sein Sie so gütig und verschaffen Sie mir Rath. Ich muß doch essen und kann nicht unaufhörlich beim Traiteur borgen. Ich muß einheizen, wo soll ich aber Holz bekommen ohne

Geld? ich kann ja nicht erfrieren. Für meine Gesundheit kann ich überhaupt nicht sorgen; ich habe weder Morgens noch Abends etwas Warmes. Ich habe Sie um zwanzig Thaler Sächsisch gebeten, jetzt ist's schon lange; wenn ich's bekommen werde, so werde ich kaum das bezahlen können, was ich schon schuldig bin." — „Ich wollte Ihnen gerne Caffee schicken," schreibt er später, „aber mein Geldmangel ist so groß als der Ihrige. Ich borge halt darauf los, und kann nicht anders." — Zu diesen äußeren Leiden kamen auch noch moralische Schmerzen, die übrigens bis in sein spätes Mannesalter hinein sein Leben von Zeit zu Zeit zu vergiften nicht aufhörten, Schmerzen theils über das traurige Schicksal, theils über die Verwahrlosung fast aller seiner Brüder, eine Folge jener Zermalmung des Glücks seiner Familie. Nur er und sein dritter Bruder, der letzte durch frühzeitige amtliche Beschäftigung, hielten sich aufrecht; die übrigen gingen gänzlich zu Grunde. Der Hoffnungsvollste stürzte sich aus Verzweiflung in die Saale, die Andern trieben sich unstät in der Welt umher. So verließ in diesem Winter Adam Richter, ein Barbier, seine Mutter, um Soldat zu werden, und Paul hatte alle mögliche Mühe, die tiefbekümmerte Mutter mit dem Gedanken an die Wahl eines Standes zu versöhnen, der damals als der unglücklichste und mißgeachtetste von dem Volk mit Scheu und Furcht betrachtet wurde. Seine Mißstimmung nahm unter diesen Umständen oft so zu, daß er daran dachte, Leipzig zu verlassen und nach Göttingen zu gehen, dessen ehrenvoller wissenschaftlicher Ruf ihn wahrscheinlich hoffen ließ, daß er die in Leipzig so schmerz-

lich vermißte Unterstützung dort finden würde. Die Schwierigkeiten, welche er in der Ausarbeitung der ersten Schrift fand, ließen ihn noch manchmal an dem Gelingen „seines Mittels und Räthsels," mit dem er sich und seine Mutter zuweilen aufzurichten suchte, verzweifeln; denn wiederholt beklagt er sich über den Mangel an Informationen.

Doch Alles dies ward anders, als er das „Lob der Dummheit" gegen Ende des Winters wirklich vollendete und „ein Professor, dem er es durch eine dritte Hand in die Hände gespielt, ihn durch Lob hatte aufmuntern lassen;" zumal als er auch von dem Pfarrer Vogel, dem er das Manuscript zur Beurtheilung eingeschickt, einen Brief voll freudigen Erstaunens darüber zurückerhalten hatte. Voll sanguinischer Hoffnungen sah er das Manuscript bereits gedruckt und das Honorar in seinen Händen, er erbat sich schon von Vogel Rathschläge über die Bedingungen, welche Verlegern zu machen seien; und als gar jener Professor, Seidlitz geheißen, mit hoher Protectionsmine sich erbot, während der Ostermesse, in welcher Jean Paul sein Stübchen räumen mußte, die Schrift an den Mann zu bringen, glaubte er sein Glück bereits gemacht und reiste, berauscht von Hoffnungen, während der Osterferien zu seiner Familie nach Hof. Die Wartezeit, welche man nach jenem Sprichwort vor dem verschlossenen Eingang der Leipziger Paradiese zubringen sollte, schien ihm jetzt überstanden. Vom Verlassen dieses Ortes war so wenig mehr die Rede, daß er so schnell wie möglich dahin zurück eilte und sich nicht einmal die Zeit nahm, seinen ehrlichen Freund Vogel in Rehau zu

besuchen. Ja sein Lebensmuth schien sich durch diese glänzenden Aussichten bis zu einer Höhe gesteigert zu haben, die man, im Verhältnisse zu seinem früheren Sein, Uebermuth nennen könnte. Seiner, von ihm in Leipzig künstlich aufgezogenen, satyrischen Kraft gaben die Höfer kleinstädtischen Verhältnisse reichlichen Stoff, und er, der früher Angegriffene, hielt dieselbe so wenig im Zaum, daß Vogel, bis zu dem sogar Klagen deshalb gedrungen sein mußten, noch vor seiner Rückreise nach Leipzig ihm schriftlich die Warnung, über seine Zunge zu wachen, zukommen zu lassen sich veranlaßt fühlte.

Mit der Hoffnung, das „Lob der Dummheit" werde ihm 100 Thaler eingetragen haben, daß er davon einen Sommer werde leben, ein zweites Buch für die Michaelismesse schreiben, und damit noch mehr Geld werde verdienen können: langte er im Mai wieder in Leipzig an. Aber wie sehr fiel er aus seinen Himmeln, als ihm der Professor Seidlitz beim ersten Besuche, statt, wie er gehofft, jenes Geld einzuhändigen, das Manuscript wieder zurück gab, und nun auch die Zeit, in welcher es zur Michaelismesse hätte gedruckt werden können, (denn damals wurden noch nicht die Bücher außer der Messe verschickt), verstrichen war. Der Jüngling nahm sein Manuscript und las es betrübt wieder durch. Wer da an sich erfahren hat, wie matt, erzwungen jedem Verfasser frühere Einfälle, Witze und Satyren erscheinen, wenn sie ihm nach einer gewissen Zeit wieder vor das Gesicht treten, namentlich dann, wenn sie nicht absichtlose und gelegentliche Erzeugnisse der durch Zufall angeregten Einbildungskraft gewesen: mag sich nicht wundern, daß auch

unserm Dichter seine erste Arbeit der Art eine mühsam und künstlich in der Studirstube an fremden gedruckten Vorbildern aufgeschmiedete Kette von Einfällen schien, er entrüstet dieselbe von sich warf, und im ersten künstlerischen Eifer seinem Gott dankte, daß sie nicht gedruckt worden war. Geht es doch selbst dem Leser bei einer wiederholten Durchsicht witziger und satyrischer Schriften, wenn der erste Reiz der Ueberraschung vorüber ist, nicht anders; nur sehr wenige der höchsten Muster in dieser Gattung halten wiederholte Proben aus, und gewinnen sogar neuen Reiz durch die Offenbarung neuer feiner und pikanter Züge, welche die bei dem ersten Lesen zu überfüllte Seele übersehen mußte. Uebrigens mußte sich der Jüngling überhaupt bei seinem, durch die Hoffnungen der letzten Monate höher gespannten, Lebensmuth in einer ganz anderen und höheren Stimmung befinden, als in dem vergangenen trüben Winter, in welchem er jenes Lob der Dummheit gearbeitet hatte. Er war in dem ersten Augenblicke seines Unmuths sogar entschlossen, vorläufig diese ganze Schriftstellerei aufzugeben. Aber von neuem zwang ihn die Noth dazu, sie fortzusetzen. „Aus meinem zornigen Enthusiasmus erweckte mich," so erzählt er an Vogel, „meine rechte Hand, die von ungefähr in die Hosentasche zum leeren Geldbeutel gekommen war; zu der Hand schlug sich noch mein Magen, der durch sein murmelndes Veto der ganzen Entschließung eine andere Wendung gab." — Der Jüngling entschloß sich, eine vollständige Umarbeitung jener Schrift zu unternehmen.

Nicht verloren aber war die psychologische Erkräftigung durch das Bewußtsein, unter so schwierigen Um-

ständen dennoch eine Art poetischer Arbeit entworfen, vollendet, den Beifall geachteter Personen damit eingeerndet, und die Möglichkeit, Arbeiten der Art gedruckt und bezahlt zu sehen, einige Monate vor Augen gehabt zu haben. — Welchen erkräftigenden Einfluß dies Bewußtsein auf die Seelenstimmung und den Lebensmuth des Jünglings gehabt, davon zeugt die plötzliche, mit seinen Verhältnissen gar nicht übereinstimmende Veränderung seiner Lebensweise. Kaum wußte er noch, wovon er seinen bisherigen Wirth, seinen Traiteur bezahlen und seine übrigen Lebensbedürfnisse bestreiten sollte; und darum muß die plötzliche Keckheit in dem bisher so schüchternen und Unterstützung und Schutz verlangenden Jüngling im höchsten Grade überraschen, daß er, allen Gesetzen der damaligen Mode hohnsprechend, nicht nur den Zopf und den Puder jetzt plötzlich von sich warf, sondern auch jede Halsbekleidung, und mit krausem blonden Haar und offener Brust unter die modischen Leipziger trat. Dieses Kostüm war damals so unerhört, daß Jean Paul sieben Jahre lang gegen die üblen Folgen, welche ihm daraus erwuchsen, ankämpfen mußte, und dennoch in diesem Kampfe endlich erlag; denn gegen alle seine Erwartung war es ihm bis dahin noch nicht gelungen, sich irgend eine äußere Selbstständigkeit zu erringen. Bewundernswerth aber ist die Kraft, mit welcher er diese unangenehmen Folgen so lange ertrug. — Bald nämlich verlangte er von der Mutter „feine Oberhemden à la Hamlet.“ „Bei Ihnen,“ sagte er, „wird es Niemand verstehen; das heißt nämlich: vorne bei der Brust müssen sie offen sein, daß man den bloßen Hals und die Brust sehen kann.“ —

Da nun diese die äußeren Rücksichten verletzende Tracht jedes Bemühen um eine Informatorstelle ganz vergeblich machen mußte, so hatte nothwendig Richter jeden Gedanken daran bereits aufgegeben, und im Verlauf der Ausarbeitung seines zweiten schriftstellerischen Versuchs nunmehr das höchste Selbstvertrauen zu seiner eigenen Kraft und zu dem endlichen Gelingen seines Mittels gefaßt. „Ich wußte damals," sagte er in späteren Jahren öfters zu dem Verfasser, „ich wußte damals in Leipzig, daß ich es durchsetzen würde," nämlich, als ein unabhängiger Schriftsteller ohne Amt durch das Leben zu kommen. — Diese Keckheit und diese Zuversicht erscheinen um so merkwürdiger, als der Dichter uns auch die innern Hindernisse, die jenem freieren Schwunge seiner Geisteskräfte sich widersetzten, in einem spätern Briefe an Vogel nicht vorenthält. Er führte dem Freunde, um denselben zu einem mildern Urtheile über seine Schrift zu bestimmen, die Aengstlichkeit vor, mit der er nach einem Gute habe streben müssen, dessen Mangel die Zukunft mit noch größeren Schrecken ausrüste als die, womit derselbe die Gegenwart verbittere; — den verdrießlichen Mißklang zwischen dem Belachen fremder Thorheiten und dem Unmuthe über das eigene Schicksal; — mit einem Wort: den hindernden Streit seiner Empfindungen mit seiner Arbeit.

Unter diesen Eindrücken und Einflüssen nun schrieb Jean Paul den ersten Band seiner „Grönländischen Processe," wie sie im Ganzen, jedoch mit wesentlichen Verbesserungen im Einzelnen, die sämmtlichen Werke enthalten. Die Haupthindernisse, welche der Dichter vorfand,

lagen jedoch nicht in jenem Widerstreit der Empfindung — denn die gesteigerte und freier entwickelte poetische Kraft überwog jene bei weitem: sondern in der so großen Armuth des Stoffes. Was konnte der neunzehnjährige Jüngling, ohne Umgang und ohne alle Kenntnisse irgend eines höhern gesellschaftlichen Verhältnisses oder der höheren Stände, für besondere Thorheiten aus eigener Anschauung zu verspotten haben? Aber dennoch hatte er bei dieser Arbeit einen außerordentlichen und für immer entscheidenden Fortschritt gemacht. Erstens war er aus dem Allgemeinen in das Besondere und Individuelle hinabgegangen, nicht mehr einen allgemeinen Begriff, sondern lebendige Wesen, nicht mehr die Thorheit, sondern Thoren untersuchend und verspottend. Aus einem Stoff war so eine ganze Reihe von Gegenständen entstanden, von denen jeder insbesondere in das Auge gefaßt, einen besondern bewegten Lebenskreis vor seinem Blicke entwickelte, und jeder so, aus dem Chaos des allgemeinen Begriffs losgerissen, ein wirkliches und besonderes Leben zeigte. Dann aber und vorzüglich war er dahin gelangt, einzusehen, daß der Dichter seinen Stoff aus seinem gegenwärtigen Leben, sowohl innerem als äußerem, nehmen, daß er damit so viel als nur möglich wuchern und, sei sein Leben noch so arm, lieber aus demselben machen müsse was möglich sei, als nach noch so glänzenden in der Ferne liegenden Stoffen greifen, die er aus eigener Anschauung nicht kenne, und in die er sich mühsam und künstlich erst hineinzudenken und zu fühlen habe. Ueberall, wo Jean Paul dieser Regel, welcher er jetzt wohl

nur unbewußt huldigte, treu blieb, ward er der große, in seiner Originalität und in dem Reichthum psychologischer Entdeckungen unerreichbare, Dichter.

Man sehe die Gegenstände der einzelnen Aufsätze des ersten Theils der Grönländischen Processe, und man wird überall die äußeren Veranlassungen dazu in dem bisher geschilderten augenblicklichen äußeren Verhältnissen des Dichters finden. Der erste Aufsatz mit der Ueberschrift: „Ueber die Schriftstellerei," spottet über ihn selbst und über die Gründe, die ihn dazu veranlaßt, ein Autor zu werden. Es war wirklich, wie wir sahen, die Noth und der Hunger, die ihn dazu getrieben. Er durfte nur sein eignes Beispiel zu einem allgemeinen erheben, und, was bei ihm der Zufall, sich einigend mit dem innern Drang, hervorgerufen, für eine allgemeine, einer Masse schlechter Schriftsteller eigenthümliche, Quelle von Büchern, erklären, um eine, aus seinem eignen Zustande geschöpfte, Fülle von Ironie, Spott und Gleichnissen auf schlechte Scribenten ausgießen zu können. Es lag nahe, den Magen für den Vater und den Hunger für die Muse der Dichtkunst anzunehmen, um auch alle andere geistige und körperliche Infirmitäten, als Krankheit, Durst, zu große Jugend und zu großes Alter, daneben liegend zu finden und um daraus den Stoff zu einer der reichsten, kräftigsten und treffendsten Satyren arbeiten zu können, deren Originale überall um so sicherer zu finden sein mußten, als er ja, trotz seines reinen und kräftigen Strebens, selbst ein solches zu einem Theile jener Satyre gewesen war. — Eben so geläufig war ihm der Stoff der zweiten Satyre: „über die Theologen." Nicht bloß als

Sohn eines Pfarrers hatte er tägliche Gelegenheit haben müssen, die mannichfaltigen Schwächen dieses Standes in der Nähe zu beobachten, sondern hier mußte ihm das Studium der Heterodoxie, das ihn von früh auf gewöhnt hatte, sowohl die intellectuellen Schwächen der Gegenpartei, als auch besonders die unreinen Motive der Anhänger derselben aufzusuchen, eben so reichen Stoff darbieten. — Die Veranlassung zur Auswahl des Gegenstandes des dritten Aufsatzes „über den Ahnenstolz" lag ihm an sich eben so nah, indem in seiner abgesonderten Heimath es an markirt hervoctretenden Musterbildern dazu nicht fehlen konnte, und dieselben ihm um so weniger entgehen mußten, als, in Folge der vielen Patronatstellen in seinem Lande, sein eigener Vater, wie wir bereits sahen, in demüthiger Entfernung von diesen übermüthigen Patronen stand, denen dort kein reicher Mittelstand das Gleichgewicht hielt. In dem vierten größern Aufsatze: „über Weiber und Stutzer," versuchte er sich in die große Welt zu wagen, wozu er durch die Ansicht, welche er sich von dem Leipziger Leben aus der Ferne gemacht hatte, bewogen wurde. Schon bald nach seiner Ankunft daselbst schreibt er darüber an Rector Werner auf eine Weise, als hätte er sich in den größten und feinsten Gesellschaften herumbewegt, und seine Beschreibung, die er sich nach einzelnen Anzeichen zusammensetzte und wahrscheinlich durch das, was über das Leben großer Städte in seinen Excerpten sich befand, ergänzte, erscheint fast komisch: „Die Mode ist hier der Tyrann, unter dem sich Alles beugt, obwohl er niemals sich selbst gleich ist. Die Stutzer bedecken die Straße, bei schönen Tagen flat-

tern sie herum wie die Schmetterlinge. Einer gleicht dem andern; sie sind wie die Puppen im Marionettenspiele und keiner hat das Herz, Er selbst zu sein." „Das Herrchen gaukelt hier von Toilette zu Toilette, von Assemblée zu Assemblée, stiehlt überall ein paar Thorheiten mit weg, lacht und weint, wie es dem Andern beliebt; nährt die Gesellschaft von den Unverdaulichkeiten, die er in einer andern eingesammelt hat, und beschäftigt seinen Körper mit Essen und seine Seele mit Nichtsthun, bis er ermüdet einschläft. Wen nicht seine Armuth zwingt, klug zu sein, der wird in Leipzig der Narr, den ich eben geschildert habe." — Was aber die Frauen anlangt, so erschien allerdings dem Joditzer Dorfsohn der nach damaliger Mode auch in Leipzig sehr entblößte Busen äußerst anstößig, und dergleichen hatte er Gelegenheit, auf Spaziergängen und in Gärten zu sehen.

Der dichterische Werth dieser Aufsätze steht nun in genauen Verhältnissen mit der Reihenfolge, nach welcher sie aufgeführt sind. Sprudelndreich fließt ihm der Stoff in dem ersten Aufsatze zu, so daß er zum Aufhören sich selbst gezwungen zu haben scheint. Da die Lagen, in welche ihn in dieser Beziehung die äußeren Umstände gebracht, so eigenthümlich waren, so wurde dieser Aufsatz eine der originellsten und umfassendsten Satyren, die je auf das Schriftstellerwesen geschrieben worden sind. Denn selbst den Spott, den er über Nachahmer und Plagiarier ausgießt, konnte er entfernt auch auf sich anwenden. Gehemmter erscheint er schon den Theologen gegenüber; hier hatte er außerdem noch äußere Rücksichten, auf seine Freunde, zu nehmen, und auch war der Gegenstand ein

schon sehr oft abgehandelter. Den Adel kannte er zu wenig in der Nähe, und noch weniger den Gegenstand der vierten Satyre, die kaum schwach nachahmte, was Rousseau und Andere darüber gesagt. Auch in diesen Beziehungen ist der erste Theil der Grönländischen Processe gewissermaßen ein Schema oder ein prophetischer Spiegel aller seiner übrigen Werke. Er ist am größten, wo er seine eigenen inneren und äußeren Zustände zum Stoff seiner Dichtungen macht, dann, wo er das nah um sich Herliegende dazu erhebt, und am schwächsten, wo das Entferntere und nicht Selbsterlebte, sei es in Charakteren, im Geschichtlichen oder in Naturschilderungen.

Was dagegen Jean Paul nach dreißig Jahren selbst ganz richtig an diesen ersten Jugendarbeiten tadelte: daß die widerspenstige Hin- und Hermischung des Spottzorns mit der Lust, der Bußpredigt mit dem Lustspiel, immer nur entweder eine falsche, sich selber aufreibende, Ironie, oder eine eben solche Strafrede, und folglich beides auf einmal, gebären könne, und daß man nur zwischen ernster Bitterkeit und freiem Scherz, zwischen Juvenal-Persius und zwischen Horaz oder Aristophanes, oder Swift, oder Sterne, oder Shakespeare, welche alle mit ihrem Komischen dem Juvenal-Persius entgegenstehen, ausschließlich zu wählen und sich zu entscheiden habe*) — dieser Tadel trifft jene Aufsätze mehr oder weniger eben nur auch im Verhältniß des oben angegebenen allgemei-

*) Siehe Vorrede zur zweiten Ausgabe der Grönländischen Processe. Der Dichter sagt dort, daß seine vorzüglichsten Musterbilder: Erasmus Lobrede, Pope's Dunziade und Young's Satyren ihn dazu verleitet.

nen Werthes. Er fällt in dem ersten Aufsatze nur zuweilen aus der Ironie und dem angenommenen Scheinernst, wenn er z. B. sagt: „jetzt komme ich zu dir, langohrige Muse des heutigen Affengeschlechts, buntfarbige Nachahmung!" u. s. w., und vernichtet das Eine durch das Andere. Ganz besonders wird aber jene Satyre auf die Weiber und Stutzer zu einer wirklichen Bußpredigt. Ueberhaupt aber war es natürlich, daß die gröbere, derbere und handgreiflichere Satyre des Juvenal hauptsächlich vorwaltete, theils als die leichtere und unausgebildetere, theils in Folge der Seelenstimmung des Jünglings.

Was nun die Ausarbeitung im Einzelnen anlangt, so haben wir schon früher erwähnt, daß die höher gestiegene poetische Kraft und die thätiger gewordene Einbildungskraft mit einer Art von Rausch in Gleichnissen schwelgte. Einmal auf sie aufmerksam geworden, mußte die Erzeugung derselben bei ihm um so mehr in's Unerschöpfliche gehen, weil, wie wir schon früher angedeutet, in seinen Excerpten, die er eifrig registrirte und durchlas, täglich die unähnlichsten und heterogensten Notizen, Bilder und Vorstellungen aus allen Kreisen des Wissens, des Lebens, der verschiedenen menschlichen Beschäftigungen, aus allen Zonen der Erde u. s. w. untermischt neben einander standen, und täglich vor seine Seele traten, die seine Einbildungskraft außerordentlich leicht mit einander verknüpfen und ihm zu der Aufsuchung ähnlicher aus seinen eigenen Umgebungen veranlassen mußte. Es war natürlich, daß, weil ihm die aus seinen Excerpten geschöpften Vorstellungen und Bilder die äußeren Anregungen ersetzten, Zusammenstellung von Gleichnissen für

ihn wurde, was Anderen die Erzeugung lyrischer Gedichte. Mit großem Recht nennt er daher selbst die Grönländischen Processe „Lyrik des Witzes;" als solche stehen sie einzig in der ganzen Literatur da, und zwar darum, weil eben noch nie ein, nach dem Höchsten strebender und ursprünglich mit den höchsten Phantasieanlagen begabter, Dichter auf der einen Seite so sehr und auf so lange aller dichterischen Anregungen in seiner Jugend beraubt, und auf der andern wiederum durch die Noth gezwungen wurde, mit den untergeordneten Kräften der Phantasie zu wuchern und dieselben für frühzeitige und poetische Schöpfungen in Thätigkeit zu setzen. Dies der Ursprung und der Grund für den so seltsam und unerklärlich erschienenen unerschöpflichen und ewig sich wieder gebärenden Reichthum von Gleichnissen bei dem Dichter. Daß ihm dieselben nicht in Folge dazu besonders angeborner Anlagen eigenthümlich waren, daß der größere Reichthum an denselben nur die unverhältnißmäßig größere Kraft der Phantasie im Allgemeinen zum Grunde hatte, und daß hiebei wirklich, wie beim Witz überhaupt, nur der Gattung nach geringere, und darum vielen Menschen gewöhnliche, Geisteskräfte thätig sind — davon liegen mannichfaltige Beweise vor. Nichts ist ansteckender und leichter nachzuahmen, als diese Schreib- und Redeweise; und der Verfasser hat es nicht bloß an sich, sondern auch an vielen andern erfahren: wie fast jeder, der mit dem Dichter oft in Berührung kam, in derselben Weise unwillkührlich sprach und schrieb; und diejenigen, welche wirklich poetische Anlagen hatten und ausbilden wollten, machten sich nur mit großer Mühe später davon wieder

los, damit man auf sie nicht als geflissentliche Nachahmer Jean Paul's mit den Fingern wiese. Antwortete doch auch sogar der Pfarrer Vogel sogleich nach Durchlesung des ersten Theils in einem Briefe voller Gleichnisse und Bilder, die nichts weniger als künstlich und mit Absicht gemacht zu sein schienen. Freilich war auch Vogel ein Mann von Phantasie und schrieb selbst später witzige Schriften. Aber mit keinem Einwurf zurückzuweisen ist das glückliche Experiment, welches Jean Paul in dieser Beziehung selbst später mit mehrern Kindern beiderlei Geschlechts von sieben bis eilf Jahren anstellte, und wovon er Einiges schon in seiner „Vorschule zur Aesthetik" mittheilte, daraus folgernd: daß man zum Witz Jeden erziehen könne. Wenn er aber in jener ersten Satyre spottend von einem, der sich durch Wein zum dichten künstlich anfeuern mag, sagt: „Aus allen Winkeln des Gehirns kriechen verborgene Einfälle hervor, jede Aehnlichkeit, jede die Stammmutter einer Familie von Metaphern, sammelt ihre unähnlichen Kinder um sich, und, gleich einer wandernden Mäusefamilie, hängt sich ein Bild an den Schwanz des andern" — so war dies in allem Ernst auf ihn selbst und diese ganze Gattung anwendbar; wenn freilich auch nicht jener andere Theil der satyrischen Stelle, in welcher das eben angeführte Gleichniß vorkommt. Aber wir erinnern an dieselbe, um dem Leser ein Beispiel der wahrhaft lyrischen Ausbrüche in jenem Aufsatze vorzuführen. Er sagt nämlich von einem sich durch Trinken anfeuernden Scribenten: „daß die Hitze des Weins den Unsinn der Phantasie aus seinem Winterschlafe gestört, die buntscheckige Brut der Träume aus ihrem Schlummer

geweckt habe; daß alle Seiten des hohlen Kopfes zu einem gleichzeitigen Mißklang getönt, das Gedächtniß seine gestohlnen Schätze ausgeworfen, und der zusammengeraubte Haufen von verwelkten Blumen sich, wie Heu durch die Nässe, durch das Getränk erhitzt habe." —

Wie schwer es aber immer noch dem Jüngling wurde, jene Aufsätze, die in den sämmtlichen Werken nur hundert ein und vierzig gedrängte Octavseiten füllen, zu liefern, wie groß in ihm die Hindernisse waren, ehe er so oft in lyrische Stimmungen sich zu versetzen vermochte, um eine Arbeit zu vollenden, die durch die Fülle von Einfällen seinen Anforderungen entsprach: darüber giebt seine eigene Meldung Aufschluß: „daß er von Neuem sechs Monate darüber zugebracht habe." Da ihm dieser lyrische Witz oder diese witzige Lyrik in ungebundener Rede so viel Mühe machte, so begreift sich leicht, daß für die plastische Gestaltung durch Rhythmus und Reim gar keine poetische Kraft übrig bleiben konnte.

Nicht bloß damals schlug ihn selbst oft das Bewußtsein nieder, daß er bei seinen Erzeugnissen so unendlich viel seinem Fleiße zu verdanken hatte, sondern auch im spätesten Alter sah er mit demselben Gefühle auf die ganze Reihe seiner Schöpfungen zurück. Er stellte allerdings an sich ein hellglänzendes Beispiel schon als Jüngling, wie später als gereifter Mann, auf, welche Wunder man durch Fleiß und unermüdlich angestrengtes Streben vollbringen könne. Aber damit es nicht verführe, muß immer daran erinnert werden: daß er durch jenen Fleiß sich nicht etwa fehlende Anlagen ersetzte, sondern die entbehrten Anregungen durch Menschen und Welt in einem

Leben, das nie noch so ungünstig einem Dichter zu Theil geworden war. Mit der größten Offenheit offenbarte er damals schon, wenn man ihm von seinem Genius sprach, dieses Bewußtsein. „L i e b e r G o t t!" ruft er Oerthel zu, als dieser den Wetteifer mit einem in seinen Augen so reich begabten Menschen von sich wies, „l i e b e r G o t t! w i e u n e n d l i c h k l e i n w ä r e n m e i n e A n l a- g e n o h n e d i e V e r b e s s e r u n g e n d e s F l e i ß e s!" Aeußerungen gleicher Art in der Zeit seiner feurigsten und reichsten Schöpfungsperiode, so wie aus der am Schlusse seiner Laufbahn, werden wir zu seiner Zeit begegnen.

Sechstes Kapitel.

Druck der Grönländischen Processe; glänzende Schriftstellerhoffnungen; der Grönländischen Processe zweiter Theil; erneuete Armuth und Stillstand in der Schriftstellerthätigkeit; endliche Flucht aus Leipzig.

Das Buch war nun zwar im Spätherbst 1782 fertig, und lag, von Adam von Oerthel in dessen Vormitternächten für den Freund sauber abgeschrieben*), da, aber das Wichtigste, der Verleger, fehlte noch. Seine Noth war unterdeß auf das Höchste gestiegen. Er schildert sie wiederum in einem Briefe an die Mutter vom 21. August auf seine eigenthümliche Weise.

„Sie glauben," schreibt er, „ich lege Kleidung ab; ja wie will ich dies können, da ich mir keine neue anschaffen kann — ich habe wohl zerrissene Kleidung, aber keine abgelegte. — Nun muß ich auf mich selbst kommen. Wenn Sie nur wüßten, wie ungern ich daran gehe, Sie mit Geldbitten zu belästigen. Aber könnte ich anders!

---

*) Man sehe den rührenden Dank Jean Paul's für diese freundschaftliche Aufopferung am Schlusse in der Vorrede zur zweiten Auflage als Nachruf an den früh verstorbenen Freund, wobei jedoch der Dichter den später ihm bekannt gewordenen Friedrich von Oerthel mit seinem Jugendfreund Adam verwechselt.

und doch will ich gar nicht viel, weil ich Ihren Geldmangel kenne und weiß, wie viel Unterstützung meine Brüder brauchen. Ich will nicht von Ihnen Geld, um meinen Speisewirth zu bezahlen, dem ich 24 Thaler schuldig bin, oder meinen Hauswirth, nämlich 10 Thaler, oder andere Schulden, die über 6 Thaler ausmachen — zu allen diesen Posten verlange ich von Ihnen kein Geld, ich will sie stehen lassen bis zu Michaelis, wo ich diese Schulden und noch künftig zu machende unfehlbar zu bezahlen im Stande sein werde. — Also zu dieser — großen Summe verlange ich von Ihnen keine Beihülfe — aber zu Folgendem müssen Sie mir Ihre Hülfe nicht abschlagen. Ich muß alle Wochen die Wäscherin bezahlen, die nicht borgt; ich muß zu früh Milch trinken; ich muß meine Stiefeln vom Schuster besohlen lassen, der ebenfalls nicht borgt; ich muß meinen zerrissenen Biber ausbessern lassen vom Schneider, der gar nicht borgt; ich muß der Aufwärterin ihren Lohn geben, die natürlich auch nicht borgt — und dies muß ich nur jetzt Alles bezahlen und bis auf Michaelis noch weit mehr! Nun sehen Sie, zur Bezahlung dieser Sachen werden Sie mir doch hülfreiche Hand leisten können? — ich wüßte gar nicht was ich anfangen sollte, wenn Sie mich stecken ließen. Ich mag ja auch nicht viel; acht Thaler sächsisch sollen mich zufrieden stellen und gewiß werd' ich dann Ihre Hülfe nicht mehr so nöthig haben. Denn das dürfen Sie nicht glauben, daß mein Mittel, Geld zu erwerben, nichts tauge; weil es etwa noch nicht angeschlagen hat. O nein! durch eben dieses getraue ich mir, mich zu erhalten; und es kommt nur auf den Anfang an." —

Aber noch vergingen einige Monate, ehe dasselbe anschlug. Der Dichter übernahm es diesmal selbst, sein Manuscript den Verlegern anzubieten; aber die persönlichen Bemühungen eines unbekannten und unscheinbar aussehenden Studenten mußten bei den Leipziger Buchhändlern ganz fruchtlos sein, zumal das Buch selbst leicht als ein nicht viel Absatz versprechendes zu erkennen war. Der Buchhändler sind wenige, welche einen Genius in seinen Embryonen zu erkennen fähig sind und durch Unterstützung in dessen ersten Versuchen mit großartigem Speculationsgeiste spätern Vortheil aussäen mögen, überhaupt und in einer Bücherhandelsstadt ganz besonders. Der Jüngling hatte aber so viel Zuversicht gewonnen, daß er diesmal sich nicht abschrecken ließ, als er erfolglos bei den meisten Buchhandlungen in Leipzig persönlich mit seinem Manuscript die Runde gemacht hatte, sondern sein Buch der Post anvertraute, um sein Glück auswärts zu versuchen. Glücklicher Weise verfiel er sogleich auf den Verleger von Hippel's Werken, den Buchhändler Friedrich Voß in Berlin, und durch eine seltsame, aber natürliche Verkettung der Umstände sollten Hippel's Schriften, die, wie wir früher sahen, dem Dichter geistig zuerst den Anstoß zu der für ihn passenden schriftstellerischen Thätigkeit gegeben, auch äußerlich zuerst denselben in Stand setzen, auf dieser Bahn fortzugehen, unwiderruflich dieselbe zu seiner ausschließlichen Lebensbestimmung zu wählen, und zwar vermittelst ihres Verlegers; indem sowohl Jean Paul zu diesem das erste Zutrauen faßte, als auch dieser am ersten in die eigenthümliche, und doch der Hippel'schen so sehr ähnliche, Art und Weise Jean Paul's eingehen konnte.

„Während deß nahm der Winter mit seiner und meiner Armuth zu, und während der Reise des jungen Büchelchens stand der Vater desselben viel von dem aus, was man im gemeinen Leben ungeheizte Oefen und ungesättigte Magen nennt*)." — Aber der vereinzelte warme Sonnenstrahl, den das Schicksal in die zu kalte und dürftige Jugend des Dichters fallen lassen wollte, damit der zarte Keim nicht für immer vom Frost zernichtet würde, vielmehr so weit unter jenem Strahle emporschießen und erstarken könnte, um die nachherigen rauhen und langen Stürme auszudauern, bis endlich, wenn auch ohne vorherigen warmen Frühling, auch sein warmer Sommer kam — dieser Sonnenstrahl ließ nun nicht mehr lange auf sich warten. Als er in den letzten Tagen des November 1782 harrend in seinem kalten Stübchen saß, „klopfte endlich an der kalten Stube das Schreiben an, welches berichtete, daß der ehrwürdige Buchhändler Voß, der Verleger und Freund Lessing's und Hippel's, die beißige Erstgeburt mit Liebe in seinem Handelswerbhaus aufnähme, und sie so ausrüsten werde, daß sie zur Ostermesse in Leipzig zu den andern gelehrten Kreistruppen und enfans perdus stoßen könne. — Was er denn redlich, wenigstens zu meinem Vortheil, gehalten**)." — Sein ganzes Leben hindurch blickte Jean Paul auf diesen Augenblick mit der innigsten Rührung und Dankbarkeit zurück, und es gehört derselbe zu denen, wegen welcher er, um sie zu schildern, ganz besonders seine Selbstbiographie zu schreiben sich sehnte.

---

*) Siehe Vorrede zu den Grönländischen Processen 2. Auflage.
**) Ebend.

Schon das Honorargebot, das Voß ihm that, und welches, funfzehn Louisd'or für eine so kleine, dem größern Publicum nicht bestimmte, Arbeit eines unbekannten Jünglings, damals besonders für ein außerordentliches gelten kann, beweist, daß Voß sich in dem oben angegebenen Verhältniß zu dem Jünglinge betrachtete. Aber er bewilligte nicht nur dem Letztern, der in seiner vollkommenen Unkenntniß des literarischen Handels noch größere Hoffnungen gehabt, wahrscheinlich auch von dem aufmunternden Briefe des neuen Verlegers ermuthigt, mit Anführung seiner tiefen Armuth, noch um einen sechszehnten Louisd'or gebeten, sogleich diesen, und schickte am 17. December das Geld voraus; sondern schrieb ihm auch, daß er sich freue, etwas zur Erreichung seiner Absichten beigetragen zu haben, was er auch ohne Rücksicht auf seine neunzehn Jahre gethan haben würde; er finde es nur jetzo desto merkwürdiger, „daß der Bart, der noch dem Vater fehle, schon so früh die scharfen Zähne des Kindes bekleide," er schätze ihn und sei von ganzem Herzen sein Freund.

Da nun Voß außerdem sich erbot, einen zweiten Theil der Grönländischen Processe, den der junge Richter erst ausarbeiten sollte, für die Michaelismesse desselben Jahres ebenfalls in Verlag zu nehmen; da der Letztere nun fest überzeugt war, daß, die Bahn einmal gebrochen, ihn dieselbe, ohne Aufenthalt, immer sicherer und rascher zum Ziele führen werde: so war hierdurch sein Lebensschicksal entschieden. Weit weg warf er von sich die Theologie, die philosophischen Studien, er entschloß sich fortan und ausschließlich nur seiner schriftstellerischen Thätigkeit

zu leben, trieb und las nichts als was dahin einschlug. Dazu kam, daß Voß die Exemplare der Grönländischen Processe so äußerst schnell in seine Hände lieferte, daß er bereits am 20. Februar 1783 eines derselben an Vogel nach Rehau mit jenem Briefe, dessen wir bereits oben gedachten, abschicken konnte. Seine Freunde bereitete er jetzt nur allmählig darauf vor. Der Mutter aber, welche von ihm verlangt hatte, daß er während der Pfingstferien in Hof predigen möge, erwiederte er im April: „fast mußte ich lachen, als Sie mir den erbaulichen Antrag machten, mich in Hof in der Spitalkirche hören zu lassen. Denken Sie denn, es ist so viel Ehre, zu predigen? Diese Ehre kann jeder miserabele Student erhalten und eine Predigt kann Jeder im Traume machen. Ein Buch zu machen ist doch wohl zehnmal schwerer. Sie wollen wissen, was ich für Bücher schreibe? Es sind weder theologische noch juristische; und wenn ich Ihnen auch den Namen hersetze, so ist's Ihnen damit doch nicht deutlich: Satyren oder spaßhafte Bücher sind es.“ Mit diesen spaßhaften Dingen war allerdings einer besorgten Predigerwitwe nicht gedient, die nichts Höheres kannte, als einen Geistlichen, und, wie die Mutter des Quintus Fixlein, mochte sie den Sohn in ihrer Vaterstadt glänzen und berühmt sehen und als eine andächtige Zuhörerin unter der Kanzel sitzen, von der ihr Sohn herunterpredigen sollte. Sie wiederholte daher dringender ihre Bitte, so daß der Sohn sein Selbstgefühl auf folgende komische Weise aussprach: „Sie haben mir eine Strafpredigt gehalten, damit ich in Hof eine Bußpredigt halten soll. Sie glauben, es ist so leicht ein satyrisches Buch zu

schreiben. Denken Sie denn, daß alle Geistlichen in Hof eine Zeile von meinem Buche verstehen, geschweige machen können? Glauben Sie, daß ich umsonst so viel dafür habe bezahlt erhalten? Und daß der Pfarrer in Rehau und Andere die Sache nicht verstehen, welche mich so sehr deswegen loben? Ich verachte die Geistlichen nicht, allein ich verachte auch den Leinweber nicht; aber ich mag doch keiner werden. Ich getraue mir noch Bücher zu schreiben, wo ich für ein einziges so kleines, wie das jetzige, 300 Thaler sächsisch bekomme." — Einen Monat später dagegen an Vogel: „Den Plan meines Lebens wollen Sie wissen? Das Schicksal wird ihn erst entwerfen; mit meinen Aussichten verträgt sich keiner und ich schwimme auf dem Zufalle ohne Steuerruder herum, wiewohl darum nicht ohne Segel. Ich bin kein Theolog mehr; ich treibe keine einzige Wissenschaft **ex professo**; und alle nur, in sofern sie mich erziehen oder in meine Schriftstellerei einschlagen; und selbst die Philosophie ist mir gleichgiltig, seitdem ich an Allem zweifle" (in Folge der analisirenden satyrischen Thätigkeit).

Er machte sich sogleich an die Ausarbeitung des zweiten Theils der Grönländischen Processe, in welchen er sich zu vermeiden vorsetzte, was er als Fehler des ersten Theiles betrachtete, nämlich die Ueberfülle an Antithesen und Gleichnissen, und jene Disharmonie zwischen Bitterkeit und Scherz, das heißt, jene falsche Ironie. Zugleich glaubte er aber einen Theil seines Geldes benutzen zu müssen, um sich in dem damaligen Körner'schen Garten ein Sommerlogis zu miethen. Mit richtigem Tacte fühlte er wohl, daß der früheren Arbeit die leichte Heiterkeit ab-

gegangen, und daß dieser Fehler auch in den Einwirkungen seiner beengenden Umgebungen seinen Grund gehabt hätte. So wollte er versuchen, auf diese Weise jenen Uebelständen abzuhelfen, und unter dem Einflusse einer Natur, die ihm in den künstlichen Gärten im Gegensatz zu den rauhen Naturschönheiten seiner Heimath um so reizender erscheinen mußte, seinen Satyren die vermißte Seelenheiterkeit zu verschaffen. Uebrigens ist es auch äußerst bemerkenswerth — und dieser Umstand hatte gewiß auch Antheil an dem Begehren nach dem Genuß der milden Frühlingsnatur — es ist, sagen wir, äußerst bemerkenswerth, daß jener Glücksschein sogleich sein Herz zu erwärmen begonnen und eine ernste schmerzliche Sehnsucht, ein weiches liebevolles Gefühl erzeugt zu haben schien, das seine Phantasie allmählig nach einer höheren Richtung hinlenkte, die mit dem Witz und der Satyre ganz allmählig in Widerstreit gerieth. Die Satyren des zweiten Theils der Grönländischen Processe tragen bereits den Einfluß davon an sich. Zwar brachen nur von Zeit zu Zeit solche Blitze von Schwermuth und Zwiespalt seines Inneren aus. Aber schon gleich nach dem Druck des ersten Theils der Grönländischen Processe findet man Spuren, wie sich in seinem Innern zwei Doppelwesen von einander zu sondern begannen, von denen das eine in Ernst, Liebe und Milde aufbauen, und das andere in Zorn, Kraft und Spott niederreißen wollte. Aber das erste, ohne Nahrung und Pflege, und an sich schon das schwerere, mußte noch lange dem letzten den Platz räumen, konnte dieses erst in seinen Aeußerungen nur mildern, worauf später beide entgegengesetzte Kräfte, als sie

gleich stark geworden, sich einander aufhoben oder sich gewissermaßen beide gegenseitig zum Schlummern zwangen, bis in den humoristischen Darstellungen beide neben einander und von einander ungefesselt sich ergießen konnten. Dies ist in Kurzem Jean Paul's innere Geschichte von dem zweiten Bande der Grönländischen Processe an bis zu der „unsichtbaren Loge." Daß der Dichter aber in der Zeit, in welcher wir jetzt stehen, nicht durch seine Satyren schon sich ganz dessen entlud, was in ihm drängte, wie stark auch dieser Zwiespalt mannichmal schon hervorbrach: beweisen folgende zwei Stellen in dem eben berührten Briefe vom 1. Mai, an welchem er bereits in seinem Gärtchen war, und die dicht neben einander stehen: „Aber mein Herz ist mir hier so voll! daß ich schweige." — Und: „In künftigen Briefen, auf die ich mehrere Zeit wenden kann, will ich Ihnen vom Skepticismus und von meinem Ekel an der tollen Maskerade und Harlequinade, die man Leben nennt, schreiben. Ich lache jetzt so viel, daß ich zu denken kaum Zeit habe; ich übe mein Zwerchfell auf Kosten meines Gehirns und meine Zähne verlernen über das Beißen das Käuen." —

Aber er wurde nur leider zu bald aus seinem Gartenparadiese vertrieben, und zwar in Folge des ersten Beispiels von dem, was Otto mit so großem Recht sein „Kleidermärtyrerthum" nennt, welches Jean Paul mit bewundernswerther Standhaftigkeit ertrug, bei welchem die Selbstständigkeit, die Unbeugsamkeit seines Charakters, sein Mannesstolz und sein bürgerlicher Muth auf die härtesten Proben gestellt wurden und wobei er gar deutlich zeigte, wie schwer ihn die größten geistigen und materiel-

len Entbehrungen zum Aufgeben dessen, was er als nützlich und gut erkannt, zu bewegen im Stande waren.

Ein Magister Gräfenhain fand den Mitgenießer des Gartens unbequem, führte bei dem Besitzer desselben Beschwerde über des Jünglings anstößige, angeblich die Sittsamkeit beleidigende, Brustentblößung und verlangte besonders, daß derselbe auf seinen Spaziergängen den Umgebungen seines Wohnhauses sich nicht nähern sollte. Der Besitzer ging in die Klage ein, und verlangte von dem Jüngling entweder Aenderung der Kleidung oder Nichtbesuch des Gartens. Ermüdet von den desfallsigen Zänkereien in einem hin- und hergeführten Briefwechsel, gab dieser endlich zwar sein Sommerquartier auf, und bezog wieder sein Stübchen in der Stadt, jedoch nicht, ohne in einer Aufwallung seines verletzten Selbstgefühls, und den langen unglücklichen Stillstand seiner literarischen Thätigkeit, der nicht lange darauf eintrat, nicht ahnend, dem ihn vertreibenden Leipziger Magister zugerufen zu haben: „Sie verachten meinen geringen Namen, aber merken Sie ihn auch: denn Sie werden das letzte nicht lange gethan haben und das erste nicht mehr thun können. Ich scheine unverständlich, um nicht unbescheiden zu erscheinen." —

Doch es standen ihm kurz darauf noch härtere Proben in diesem Kleidermärtyrerthum bevor. Nachdem er aus seinem Garten vertrieben war, reiste er auf mehrere Wochen nach Hof, vorzüglich wohl auch, weil es ihn anzog, in seiner Geburtsgegend als ein gedruckter Autor die Süßigkeiten des Triumphs zu genießen. Aber wie sehr wurde ihm derselbe verkümmert! Er hatte vergessen,

daß nicht bloß sein offener Hals dort das tiefste Erstaunen erregen würde, sondern daß sogar noch die Zöpfe, welche in den Ebenen von Leipzig allgemein zu verschwinden angefangen hatten, an den Voigtländischen Gebirgen noch in höchster Blüthe standen, noch über ein Jahrzehend dort hängen blieben, und erst durch die französische Revolution und durch die Ohnehosen mit Titusköpfen ausgetrieben wurden. — Als er nun nach Hof kam, so war das Erstaunen in seiner Familie über den mangelnden Zopf übergroß; aber die andern Einwohner ließen ihm ihre Erbitterung darüber so fühlen, daß Richter in einem Briefe an Oerthel nach Leipzig in einer höchst bittern Allegorie dies Verhältniß schilderte, indem er die Urtheile einer Stadt über einen Ankömmling meldet, der statt des Esels auf der Narrenkappe, welchen die Honoratioren trugen, einen Maulesel darauf hatte anbringen lassen.

„Der Superintendent," schrieb er, „sagte bei seinem Anblick: der junge Mensch verachtet die Geistlichen, denn er verachtet die Esel; Gott bessere sein Herz! — und vorher seinen Zwölffingerdarm, sagte der rothe Doctor darauf; der ja mit altem Unrath seinen Kopf verrückt. Wenn Hippokrates nicht Unrecht hat, so wird das Blut eines Esels, welches die Tollheit heilen soll, ihn bald das Bild desselben lieben lehren. — Die Weiber sagten: der Mensch ist ein affectirter Affe, denn er hat keinen Esel. Alle Bürger sagten: wer keinen Esel trägt, ist ein Esel; dieser Kerl trägt sogar einen Maulesel, er ist also, Gott sei bei uns! ein Maulesel." — Der Ehrgeiz dieses Narren sog sogar aus Tadel Nahrung;

er war so stolz, eine Narrheit zu haben, welche die Narren tadelten, daß er die ganze Sache seinem Freunde Oerthel schrieb. Aus dieser Allegorie, die dem Gegenbilde bis auf die kleinste Biegung anpaßt, wirst Du die Folgen kennen lernen, die mir meine Tracht in dieser Stadt zugezogen. Ein Esel bedeutet wie bekannt einen Dummen, und ein Pferd einen Klugen, zwischen beiden steht der Narr, der Maulesel, mitten innen."

Wenn jedoch der Jüngling das Urtheil der Kleinstädter leicht verachtete, so ward jedoch seine Selbstständigkeit auf eine sehr harte Probe gestellt, als auch sein verehrter Freund Vogel sich gegen ihn erklärte, der auf das tiefste über die mißbilligenden Urtheile, welche von allen Seiten über seinen geliebten Schützling, selbst von Seiten der Schwarzenbacher Freunde, ihm zu Ohren gekommen, erschrocken war. Vogel selbst sah freilich über die Ursache desselben hinweg, aber er liebte den Jüngling zu sehr, um es nicht auf das Schmerzlichste zu empfinden, wenn nicht alle Welt demselben die gleiche Hochachtung zollte; er mochte glauben, daß ein Wort von ihm genügen werde, den Jüngling zu einer Aenderung seiner Kleidung zu bewegen, und erklärte ihm daher in einem Schreiben: er würde ihm den verlangten Pope nur unter jener Bedingung der Kleideränderung verabfolgen lassen; denn er hasse die Engländer, seitdem sein Freund unter dieselben gegangen sei. Aber wie sehr mochte er über den Widerstand erstaunen, den er bei dem Jüngling traf; denn dessen ganzes Wesen empörte sich gegen eine, auf diese Weise ihm selbst von einem geachtetsten Manne aufgedrungene, Anforderung. Beide geriethen über diesen

Gegenstand in einen sehr lebhaften Briefwechsel, in welchem Jean Paul mit Vernunftgründen die Nützlichkeit seiner Tracht und besonders den Satz: daß man in seinen Handlungen auf Meinung, Mode und Vorurtheil durchaus keine Rücksicht nehmen dürfe, hartnäckig vertheidigte, während Vogel die Lebensklugheit und die daraus erwachsenden Vortheile, und besonders die Entbehrung des Umgangs und der Hochachtung der Mitmenschen, ihm zu Gemüthe führte. Der Jüngling aber beharrte fest auf seiner Ansicht, und mochte dabei sogar die ihm so werthe und nützliche Freundschaft des geistreichen Pfarrers auf's Spiel setzen, dessen wohlwollendes Herz aber den Bruch verhinderte, indem er des Jünglings gereizter Empfindlichkeit und Schärfe die liebevollsten Versicherungen, daß es ihm nur um die Achtung und Ehrung seines jungen Freundes zu thun sei, entgegenstellte. Ja er entwaffnete denselben dadurch so, daß dieser die Streitschriften mit dem Versprechen eines persönlichen Besuchs beendigte. Wiewohl er nach Verlauf von sechs Jahren, als er Mann geworden, nach mancher trüben Erfahrung die Richtigkeit von Vogel's Ansicht einsah, daß man, ohne seiner geistigen Selbstständigkeit und dem wahren Mannesstolze etwas zu vergeben, in Aeußerlichkeiten sich dem Vorurtheile fügen dürfe, wenn man damit Höheres austausche, — wie wohl er darum nach Verlauf jener Zeit freiwillig seine Kleidung änderte und Vogeln dessen früheres Rechthaben eingestand: — so behielt er dennoch bis in sein Alter die Ueberzeugung, daß der ein erbärmlicher Jüngling sei und einen erbärmlichen Mann verheiße, welcher in gleichem Falle nicht eben so

hätte handeln wollen, als er; und es war wohl vorzüglich die Erinnerung an diesen, von ihm selbst erlittenen Vorfall, welcher dem Verfasser erst vor Kurzem bekannt wurde, was ihn zu dem, in der Einleitung zu diesem Werke gelegentlich erzählten, Benehmen in Dresden veranlaßte, als das ähnliche Verhältniß seines Neffen zu dessen Vormunde ihm bekannt ward.

Die Bitterkeit, mit welcher der Jüngling zum Theil diesen Briefwechsel mit Vogel führte, deutet nun auf eine Steigerung der Mißstimmung seiner Seele, in Folge jenes so eben erst erwähnten Zwiespalts zwischen den Bedürfnissen seines Herzens und den allen Ernst zersetzenden Witzspielen seines Verstandes, oder vielmehr, um mich eines sehr bezeichnenden musikalischen Ausdrucks zu bedienen: der Kopfstimme seiner Phantasie; wobei wir uns die ernste Poesie als eine Intonation der Brust-stimme der Einbildungskraft vorstellen. Ueber diesen Zustand und dessen Gründe haben wir einen merkwürdigen Brief aus dieser Zeit, mit dem er die Ueberreichung des ersten Bändchens der Grönländischen Processe an einen, von ihm sehr verehrten, Arzt begleitete:

„Sie nennen mich,“ schreibt er, „keinen hochgelehrten Herrn; darum nenne ich Sie meinen Freund und schreibe an Sie in einem andern Tone, als in dem der Höflichkeit, die gleich der Schlange zwar geschmeidig, aber eben so kalt ist. Doch ehe ich weiter gehe, muß ich einen Argwohn heben, zu welchem Sie die Schreibart meiner Briefe vielleicht berechtigen könnte. Meine Schriftstellerei hat meine Gedanken, meine Sprache an Wendungen gewöhnt, deren Gezwungenheit mit Wärme des

Herzens so sehr zu streiten scheint. Antithesen und Gleichnisse sind nun in mein Gehirn eingewurzelt, daß sie selbst meinen Träumen anhangen, die Sprache meines Herzens mit Gallizismen verunstalten. Wenn ich daher nicht so warm schreibe als ich fühle, wenn die Ergießungen des Herzens auf ihrem Wege durch den Kopf an Wärme verlieren, so wissen Sie die Ursache. Warum fehlt mir doch die simple Natursprache des einzigen, guten, treuen Rousseau, um Ihnen zu sagen, daß Sie mein Herz ganz haben, daß Ihre Antwort meine Hoffnung übertroffen, daß ich gewiß überzeugt bin, wie Sie. O! ihr neuen empfindsamen Gecken der Deutschen, die ihr mit den Mädchen weint, um mit ihnen zu buhlen, und mit dem Freunde, um in etlichen Minuten zu zanken: warum raubt ihr Andern, deren Herzempfindung nicht nachäfft, aber fühlt, durch die Thorheit den Muth, eine gemißbrauchte Sprache zu reden! Mein Freund! man hat der erkünstelten Thränen so viele vergossen, daß man sich der wahren schämt, und die Empfindsamkeit scheint in Gefühllosigkeit überzugehen und auszuarten." —

Dieser äußerst merkwürdige Brief, vielleicht das köstlichste Material zur Erkennung der psychologischen Entwickelung und Heranbildung von Jean Paul's späterem Humor, läßt uns drei interessante Blicke in ihn zugleich thun. Zuerst erfahren wir, daß bereits eine ernstere poetische Natur in ihm erwacht war, jedoch noch so zart und jung, daß sie von der, durch die Umstände einseitig ausgebildeten und schon riesenstark gewordenen, spottenden und zersetzenden niedergehalten ward, ja der jüngere Bruder vor dem älteren, als ob er dessen eigenen Spott fürchte,

sich gewissermaßen schämte — der Embryo also so mancher späteren Darstellungen und ganzer Charaktere. — Dann sagt er selbst: wie ihm jene Form und Kraft noch ganz und gar fehle zum Aussprechen und Gestalten ernster Empfindungen und Gebilde. — Endlich deutet er am Schluß, wo er von dem wahrscheinlichen Uebergange der Empfindsamkeit in Gefühllosigkeit spricht, prophetisch eine sehr bald eintretende Epoche an, und in ihr den Anstoß zum endlichen Hervorbrechen seines gewaltigen Ernstes. Letzterer war nämlich der Ueberzeugung, daß es Pflicht geworden sei, jener Gefühllosigkeit entgegen zu arbeiten, und diese gab dem in ihm wohnenden Ernste die Stärke und die Kraft, jene Furcht und Schaam vor dem eigenen Spotte entschlossen von sich zu werfen und jenem wenigstens mit gleichen Kräften nachzuringen.

Der Aufenthalt des jetzt zwanzigjährigen Jean Paul während dieser beiden Monate in Hof gab aber eine noch auffallendere merkwürdige Gelegenheit, ihn in ein Gedränge zwischen seinem Herzen und seinem Kopfe zu bringen. Während er auf der einen Seite nicht nur an den ironischen und satyrischen Aufsätzen zu dem zweiten Theile der Grönländischen Processe arbeitete, sondern noch außerdem durch einen in der Absicht, sich von außen zu Einfällen anregen zu lassen, geführten Briefwechsel mit seinem in Leipzig zurückgebliebenem Freunde Oerthel die Kraft und den Reichthum seines Witzes zu vermehren suchte, entspann sich zwischen ihm und einem Mädchen in Hof, seltsam genug! ein Liebesverhältniß. Wie und auf welche Weise, ist uns durchaus ganz unbekannt, und wir fanden nur, nicht ohne eigenes Erstaunen, aus dem

Nachlasse mitgetheilt einige Briefe, die theils bei der Rückreise nach Leipzig, theils von dort aus an dieses Mädchen, Sophie geheißen, geschrieben. Sie deuten nicht bloß auf ein gegenseitig erklärtes Verhältniß, sondern sprechen auch sogar von einem Ringe, welchen der Jüngling erhalten hatte.

In den Briefen an Oerthel findet man nur sehr wenige Spuren einer weicheren Empfindung, und die Briefe an die Geliebte selbst sind so steif, kühl und gedankenarm, als wenn sie ein wohlgesetzter beamteter Vierziger geschrieben hätte; nur mit dem Unterschiede, daß auch in diesen Liebesbriefen Antithesen und Witzkürze Platz fanden. Wenn man sich zurückruft, mit welcher Gluth der Erinnerung er jenes kindische Verlieben und jenen Eindruck des einem Bauermädchen geraubten Kusses beschrieb, wenn man an die Feuerfarben denkt, mit welchen er später in seinen Darstellungen höherer Liebe die Herzen der ganzen deutschen Frauen- und Jünglingswelt gleichsam siedete — so mag man ihn nicht ohne lächelnde Verwunderung einer in der dritten Person der Mehrheit höflich angeredeten Herzensdame schreiben sehen: Daß er „die Gegenden bald verlassen würde, die ihm nichts Schönes darböten, außer der Person, die sie auch verlassen wolle;“ „daß er bald weiter von ihr sein würde, um ihr früher wieder nahe zu sein;“ „daß er zwar nicht noch einmal Abschied nähme, weil Schmerzen ihn lehrten, er habe ihn schon einmal genommen; aber daß er sie noch einmal im Bilde küsse“ u. s. w. Ferner: „Danken möge er ihr nicht eher, als er das Glück genieße, wofür er danke.“ Zugleich raisonnirt er über die

Liebe gegen sie also: „In der Liebe ist Ihr Loos, Gütigkeit zu erweisen, und meines, dafür zu danken; Sie äußern die Ihrige durch Geben, ich die meinige nur durch Annehmen, und alle Ihre Reize bezahle ich mit nichts, als meinem Herzen. Leben Sie wohl, nicht nur so lange, bis Sie mich glücklich machen, sondern auch, bis Sie es Selber sind. Unendlich wärmer als jetzt werde ich Sie morgen versichern, daß ich bin Ihr" u. s. w. Hierauf folgt eine Nachschrift und folgendes Raisonnement über die Nachschrift: „Nur die Liebe sollte in Briefen das Recht haben, Postscripte zu machen, denn nur sie kann niemals ihre Materie erschöpfen. Wenn die Geliebten sich sehen, so spricht Alles an ihnen; was die Zunge nicht sagt, sagt das Auge, und die küssenden Lippen vollenden das, wozu die Augen und die Zunge stumm waren. Demungeachtet sprechen sie für einander noch zu wenig; wie viel weniger können sie sich satt sprechen, wenn sie schreiben, wo sie mit nichts, als den Federn, sprechen können! Der Bote eilt; ich muß schließen. Die Gegenwart eines Andern unterbricht bei mir alle Empfindung. Morgen wird sie Niemand unterbrechen." —

Als er Anfang August nach Leipzig zurückgereist war, ließ er seine Geliebte bis zur Mitte Septembers auf einen Brief warten, und entschuldigte sein Stillschweigen damit: „daß er seine Silhouette nicht eher habe mitschicken können, daß die Verfertigung seines Buchs ihn abgehalten habe;" und fast komisch erscheint dabei, daß er ihr ein besseres Bild von ihm in dem zweiten Theile der, nur Satyren über Schriftstellerei enthaltenden, „Grönländischen Processe" zu übersenden verspricht, und

daß er sie schließlich bittet, die Stärke ihres Geistes, welche sie so sichtbar vor andern „Frauenzimmern" auszeichne, zur Bekämpfung der Sehnsucht, ihn in Leipzig zu sehen, anzuwenden, in die sich bei ihr, nicht wie bei ihm, Süßigkeiten mischten. Was Wunder, daß die Schöne, welche wirklich geliebt zu haben scheint, und wahrscheinlich durch das zuerst entgegenkommende Offenbaren ihrer Neigung den Jüngling in dies Verhältniß gebracht hatte, dieser kühlen Liebe überdrüßig wurde und ihren Ring schon im October zurückforderte unter dem Vorwande: daß die Mutter denselben zu sehen verlangt habe. Die Kälte, mit welcher dies geschah, mochte des Jünglings Eitelkeit erregen und seine dadurch angefachte Phantasie ihm das Gut, das er nun verlieren mußte, in die Vergangenheit als ein schöneres zurückstellen, als es ihm in der Gegenwart gewesen war. So nahm er, nachdem sie auf weitere Briefe nicht mehr geantwortet, von ihr Abschied, und hatte erst in diesem letzten Schreiben einige Aeußerungen wirklich warmer Empfindung. „Er wolle sie so still verlassen," schreibt er, und hier blickt der spätere Jean Paul mit einem Auge hinter dem dicken Nebelvorhange seines trüben Lebensmorgens hervor, „er wolle sie so still verlassen, als man das Grab derer verließe, die man liebte und nimmer lieben könne. Sie entzöge ihm ihre Liebe, aber doch nicht ihr Bild, das in seinem Herzen länger dauern würde, als jene in ihrem; könne sie doch die Freuden nicht zurückfordern, die er mit ihr genossen habe und welche die Erinnerung ihm täglich wiedergebären könne." Weiter scheint aber gar kein Nachhall dieses Vorfalls zurückgeblieben zu sein.

Außerordentlich waren die Hoffnungen, mit denen Jean Paul in der Universitätsstadt wieder anlangte, und Leipzig erschien ihm in einem so rosenrothen Lichte, daß er es in seinen Briefen bald „einen Ort mit vielen Reizen," bald gar „ein Paradies" nannte. Die Hauptsache war, daß er sicher erwartete, durch den fortwährenden Verkauf einer Reihe von Büchern ökonomisch in Stand gesetzt zu werden, sich alle die Genüsse zu verschaffen, zu denen Geld den Zutritt öffnet: Conzerte und Theater, den Besuch öffentlicher Orte, an welchen die vornehmern Stände sich versammelten. Ganz besonders aber wiegte er sich mit der noch süßern Aussicht, sich durch seine Bücher den Zutritt zu dem nähern Umgange mit ausgezeichneten Leuten verschaffen zu können, von denen damals, außer Platner, der, als Kunsttheoretiker sehr geschätzte, Hauptmann Blankenburg, vorzüglich auch der durch seine kleinen Dramen und seine liebenswürdigen Kinderschriften so berühmte Kreissteuereinnehmer Weiße, so wie dessen Componist Hiller und Andere hier lebten. Seine Phantasie mahlte sich Alles dies auf das reizendste aus, und die Stärke seiner hiernach erwachten Sehnsucht mag jeder nur einigermaßen von Phantasie Begabte ermessen, der eine längere Zeit als Jüngling unter ähnlichen Verhältnissen in dieser Stadt gelebt. Wir kennen, und damit versuchen wir die Sonnenseite des dortigen Lebens zu schildern, wir kennen keinen andern Ort, der, wenn jener früher beschriebene erste trübe und niederschlagende Eindruck überwunden ist, das Herz mit süßerer Ahnung der in seinem Schooß verborgenen höhern poetischen Freuden erfüllte. Die Abwesenheit eines Hofes und übermüthiger

Aristocratie und die Unabhängigkeit eines begüterten Kaufmannstandes geben dem dortigen Leben Sicherheit und Ungebundenheit, während die Universität und das literarische Treiben dem Kaufmann nothwendigerweise theils eine höhere Bildung wirklich mittheilen, theils ein höheres Interesse für eine solche wenigstens zur Schau zu tragen zwingen. Die Menge der dort versammelten Gelehrten, die Aemter, welche sie zugleich bekleiden, verschaffen, was so selten ist, dem gelehrten Stand in einer Handelsstadt vorzügliche Achtung. Das Bindemittel aber, in welchem beide Stände gleich mit einander wetteifern können, und welches sie daher auch am häufigsten zusammenführt, ist die Kunst. Da der Kaufmann nun besonders diejenige liebt, welche Versammlungen veranlaßt, in welchen er den Glanz seiner Wohlhabenheit zur Schau tragen kann, so ist es hauptsächlich die Musik, welche vorzüglich von jeher hier gepflegt wurde*). Außerdem ist die Galanterie dieser Stadt, in gutem wie in schlimmem Sinn, seit länger als einem Jahrhundert sprüchwörtlich bekannt. Die vorzugsweise innere und äußere

*) Diesen Umständen ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß Leipzig ohne irgend einen fürstlichen Zuschuß ein so bedeutendes glänzendes Institut, als die in ganz Deutschland berühmten Abonnementconcerte, ein halbes Jahrhundert durch alle Wechselfälle der bewegtesten Zeiten erhalten, und theils durch diese, theils durch die, vermittelst jener Concerte mit Stoff überreich versehene, Musikzeitung einen äußerst großen Einfluß auf die Ausbildung der Musik in ganz Deutschland übte, zumal da auch die Kirchenmusik durch das ebenfalls von der Stadt reich dotirte desfallsige Institut an der Thomasschule, an dessen Spitze hintereinander Männer wie Sebastian Bach, Hiller und Schicht standen, nichts weniger als vernachlässigt wurde.

Politur des weiblichen Geschlechts wird Niemand in Abrede stellen, wenn er auch sonst mit der Art derselben bei näherer Kenntniß nicht zufrieden sein sollte; aber sie, wie eine ungebundnere Tournure, ist die natürliche Folge jener Ständevermischung, und die übergroße Anzahl junger Leute aus dem gelehrten, dem Beamten- und dem Kaufmannstande, von keinem anmaßenden Militär in ihrer freien Bewegung gehemmt, und zu Verheirathungen geneigt und schneller geeignet, giebt natürlich zu einer Menge von ernsten und von vorübergehenden Verhältnissen zwischen beiden Geschlechtern Anlaß. Theater, Concerte und öffentliche Gärten werden darum um so lebhafter besucht; Musik ist auch hier besonders das Bindemittel, und sie dringt daher tiefer in alle Stände, selbst in den des Bürgers, in welchen der ärmere Student sich einführt, als irgendwo in der Welt. Die Anzeichen und Anklänge dieses Treibens berühren bald selbst den, welcher demselben ganz entfernt steht, und der Jüngling wird von einer mächtigen Sehnsucht nach Erlebnissen ergriffen, dessen Reize seine Phantasie um so poetischer sich ausmahlt, je weniger er sie in der Nähe kennt. Die prosaische Umgebung führt zu keinen weitern Ausflügen der vornehmen weiblichen Welt, und den Jüngling führt täglich sein Weg an Gärten und Lustorten vorüber, zu denen ihn Klänge und zierliche Gestalten locken. Der Sommer, der alle diese Freuden bringt und dem Armen die Besucher der, ihm im Winter verschlossenen, Versammlungssäle vor das Auge und das Ohr führt, macht ihn daher gewissermaßen zum theilnehmenden Zuschauer einer eben so großen Geselligkeit, als er sich den Winter

verlassen und verstoßen gefühlt. Wie sehr es besonders in unserm Jünglinge gedrängt hatte, alles dessen wirklich theilhaftig zu werden, was jene äußeren Anklänge ihm von fern ahnen ließen, wie sehr diese Sehnsucht in ihm gebrannt habe, und wie er wirklich in diesen Kreisen eine Art lebendig gewordener Poesie zu finden glaubte: darauf wird uns die Geschichte seiner späteren Jahre und die Besprechung eines noch spätern Dichtwerkes zurückbringen. Ging es doch Göthen, dem jeder Genuß hier zu Gebote stand, dennoch kaum anders, und das bekannte: „mein Leipzig ist ein klein Paris," ist eben so ernsthaft als scherzhaft gemeint. Dabei ist jedoch zu bedenken, daß hier von einer Zeit die Rede ist, hinter welcher mehr als funfzig Jahre liegen, während welcher sowohl Leipzig an Leben und Wohlhabenheit verloren, als andere deutsche Städte bei weitem mehr emporgekommen sind. Und doch hat der Verfasser oben nur den Eindruck geschildert, den seine, ihm ganz fremd gewordene, Vaterstadt auf ihn und mehrere seiner Jugendfreunde machte, mit denen er zusammen, in gleichem Alter wie früher Jean Paul, die Universität besuchte. Nur freilich war er nicht in so dürftigen Umständen, um nicht wenigstens einen Theil der erwachten geistigen Bedürfnisse, so weit sie Kunst und gesellige Anregungen durch Jugendfreunde betrafen, befriedigen, und damit die Phantasie wach und in Thätigkeit und die Sehnsucht, ohne vernichtenden Schmerz über zu große Entbehrungen, zu nähren und sich milder erhalten zu können. Die Ahnung nun und Hoffnung, daß ihm etwas Poetisch=Schöneres hier vorbehalten sein könne, mochte bei unserm Richter ebenfalls nicht wenig

dazu beigetragen haben, daß die Höfer Liebschaft ihm so wenig wahre Herzenswärme erregte.

Aber in dies erwachte Hoffnungsleben unseres Dichters griff nur zu bald wieder eine erstarrende eisige Todtenhand.

Der Augenblick der Erscheinung des zweiten Bändchens der Grönländischen Processe war darum für Jean Paul wiederum ein äußerst entscheidender. Realisirten sich die Hoffnungen, welche er sich von deren Erfolge gemacht hatte, wäre ihm von da an eine bescheidene Lage ohne Nahrungssorgen geworden, hätte er sich einigermaßen den Genuß jener Leipziger Welt, den Umgang mit geistreichen Männern, und, was besonders wichtig gewesen wäre, mit Frauen verschaffen können: sieben Jahre früher wäre seine Phantasie in ihrer höchsten Stärke und seine ernst-poetische Schöpfungskraft hervorgebrochen, und hätte in diesem ersten Frühling seines Lebens einen durchaus ganz andern Gang genommen. Seine jugendliche Seele hätte noch Alles in sich aufnehmen, jedem Anstoß folgen, jeder Form sich bemächtigen und der höchsten Kunstwerke fähig werden können. Es ist einer von den wahrhaft erstaunenswerthen Mißgriffen Otto's in Beurtheilung der geistigen Natur seines Freundes und deren Entwickelungsganges, daß er der Meinung war, Jean Paul würde sich ausschließlich der Satyre gewidmet haben, wenn seine damaligen satyrischen Arbeiten fortwährend Verleger gefunden hätten. Als wenn er damals mit den psychologischen Kenntnissen und Erfahrungen, den Erlebnissen und den Charakteren, die er in seiner abgeschiedenen armen Welt so sparsam und langsam einsammeln

mußte, an sich anders verfahren wäre, als später, wo er zuerst daraus das rührend gemüthliche „Leben des Schulmeisterleins Wuz“ und die so erstaunend ernste „unsichtbare Loge“ schrieb! — Allerdings hätte er noch eine Zeitlang satyrische und ironische Aufsätze geschrieben; aber sie wären nach und nach immer lebendiger, individueller, handlungsreicher, dramatischer geworden. Durch diese steigende Uebung und Ausbildung der Phantasie hätte er sehr schnell auf jenen Standpunct kommen müssen, auf welchem er bei Abfassung des Wuz stand und, was besonders bei seinem liebebedürftigen Herzen von Entscheidung gewesen wäre: er hätte sehr bald nicht bloß allgemeine Thorheiten, er hätte besondere, er hätte einzelne Charaktere ins Auge fassen müssen; und diese nur satyrisch, ohne ernste Liebe zu betrachten, geschweige zu schildern, wäre er nie im Stande gewesen. —

Eine Menge von Aeußerungen finden sich übrigens auch in seinem Nachlasse, welche sogar ausdrücklich andeuten, wie eigentlich schon von Zeit zu Zeit diese rein satyrische Thätigkeit ihm widerstand und ihm der Anstrengungen, welche sie ihm kostete, nicht werth erschien. Aber am meisten geht das aus den Arbeiten selber hervor, die sich von der ersten lyrischen Witzfülle nach und nach immer weiter entfernten. Und darin folgte er hauptsächlich dem innern Antriebe seines Gemüthes, wiewohl er dies mit den Regeln der Kunst und andern großen Mustern, die er jetzt sich wählte, vor sich selber erklärte.

Das zweite Bändchen der Grönländischen Processe, welches zu Michaelis 1783 erschien, und, obgleich viel schwächer als das erste, von Voß mit 126 Thalern be-

zahlt worden war, fiel unter diesen Umständen so aus daß Voß, der sich in seinen Erwartungen von den spätern Arbeiten des Jünglings getäuscht haben mochte, denselben aufgab, und fernere Sachen von ihm zu verlegen jetzt nicht mehr wagte. Man kann sich um so weniger darüber 'verwundern, als selbst Vogel dem Jünglinge nicht undeutlich zu verstehen gab, daß auch er das erste Bändchen vorziehe. Wenigstens sah sich doch gewiß Voß getäuscht in seinen Erwartungen, daß der Jüngling schneller Bücher schreiben würde, welche größeren Eingang bei dem allgemeinen Publicum finden müßten, als es bei dem ersten Theile der Grönländischen Processe hatte der Fall sein können; und selbst Vogel war nun gar auch der Meinung, daß besonders darin der erste Theil vor dem zweiten große Vorzüge gehabt habe.

Die Satyren des zweiten Bändchens litten noch bei weitem mehr als die des ersten an Armuth des Stoffs, während sie theils jener bittern Schärfe entbehrten, welche eine gewisse Gattung von Lesern anzieht, theils nicht ganz so viel Witzlyrik entfalteten, welche wiederum eine andere Reihe von Lesern so sehr hatte überraschen können. Beides letztere hatte nun zwar der Jüngling absichtlich zu entfernen gesucht, weil er es für Fehler hielt; aber da seine Satyren von ihm nur auf diese Weise jene originelle Kraft und jenen Phantasiereichthum zur Zeit noch erhalten konnten: so wurden die Satyren zwar künstlicher, aber auch kälter; und Voß mochte dies irriger Weise für eine Erschöpfung der anfangs übersprudelnden Kraft gehalten haben. Daß die Satyren im Publicum nicht viel Käufer gefunden, hatte wohl so einen erfahrenen Buchhändler nicht über-

raschen können. Denn an so allgemeinen satyrischen Aufsätzen, ohne alle Handlung, das heißt, ohne alle aus dem praktischen Leben angezogene und durchgeführte Beispiele, ohne alle Veranschaulichung durch individualisirende, wenn auch fingirte oder ideale, Persönlichkeit, konnten nur sehr Wenige Interesse finden. Wir wollen, was wir unter letzterem meinen, an einem Beispiel von einem älteren Satyriker und aus Jean Paul's späteren Arbeiten deutlicher zeigen. Wenn Rabener z. B. den Satz: „Kleider machen Leute" durchführt, so bringt er uns immer Personen in den verschiedenen Situationen handelnd vor's Auge. Bald macht er die Vorthür eines Ministers, bald eine Theaterloge auf, führt seine Leute bald in guter bald in schlechter Kleidung dort ein und aus, läßt sie reden, sich verbeugen, handeln, mit einem Wort: er dramatisirt. Eben so läßt Jean Paul in spätern Jahren, wenn er z. B. die kümmerliche Besoldung eines Schulmanns in ein, für die Machthaber lächerliches, Licht setzen will, irgend einem Rector, den er nennt, einen Brief an sich schreiben, in welchem derselbe seine Furcht vor dem Gewinnen eines großen Looses auseinandersetzt und, um zu beweisen, daß er ein solches Glück nicht werde ertragen können, den dürftigen Zustand seines Haushalts, seine und seiner Familie Lebensweise und Charakteristik, schildern. Montaigne selbst konnte sechs starke Bände solcher einzelnen Aufsätze schreiben, und doch immer mit neuem Vergnügen gelesen werden; aber dies macht: weil er erzählt, selbst wenn er, so zu sagen, mit sich allein spricht, und weil er nie vergißt, durch lebendige Beispiele aus dem Leben seine Gedanken zu erläutern. Wo sollte aber

der zwanzigjährige Richter aus Jodiß den Stoff zu einem so schnell auf das erste folgenden Bändchen hernehmen, und wo gar Figuren und Erlebnisse, seine Satyren zu beleben? Alle seine Gedanken und Vorstellungen concentrirten sich in der Anschauung des einzigen Standes, des literarischen nämlich, oder dessen der Schriftsteller, weil er jetzt selbst in denselben getreten war. In der ersten Zeit, seitdem er selbst ein Schriftsteller geworden, hatte wirklich gar nichts anderes für ihn zu existiren geschienen, und in seinem Kopf und seiner Einbildungskraft nichts als Bücher, deren verschiedene Schreibarten, Verleger, Recensenten u. dergl. m. gelebt. Diese mußten denn nun fast ausschließlich auch Stoff für die Satyren im zweiten Bande werden. Da nun aber leider Gegenstände der Art nur ein sehr geringes Publicum haben, für den größeren Theil desselben theils unverständlich, theils zu allgemein sind, weil der Schriftstellerstand, als ein solcher, an sehr vielen Orten nicht ein einziges Mitglied zählt: so müssen Satyren auf denselben durchaus speciellere Beziehungen haben, und zwar solche auf hervorragende Persönlichkeiten, oder gerichtet sein gegen irgend eine bestimmte Gattung wenigstens der Literatur, gegen irgend eine besondere vorherrschende Tendenz, sie müssen ganz besonders lebendig in die Gegenwart eingreifen: wenn sie gelesen werden wollen. Es gab nur einen Weg, das Mangelnde gewissermaßen zu ersetzen: durch erhöhte Kraft und Fülle des witzigen Ausdrucks, oder, wo der Geschmack verdorben ist: durch Derbheit desselben. Auf jenen war er bei dem ersten Bändchen durch sich selbst geworfen worden, als er bloß hierin dem Drange seiner

Phantasie nachgab. Statt bei der fortwährenden Armuth des Stoffs die witzige Poesie des Ausdrucks im Einzelnen weiter auszubilden, hatte er unglücklicherweise, ohne irgend eine Vorstellung von dem Publicum, welchem seine Arbeiten in die Hände gegeben werden sollten, nichts als die kunstgerechtere Vervollkommnung der Satyren im Ganzen vor Augen gehabt, wie solche von den Stoff-, Handlung- und Gestaltenreicheren, deren man bisher gehabt hatte, die Theoretiker forderten. Er hatte also die Ueberfülle des ersten Bandes zu entfernen und die Aufsätze ironischer zu machen, d. h. den Witz zu verstecken gesucht, und also selbst auf diese Weise die ihm so eigenthümlichen und originellen Tugenden vernichtet, durch welche eben witzige Erzeugnisse ohne Handlung und Charaktere Genuß gewähren. An Stoff ärmer und eintöniger, an Witzlyrik schwächer, mit schwerer zu verstehenden Einfällen, stellte sich das Buch dem Verleger wie dem Publicum dar; und es mag sich wohl Niemand wundern, daß dasselbe nicht im Stande war, dem ersteren die Hoffnung zu geben, es werde einen Theil der Aufmerksamkeit, welchen dasselbe auf sich zöge, noch als Ueberschuß auf den ersten Band zurückübertragen können. Sehr richtig fühlte dies der Pfarrer Vogel, als er dem Jünglinge, welcher das zweite Bändchen in dem Verhältniß für besser hielt, als es „kleiner und theurer“ war, zurückschrieb: „Die Satyren des zweiten Theils werden nur von Kunstrichtern der Literatur gelesen werden, und weil sie keinen Bezug auf die übrige Welt haben, so werden sie von dieser nicht goutirt werden; sie sind ein wenig zu hoch und verursachen Kopfbrechen — nämlich

den gewöhnlichen Weltbewohnern; denn was uns Mühe macht, was uns erst durch ein Fernrohr sichtbar wird, was erst aus dem Schooße der Erde tief herausgeholt werden muß, behagt gemeiniglich nicht. Letzteres kann gutes Gold sein, aber die klingende Münze, die auf dem leichten Wege einer Erbschaft erlangt wird, ist wünschenswerther." — Wenn nun Vogel, der an dem Jüngling ein freundliches Interesse nahm und der durch den plötzlichen schriftstellerischen und poetischen Aufflug desselben um so mehr überrascht worden war, als er von dessen Knabenalter an die prosaischen und hindernden Umgebungen seines Zöglings gekannt hatte — wenn Vogel eine solche Ansicht laut werden ließ; wenn wir selbst mit Mühe und Anstrengung jene satyrischen Aufsätze durchlesen, die wir doch überall das Interesse haben und das Vergnügen genießen können, die geistigen Embryonen eines so groß und uns so lieb gewordenen Dichters aufzusuchen: — so war es wohl kein Wunder, wenn die damalige Welt, der jene persönliche Theilnahme und jenes geistige Interesse für den Verfasser abging, denselben gar nicht beachten mochte. Man war ohnehin damals an gereimte Satyren gewöhnt, und kannte in Prosa nur erzählende, populär und gemächlich weitschweifig über das praktische Leben sich verbreitende witzige Productionen. Da nun, außer Rabener, selbst Lichtenberg, zu der Zeit gerade der Koriphe, in dieser Gattung arbeitete; da endlich von den Ausländern der erzählende, milder humoristische und dabei sentimentale Sterne (schon seit 1774 durch die Bode'sche Uebersetzung allgemein verbreitet) bei weitem mehr Anklang gefunden, als Swift: — so mußte

aus allen diesen Gründen jene neue Manier fast überall zurückgestoßen werden, denn sie entbehrte zumal jener Nebenreize, wie etwa einer interessanten Fabel, auffälliger Charaktere, besonderer individueller Beziehungen oder persönlicher Anzüglichkeiten, während noch obendrein die schwerverständliche Diction den Lesern Mühe machte.

Der Jüngling sah übrigens den Tadel Vogels nur zum Theil ein, und führt zu seiner Vertheidigung gegen ihn an, was er schon in der Vorrede zum zweiten Theil selbst angedeutet hatte: „daß er sich nämlich so lange mit Büchern abgeben müsse, als er die Menschen noch nicht genug kenne, um sie belachen zu dürfen und zu können. Aber während er in der Vorrede sage, daß, wenn der Satyriker Narren belache, die er nicht kenne, er den Hexen gliche, welche den Gegenstand ihres Zornes verwunden wollten, indem sie nur sein Bild aus Wachs verwundeten: so möchte er dennoch gern, daß Vogel die vierte Satyre des zweiten Bandes von seinem Tadel ausnähme.“ In dieser verspottet er unter allerdings höchst geistreichen Formen in einer „Bittschrift an das deutsche Publicum, enthaltend einen bescheidenen Erweiß von dessen Armuth an Thorheiten“ u. s. w. Fürsten, Hofleute, Edelleute und Weiber, von denen allen er nichts kannte, so daß dieser Spott darum eben auch nur allgemein, oder aus den in seinen Excerpten darüber enthaltenen Notizen geschöpft sein konnte. Er befand sich daher in dem äußerst schlimmen Dilemma, entweder Verhältnisse zum Gegenstande seiner witzigen Darstellungen machen zu müssen, welche weniger allgemein interessirten, oder solche, die er nicht genau kannte; ein Uebelstand, welcher dieser ganzen Thä-

tigkeit sehr bald ein Ende zu machen drohte. Denn wenn auch Otto die Unerschöpflichkeit seines satyrischen Reichthums daraus herleiten mag, daß er nach und nach drei und zwanzig Ironieenhefte angelegt habe, welche Stoffe zu auszuarbeitenden satyrischen Aufsätzen enthielten: so bedenkt er dabei nicht, daß dies in einem Zeitraume von sieben Jahren geschah, und daß in denselben sehr viel Wiederholtes, was schon in den Grönländischen Processen und in den Teufelspapieren stand, enthalten sein mußte. War dies doch sogar auf sehr merkwürdige Weise bereits der Fall in den beiden Bänden der Grönländischen Processe. Den Aufsatz, welchen wir als den besten in dem ersten Bande derselben erkannten, trifft man, in Stoff und Ideengang fast gleich, nur verschieden behandelt, im zweiten Bande wieder als einen „Beweiß: daß man den Körper nicht bloß für den Vater der Kinder, sondern auch der Bücher, anzusehen habe.“ Otto bedenkt ferner nicht, daß auf der andern Seite es ein sehr großer Unterschied ist, sich Gegenstände zur Behandlung vorzunehmen und zu entwerfen, und dann sie auszuführen. Bei Jean Paul's ganzer Art zu Sein, die ihn trieb, Alles, wozu er einen heftigen inneren Drang fühlte, um seiner selbstwillen zu thun, hätte er gewiß, ohne Rücksicht auf möglichen Druck und Verlag derselben, dieselben ausgearbeitet, wenn er die Ueberzeugung gehabt, daß die Ausführung seinen, in fortwährendem Mißverhältniß zu den ihm disponiblen Mitteln steigenden, Anforderungen entsprechen würde, und vorzüglich, wenn ihm nicht später die Stimmung seiner Seele und ein höherer Begriff von seinen Kräften dieselbe zuwider gemacht hätten. Aber

der Dichter hörte auf, jene reinsatyrischen Werke zu schreiben, als die Aussicht geschwunden war, dieselben gedruckt und honorirt zu sehen; und unter den gegebenen Umständen hätte diese satyrische Schriftstellerei äußerst bald ein Ende nehmen müssen, selbst wenn auch das folgende satyrische Werk sogleich einen Verleger gefunden hätte: denn dasselbe erhielt, selbst als es sechs Jahre später wirklich und, wie sich von selbst voraussetzen läßt, in einer während dieses Zeitraums mannichfach veränderten und verbesserten Gestalt erschienen, eben so wenig ein Publicum, als das erste. Das äußerst wichtige Resultat vom Drucke des zweiten Werkes für unsern Dichter wäre ein durch das Honorar möglich gemachter längerer Aufenthalt in Leipzig gewesen, der ihm vielleicht eine ihn in der größern Welt einführende Verbindung verschafft hätte. Dadurch wäre er früher in das ihm bestimmte Gebiet der Poesie geleitet und zu Werken veranlaßt worden, die ihm ein Publicum und Verleger zugeführt haben würden. Daß diese Werke immer weniger der satyrischen Gattung oder der witzigen angehört hätten, bemerkten wir schon früher aus dem Grunde, weil im geselligen Umgange sein Herz zu sehr berührt und erregt worden wäre, und weil gerade das Anschauen des Individuellen, welches ihn zu einen besseren oder geleseneren witzigen Schriftsteller hätte machen können, ihn zur Liebe, zu ernster Behandlung und zur Verklärung desselben hingerissen und begeistert hätte. Ein, vorzüglich mit Anlagen des Witzes und der Satyre begabter, Mensch übt solche unter allen Umständen. Jean Paul aber spottete nur der Menschen, so lange er nur wenige kannte und

nicht viele hatte, die er lieben konnte; er schrieb selbst später seine komischen Schriften in einem einsameren Aufenthaltsorte. In Weimar aber und in Berlin, und als er zum zweiten Male in Leipzig war, da, wo ganze Massen von Menschen um ihn sich drängten: da schrieb er den Titan. — Leider war damals aber schon die Jugend des Lebens dahin, das jugendlichere Mannesalter sogar bereits vorüber, ausgeschöpft und ausgehöhlt ohnehin durch eine Reihe in der Einsamkeit erzeugter Werke! —

Die Behauptung, daß ein mannichfaltigerer, belebterer und freundlicherer Umgang mit Menschen ihm sehr bald, vermöge der herzlichen Theilnahme, die er an den Menschen hätte nehmen müssen, sein Herz zum Ernst der Empfindung und Erfindung electrisirt haben würde, während das Zurückgestoßensein, oder wenigstens die Nichtbefriedigung durch das Wenige, was er von Menschen kannte, die Kälte des Witzes und der Satyre erzeugte und erhielt: diese Behauptung belegt nicht nur die spätere Zeit, wie wir genauer seines Orts darlegen werden, sondern auch sein eigenes Wort in dem Abschiedsbriefe an Vogel bei seiner Abreise von Hof. In diesem entschuldigt er seinen Mangel an Wärme und Unbefangenheit im Umgang, und sagt dann: „Mein Dank für die zeither geliehenen Bücher aber mag nackt auftreten, wie ich denn überhaupt mein Herz so sehr zu enthüllen pflege, wie den Busen, der es verhüllt. Zur Verhüllung beider kann mich bloß die Kälte zwingen." — Dabei ist das höchst auffällige Verhältniß zu seinen Jugendfreunden zu erwähnen; wiewohl der bereits vielbesprochene Hermann ebenfalls in Leipzig war, ebenfalls Bücher schrieb, und

ein ähnliches Schicksal mit demselben hatte, findet sich doch kein einziger Fingerzeig, daß Richter mit demselben auf eine so innige Weise und so viel umgegangen sei, als es in Hof auf der Schule der Fall gewesen. Denn wir sind nachträglich im Stande, aus einer in Hermann's Correspondenz später gefundenen Aeußerung zu belegen, was im vierten Kapitel über den nothwendigen innigen Verkehr Hermann's mit Richter auf der Schule in Hof gefolgert wurde. In einem Briefe desselben an Richter vom Jahre 1790 erinnert er sich, kurz vor seinem Tode, wehmüthig an die Schuljahre, wo er mit jenem so oft bis zu Mitternacht auf dem Schloßplatze in Hof in ernstem Gespräch herumgewandelt sei. Es ist darum sehr bemerkenswerth, daß Beide nicht schon in Leipzig jenes herzliche und liebevolle Freundschaftsbündniß geschlossen, das sich erst nach mehrern Jahren erzeugte. Daß die Schuld davon hauptsächlich an Richter's damaliger, von dem „Wetterkühlen" seines Witzes frostig gehaltenen, Stimmung gelegen: deutet sich aus einer andern Stelle Hermann's an, in welcher Hermann vom Leipziger Verkehr zwischen ihnen sich nur der „Witzschießen" des andern erinnert. Auch ein dritter Höfer Altersgenoß, Christian Otto, studirte mit ihm in Leipzig; aber dieser, dessen er nicht einmal im Vorübergehen gedenkt, blieb ihm noch einige Jahre ganz fremd. Zum Theil ist wohl auch an dieser Herzkühle Richter's gegen diese Altersgenossen sein Streben nach älteren und höher stehenden Freunden mit Schuld gewesen.

In der ersten Zeit jedoch, nachdem die abschlägige Antwort des Buchhändlers Voß auf den Antrag des

Verlags eines dritten Bändchens von Satyren eingegangen war, machte dieselbe den Jüngling nicht im mindesten in seinen Hoffnungen irre. Er war gleich nach Vollendung des zweiten Bändchens in der Ausarbeitung ähnlicher Aufsätze fortgefahren, und da er fest von der größeren Vollkommenheit derselben, oder vielmehr von deren größerem Kunstwerthe, überzeugt war, so zweifelte er keinen Augenblick daran, daß es ihm an andern Freunden und Verlegern um so weniger fehlen werde, als deren ja die ersten Versuche gefunden hatten. Seine vorzüglichste Hoffnung stützte er auf den bereits einmal erwähnten Aufsatz im zweiten Bändchen, unter der Ueberschrift: „Bittschrift aller deutschen Satyriker an das deutsche Publicum" u. s. w., auf welchen er einen sehr hohen Werth legte, und mit dem er eine neue Bahn betreten zu haben glaubte. Am besten spricht er sich selbst darüber aus in der Vorrede zu jenem zweiten Bändchen, eine Stelle, die wir hier zur bequemeren Verständniß wiederholen. „Der englische Juvenal Pope," sagt er, „reitet einen satyrischen Pegasus, welcher sowohl beißt als fliegt, und der ähnlich dem Kasuar, dessen Flügel mit Stacheln bewaffnet sind. Eine starke Einbildungskraft spornet immer so sein Lachen an, daß er ihm nie den Zügel zu halten vermag; daher in seiner vortrefflichen Dunsiade ihm die Ironie nicht*) immer gelingen können. Der englische Lucian Swift, dessen satyrische Dornen unter Weihrauch duftenden Rosen

*) Dieses „nicht" fehlt, als ein sehr schwerer Druckfehler, an einer Stelle in der Ausgabe der sämmtlichen Werke, wodurch der ganze Satz unverständlich geworden ist.

lauern, übertraf Pope in der Ironie zu sehr, um ihn in der Stärke des Ausdrucks zu erreichen, und wenn die Ironie seines Busenfreundes in vorbrennende Schüsse ausartet, so scheint Swift hingegen die Sicherheit des Herrn Regnier zu führen. Ueberzeugt, daß der Zufall sie ihm nicht losschießen könne, geht der Dechant mit derselben den Winkelzügen des Schwarzwildprets so lange nach, bis sie die Hoffnung, zu treffen, losdrückt. Nur muß er freilich zu einem einzigen satyrischen Hiebe oft in ganzen Seiten ausholen. Die Satyren dieser beiden Genies würde nur die übertreffen, welche ihre ausschließenden Vorzüge in gewissem Grade zu vereinigen übernähme. Die Vereinigung ist nicht unmöglich; allein zu ihrer Wirklichkeit (Verwirklichung) müßten vorher viele erbärmliche Versuche den Weg gebahnt haben. Für einen solchen Versuch bitte ich nun den Aufsatz: Ueber die Seltenheit der Thorheiten, anzusehen" u. s. w. — Er versuchte also, seinen lyrischen und poetischen Witz, den seine Dichternatur erzeugte, wie Pope, der ebenfalls zu den Dichtern im eigentlichen Sinne gezählt wird, mit der bei weitem prosaischeren Ironie Swift's, zu vereinigen. Indeß war der erstere ihm bei weitem natürlicher, während er sich zu dieser zurückhaltenden und kalten Ironie, in Folge von einmal so angenommenen Kunstgesetzen, zwingen mußte. Bei seiner hierüber ihm durch Reflexion gewordenen Ansicht erschienen ihm die früheren lyrischen Ausbrüche seiner witzigen Einbildungskraft fast verächtlich, und, den Tadel seines Freundes Vogel mißverstehend, glaubte er, daß derselbe ebenfalls seiner neuen Ansicht sei. „Sie haben Recht," schreibt er ihm, „wenn Sie von

den drei ersten Satyren etwa behaupten, daß darin des gezwungenen Witzes zu viel, die Aehnlichkeiten zu entfernt, der Ausdruck zu dunkel sei. Ich bin dieser witzigen Wollüste selber satt; nur zu sehr entstellen sie sogar meine vorigen Briefe an Sie. O wie lange muß man sich doch vom falschen Geschmacke irre führen lassen, wenn man keinem Freund begegnet, der uns zum wahren Geschmack zurückbegleitet! Aber die „Bittschrift um Thorheiten" ist von diesen schimmernden Mondflecken größtentheils gesäubert, und ich lebe daher der Hoffnung, daß Sie in Ihrer kritischen Conduitenliste darauf keine Rücksicht genommen haben. Fürchteten Sie aber dennoch, daß sie denen, die Ihnen ähnlichen, zu schwer zu lesen käme, so würden Sie mich fürchten machen, daß meine künftigen, die in eben diesem, ja in einem noch versteckter ironischen Tone geschrieben sind, noch schwerer scheinen würden. Ueber diese „Bittschrift" erwarte ich also Ihre deutlichere Kritik. Zu Ostern kommt kein dritter Theil heraus; aber wenigstens vor Michaelis ein ganz neuer und sehr dicker Band anderer Satyren unter einem ganz neuen Titel." — Er meldet also hiermit, daß er die folgenden Arbeiten ganz in der neuen, ihm doch einmal so unvortheilhaften, Manier, schreiben werde.

Das Erste aber, was er vornahm, als die Exemplare des zweiten Bändchens der Grönländischen Processe in seine Hände gekommen, waren Versuche, durch dieselben sich eben das zu verschaffen, wonach er am meisten sich sehnte: den Umgang und die Freundschaft ausgezeichneter Männer, solcher Freunde, die den, in der eben angegebenen Weise von neuem mit sich in Zwiespalt ge-

rathenen, Jüngling mit ihren Rathschlägen unterstützen soll-
ten. Das Gefühl seines Werthes war in dem so schüch-
ternen Jünglinge so hoch gestiegen, daß er dem Haupt-
mann von Blankenburg, einem bereits bejahrten Manne,
ein Exemplar seines Buchs mit folgendem Briefe zu-
schickte: „Der Verfasser dieses Briefs weiß seine Zudring-
lichkeit, Ihnen sich und seine Geburten bekannt zu ma-
chen, mit nichts als dem Gefühl von dem Werthe Dessen
zu entschuldigen, Der sie ihm vielleicht vergeben wird,
wenn Er aus dem älteren Producte sieht, daß der Ver-
fasser einen Lehrer der Kritik brauche, und aus dem jün-
geren, daß er einen verdiene. Hätte ich mir, dem Jahre,
Umgang und Vermögen fehlen, durch dieses gewagte Mit-
tel das Glück verschafft, Sie dann und wann sprechen
und nicht bloß der Schüler Ihrer wenigen Schriften sein
zu dürfen: so würde ich auch hoffen, mir das größere
verschaffen zu können, welches das Herz mit nichts ver-
tauscht, mit dem Kopfe nicht einmal. Doch ich kürze diesen
Brief und wahrscheinlich auch Ihre Langeweile mit ab;
an seiner Wirkung ist mir zu viel gelegen, als daß ich
ohne die Verunstaltung einer ängstlichen Gezwungenheit
hätte schreiben können." — Er unternahm hiermit, was
allerdings für ihn ein Wagstück schien: theils, weil er
wirklich glaubte, es könne ihm von nun an kein äußeres
Verhältniß den Zutritt zu den ausgezeichnetsten Männern
und die Genossenschaft mit ihnen versperren, theils, weil
er Blankenburgs „Versuch über den Roman" in dem
zweiten Aufsatz des zweiten Bändchens namentlich berührt
hatte. Blankenburg aber würdigte ihn keiner Antwort,
sei es nun, weil ihm die Arbeiten des Jünglings keiner

Beachtung werth erschienen, sei es, weil jene Erwähnung so zweideutig war (Man sehe die Stelle Seite 19 Band 1. in d. zweiten Lieferung d. sämmtlichen Werke), daß Blankenburg, dessen Theorie damals mannichfaltig wie alle ältere angegriffen wurde, sich verspottet geglaubt haben mochte.

Durch diesen zweiten unsanften Schlag wurde aber der junge Satyriker noch immer nicht aus seinen Hoffnungsträumen und in dem Genuß seines ephemeren Schriftstellerglücks, am allerwenigsten in der Lust womit er seine neuen Satyren fortschrieb, gestört. Um dieselben so reichhaltiger zu machen, namentlich, um in Stände und Verhältnisse tiefer einzudringen, denen er fern stand, vorzüglich aber, um die Notizen zur Verspottung derselben nicht ausschließlich aus Büchern, und um neue Thorheiten aus der frischeren Gegenwart einzusammeln: kam er auf den glücklichen Einfall, dieselben sich durch Vermittelung Anderer, die jenen Verhältnissen selbst angehörten, zu verschaffen. Freilich war an sich die Zahl seiner Freunde sehr beschränkt, und es mochte überhaupt wenig Leute geben, die ihm, wie Vogel, die Schwächen ihres eigenen Standes preiß zu geben und zu offenbaren freidenkend und muthig genug gewesen wären. Zur Erkenntniß des Verhältnisses zwischen dem stoffarmen Leben und der Größe des entbehrten Stoffbedarfs, so wie der unermüdlichen Sorgfalt, mit welcher er diesem Mangel abzuhelfen suchte, diene folgende Stelle eines Briefes an den Ebengenannten zu Beleg: „Ich habe Sie schon, glaub' ich, um eine schriftliche Sammlung von den Thorheiten zu bitten versucht, die Sie etwa an Ihren Amtsbrüdern, den Pfarrern und Schriftstellern, zu Gesicht bekämen. Ich würde

damals diese Bitte an Sie erstlich mit meiner Entfernung von theologischen Dingen und zweitens mit dem Recht der Satyriker, die Schwarzröcke zu ihrem Schwarzwildpret zu machen, vielleicht haben rechtfertigen wollen, und ich würde auch jetzt noch diese Bitte um Mittheilung theologischer Thorheiten wirklich wagen: besorgte ich nur nicht, daß Ihnen deren Erfüllung durch die Seltenheit, mit der die Narrenschellen nur hie und da auf theologische Perücken verstreut sind, gar zu sehr erschwert würde. Indessen könnten Sie mir durch eine für mich veranstaltete Sammlung derselben, wüchse sie auch noch so langsam an, doch den größten Gefallen thun." — Ob Vogel wirklich dieser Bitte Gehör gegeben und sie erfüllt, darüber findet sich jedoch keine weitere Auskunft.

Die Arbeiten gaben ihm solche Seelenlust und erhielten so seine Zuversicht, daß er nicht nur an die mühselige Candidatur beim Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn und an die vielen Umgänge, die er bei den Leipziger Buchhändlern hatte machen müssen, immer noch nicht zurückdachte: sondern sich auch durch die Blankenburg'sche Zurückweisung nicht abschrecken ließ, an andere ausgezeichnete Männer heranzutreten. Er schickte abermals seine Büchlein an den Kreissteuereinnehmer Weiße, und schrieb auch diesem: daß die Ursache seines Schrittes der verzeihliche Wunsch sei, den Weg, auf welchem er bis jetzt so oft gestrauchelt, an der Hand des Kunstrichters sicherer zurücklegen zu können. Weiße's väterliches und liebevolles Gemüth vermochte es nicht, über sich zu gewinnen, den Jüngling so hartherzig wie Blankenburg von sich zurückzustoßen. Dieser hatte daher wenigstens die Freude, daß

Weiße, nachdem er das Werk gelesen, ihn zu sich beschied. Aber auch diesem Manne erschien die Art und Weise jener Satyren so fremd, daß er den eigentlichen Genius darin nicht zu erkennen vermochte, und in seiner Unterredung den Jüngling nur auf die von demselben verletzten Kunstregeln in Betreff jener verfehlten Ironie aufmerksam machte; seine ganze Theilnahme an demselben aber ebenfalls nur hierauf beschränkte. Er öffnete dem Jünglinge weder sein Haus, noch ließ er ihm irgend eine andere Unterstützung angedeihen.

Paul jedoch glaubte wirklich, in ihm jenen langvermißten Gönner gefunden zu haben. und wiewohl er, wie aus einem späteren Briefe an Oerthel zu ersehen ist, Weiße's kritischen Ansichten, die allerdings in einer noch älteren Zeit wurzelten, damals nichts weniger als ganz Recht geben mochte: so machte er sich doch mit erneuetem Eifer über die Vollendung eines größeren Aufsatzes, in welchem er einigermaßen jene Rathschläge zu befolgen sich vorsetzte, um ihn Weiße'n später zu überschicken, und durch dessen Vermittelung sodann auf die leichteste Weise einen Verleger zu erhalten.

Was dies für ein Aufsatz gewesen, und welche er überhaupt für die neue Sammlung von Satyren während seines Aufenthaltes in Leipzig gearbeitet hat, sind wir nicht im Stande anzugeben, weil diese Sammlung erst nach sechs Jahren, während welcher Richter durchaus nichts anderes geschrieben hatte, und, wie er selbst sagt, mit vielen Veränderungen, Umarbeitungen und Zuthaten herauskam, so daß sich nur bei sehr wenigen vermuthen läßt, ob sie in Leipzig oder später gearbeitet worden.

Erwähnten Aufsatz nun schickte er gegen Ende Februar 1784 an Weiße, mit der Bemerkung: „Es sei vielleicht eine Probe von seinem Streben, die Irrwege, die ihm neulich Seine Kritik mit so viel Liebe gezeigt gehabt, zu verlassen, und Er möge Sich nach dieser Versicherung nicht mehr durch das Andenken an den vorigen Aufsatz von dem Lesen des gegenwärtigen abschrecken lassen." Zugleich fügte er die Bitte dazu: „Er möge entscheiden, ob ein Bändchen solcher oder noch ein wenig besserer Satyren dem Verlage seines Freundes, des Buchhändlers Reich, oder ob es dessen würdig sey. Es thäte diese Bitte der, dem Jahre, Unterstützung, äußerlicher Gehalt und Alles fehle." — Weiße, den es schmerzen mochte, diese Bitte nicht gewähren zu können, scheint ihm nicht geantwortet zu haben; denn am 30. März wiederholte dieselbe der Jüngling, seine Unhöflichkeit mit seiner „leicht zu errathenden Lage" entschuldigend, und versichernd: „daß er die Kürze und minder ernsthafte Ironie, die, wie ihm Weiße gesagt, manche Leser auf seine Kosten an den vorigen satyrischen Abhandlungen vermißt haben würden, den beigefügten Anhängen zu geben gesucht habe, mit denen er die längern Satyren abwechseln lassen wolle; und hoffend, daß diese Proben vielleicht hinreichend seien, um das Zweifelhafte Seiner Entscheidung über Reich's Annahme des Buchs in Bestätigung entweder seiner Furcht oder seiner Hoffnung aufzulösen." „Die Bitte um diese Bestätigung drängen ihm Ursachen ab," — setzte er hinzu — „die er schon längst werde errathen haben, und Seine Menschenfreundlichkeit sei gewiß nicht zum ersten Male die Zuflucht eines Menschen, der des Wider=

spruchs seiner Bestimmung mit den Mitteln sie zu erreichen müde geworden wäre." —

Auch dieser Schritt war erfolglos, und der Jüngling, welcher nunmehr die nächste trübe Zukunft zu ahnen begann, sah sich wiederum ohne höhere Fürsprache an die Buchhändler gewiesen. Die Hoffnungen auf diese aber traf ein neuer Schlag, eine äußerst wegwerfende und kränkende Kritik über seine Grönländischen Processe in dem Leipziger Allgem. Bücherverzeichniß von 1784, welche also lautete: „Es mag vielleicht Vieles, wo nicht Alles, wahr sein, was hier der Autor in einem bittern Ton über Schriftstellerei, Theologie, Weiber, Stutzer rc. sagt; allein die Sucht, witzig zu sein, reißt ihn durch das ganze Werkchen so sehr hin, daß wir nicht zweifeln, die Lectüre desselben werde jedem vernünftigen Leser gleich beim Anfang so viel Ekel erregen, daß er sich, solches aus der Hand zu legen, genöthigt sehen wird*)."

Doch von der kühnen Hoffnung, welche ihn in diesem Zeitpuncte belebte, ließ er nur langsam ab, und seine nächste richtete sich auf die Buchhändlerostermesse 1784. Er verfiel dabei auf immer neuere und originellere Weisen, seine Verlagsanträge anzubringen, damit er die Aufmerksamkeit der Buchhändler auf sich zöge. So über-

*) Dies ist die Recension, auf welche sich jene bittere Stelle in der Vorrede zu den Grönländischen Processen bezieht: „Die Recensenten im Allgemeinen ließen sie stillschweigend passiren; nur einer in Leipzig, erinnere ich mich noch, warf, als die Erstgeburt unter seinem Baume wegging, auf dem er saß und literarische Wacht hielt, der warf, wie Affen es auf den Bäumen gern thun gegen die Vorübergehenden, viel von seinem Unrathe auf sie."

reichte er in Person dem Buchhändler Hartknoch, dem Verleger Herder's, einen Brief folgenden Inhalts: „Wenn Sie diesen Brief werden durchgelesen haben, wird Ihnen der Ueberbringer desselben ein Packet Satyren überreichen, die ich Sie auch durchzulesen bitte. Sie könnten ihren Werth zum Theil errathen, wenn Ihnen die Grönländischen Processe, die ich neulich bei Voß in Berlin in zwei Theilen verlegen lassen, bekannt geworden. Das Buch, dessen Probe ich Ihnen hier sende, wird einen starken Octavband geben, oder besser in zwei kleine zerfallen. Ich hätte dieses, anstatt schriftlich, eben so gut mündlich sagen können: aber Niemand ist unfähiger als ich, aus dem Stegreif oder vom Blatte zu reden. Sie können diese Unfähigkeit daraus abnehmen, weil ich meinen Brief geschrieben, ungeachtet ich doch der Ueberbringer desselben selber bin, der jetzt mit einem sehr einfältigen Gesichte vor Ihnen steht." — Was half es ihm, daß er sich die Ueberraschung, das Lachen des so am Schluß angeredeten Buchhändlers vorher ausgemahlt und gehofft hatte, wie das sie sogleich zu Freunden machen werde; von alle dem traf nichts ein. Furchtsam überreichte ihm Richter den Brief sammt Manuscript, und sah begierig in seine lesende Phisiognomie, wie sie sich bei der Stelle umsetzen würde, wo der Briefschreiber dasteht als Briefträger. Aber dem feinen, im Gesetze der geselligen Stetigkeit lebenden Manne that der Riß und Zug weh auf der eleganten Haut, und er sagte, nach dem Ueberlaufen des Titels, verdrießlicher als gewöhnlich: „Er bedaure, daß er schon überladen sei, und schlage kleinere Buchhändler vor*)."

*) Siehe Flegeljahre B. 4. S. 126.

Nachdem ihm auch dieser scherzhafte Plan fehl geschlagen, wandte er sich wiederum in einem trüberen Tone an den Buchhändler Reiche; „er schicke ihm aus einem Bande satyrischer Abhandlungen einige Proben, um von ihm (dem Buchhändler) zu erfahren: ob sie unter die Mißgeburten oder ob sie unter die Geschöpfe gehörten, welche die Wiedergeburt von seiner (Reiche's) Hand verdienten. Er, der nichts noch, als die von Voß verlegten Grönländischen Processe herausgegeben, dürfe doch so viel von den gegenwärtigen Satyren sagen: daß wenigstens die Zähne, womit sie verwunden sollten, keine eingesetzten und aus fremden Zahnlücken herausgebrochenen, sondern ihre eigenen seien. Darum sei aber freilich die Politur und Schärfe derselben noch nichts weniger als erwiesen." „Und nun," fährt er fort, „sollte ich Ihnen nichts mehr sagen wollen; denn auch noch von dem sonderbaren Zustande eines Menschen etwas hinzuzufügen, den bei jeder Anschmiegung das Glück auf die Seite stößt, der wählen muß, ob er lieber das Echo fremder Schellen oder das Opfer des breiten Gewehrs, das jene gewöhnlich begleitet und trägt, sein will: das würde Ihrem Geschmacke, der doch allein über die Annahme dieser Satyren stimmen mag, ein überflüssiger Zusatz sein. Aber ist es wahr, daß sich an Ihrer Hand schon mehrere Niedergedrückte aufgerichtet, so bestimmen Sie außer Ihrem Geschmack auch noch die Empfindung, die jenen Zusatz minder unverzeihlich finden und mich es nicht bereuen lassen wird, die todte Sprache der Aufrichtigkeit gesprochen zu haben. — Brechen Sie, wenn es sein muß, den Stab über meine Hoffnung wenigstens nur bald." — Die augenblickliche

Niedergedrücktheit schildert dieser Brief durch die Geschraubtheit und das Dunkel, die nothwendigen Folgen der nun wieder neu erwachten Schüchternheit und Furcht, besser, als jeder Dritte darstellen könnte, besonders in jener Stelle, wo er so sehr versteckt seine Honorarforderung andeutet.

Die Ostermesse brachte ihm keine Frucht. Bei den Buchhändlern und den Leipziger Gelehrten gescheitert, wandte er sich an auswärtige berühmte Männer, welche er nach der von ihnen gehegten Vorstellung in seinen Briefen behandeln zu müssen glaubte. Zuerst an Nicolai, der später sich so manches satyrischen Hiebes von ihm zu erfreuen hatte. Auch diesem wiederholte er: daß er mit seiner Antwort den Hoffnungen eines minderjährigen Jünglings das Urtheil spräche, den bei jedem Anschmiegen das Glück schon auf die Seite gestoßen, und der ein Spiel des Widerspruchs seiner Bestimmung mit seinem Schicksale sei. — Am Ende des andern Monats sendete er an Einem Tage zugleich Aufsätze an Lichtenberg und an Meißner, von denen der erste damals sein Magazin, und der letztere eine Monatsschrift, unter dem Titel: „Für ältere Literatur und neuere Lectüre," herausgab. Lichtenberg suchte er wieder durch Scherz zu gewinnen. „Wenn ein Jüngling von ein und zwanzig Jahren," schrieb er, „sich die Freiheit nimmt, Ew. eine Satyre für das Magazin zu senden, worin schon Ihre Satyren stehen, so kann er nicht das Geringste zu seiner Vertheidigung anführen, und ich zweifle sehr, ob sogar die Satyre selber, hätte sie auch die größten Gaben, im Stande sei, seine Sache mit einigem Glück zu führen und ihn von dem Vorwurfe der

Unbescheidenheit zu retten. Die einzige Rechtfertigung mithin, worauf ich mich verlassen muß, ist: daß wohl Niemand noch von seinen Arbeiten die große Meinung geheget, die ich von der gegenwärtigen zu hegen versichern darf; zumal da diese Ueberzeugung von der Schönheit meines Productes nicht sowohl von einem gewöhnlichen Autorstolze, als von der Gewißheit herrührt: daß es mit den geistigen Geburten nicht anders als mit den leiblichen sein könne, welche, wie man sagt, desto wohlgebildeter ausfallen, in je größerer Furcht die Mutter während der Schwangerschaft gewesen, daß sie eine verrenkte und mit Muttermälern entstellte Geburt der Welt schenken werde. — Ich wage diesem nichts hinzuzusetzen, als die Bitte, daß Sie dem Briefe den Ton der Laune und dem Aufsatze den Gehalt derselben verzeihen mögen." — Lichtenberg nahm weder den Aufsatz auf, noch wissen wir etwas davon, daß er den Brief beantwortet habe; wie er denn überhaupt seltsamer Weise über Jean Paul, dessen Werke er bis zum „Titan" noch erlebte, nie ein Wort verlauten ließ und keine Spur der Theilnahme an ihm offenbarte: sei es nun, daß Jenes ganze Weise ihm fremd blieb, oder daß er die Verdunkelung durch denselben nicht ertragen mochte*). Besser glückte es dem Jüngling mit dem menschenfreundlichen Meißner, der nicht nur einige seiner Auf-

*) Denn von Lichtenberg's übergroßen Eitelkeit geben, außer dem was darüber schon bekannt ist, die Briefe Hermann's, jenes Freundes von Richter, aus Göttingen komische Belege. „Lichtenberg," sagt dieser, „ist von außen der wahrhafte Aesop, doch nicht zufrieden mit dieser Auszeichnung. Er geht nie am Tage aus, und als er doch einmal gezwungen war, soll er drei Viertelstunden hinter ei-

sätze wirklich in seine Monatsschrift aufnahm, sondern sich auch bei den Buchhändlern Breitkopf und Dyk für ihn verwendete, und überhaupt auch für später ihm befreundet blieb; jedoch vermochte auch er nicht, die Buchhändler und das Publicum für Satyren günstiger zu stimmen, an denen es einmal in dieser Gestalt keinen Geschmack finden wollte und konnte.

Während dieser so oft wiederholten Versuche war natürlich das Honorar für den zweiten Band der Grönländischen Processe, bei noch so großer Einschränkung, längst verzehrt, und die Armuth des Jünglings wieder eben so groß, als vor dem Beginn seiner Schriftstellerlaufbahn, aber um so fühlbarer und schmerzlicher, als er nicht nur von dem Baum der Erkenntniß und des Glücks gekostet, sondern auch eine so große Menge schönaufgebauter Hoffnungen schmählich zusammenstürzen gesehen hatte. Schon längst wäre er daher, da an eine Unterstützung von Hause nun gar nicht mehr zu denken war, gezwungen gewesen, Leipzig, an das er sich immer noch fest anklammerte, von dem er sich nur durch die höchste und letzte Noth vertreiben lassen wollte, und wo er einzig und allein eine endliche Realisirung seiner Hoffnungen erwartete, gänzlich zu verlassen, und in dem Wohnhause seiner Mutter in Hof Schutz wenigstens gegen den Frost und gegen den Hunger zu suchen: wenn ihm nicht das frühere Bezahlen seiner Schulden einen neuen und län-

---

ner Hausthüre gestanden haben, um das Weggehen Davorstehender abzuwarten. Im Collegio schreibt er an die hinter ihm stehende Tafel in keiner andern Stellung, als daß er den Rücken so viel wie möglich an derselben behält."

geren Credit bei seinen Haus- und Speisewirthen verschafft gehabt hätte. Diesen Credit entschloß er sich wenigstens so lange als möglich zu benutzen, um mindestens doch während der Michaelismesse 1784 die letzten Versuche bei den Buchhändlern zu machen und die Erfolge von Meißner's Fürsprache abzuwarten.

So viel Freudigkeit seiner Seele sein geistiges Streben und seine fortwährenden Beschäftigungen gaben, und so sehr sich in ihm je länger desto mehr das schöne Geschenk seiner Phantasie ausbildete, Geistesruhe und Freudigkeit sich durch jeden neuen Schritt und jeden neuen Versuch, an welchen sich Hoffnungen zur endlichen Verwirklichung seiner heißen Wünsche knüpften, auf so lange zu verschaffen, bis diese Hoffnung wieder fehlgeschlagen war, um dann einem neuen Versuche Platz zu machen, welcher wieder neue Hoffnungen und neue Seelenruhe gebar*): so wurde seine Stimmung doch oft so trübe, daß dieses Rettungsmittel vor Hypochondrie nicht immer ausreichte. Es ist darum eines der rührendsten Vermächtnisse von ihm ein Büchlein, durch welches er sich selbst in den Bekümmernissen des Jahres 1784 dann aufzurichten strebte, wenn er der schmerzhaften Gegenwart zu erliegen Gefahr lief. Er nannte es selbst sein „Andachtsbüchlein," in welchem er sich in der Vernunft, der Tugend und seiner besondern Pflicht Trostgründe gegen den Schmerz und die Fehlschlagungen seines Lebens aufzufin-

---

*) Diesen Trost, diese Lust und diese Beruhigung, sobald nur ein Grund zur Hoffnung da ist, schildert er ganz unter denselben Verhältnissen an der oben bezeichneten Stelle in den „Flegeljahren."

den und sich vorzuhalten bestrebte. Wir geben wörtlich die Abtheilungen, die sich aus diesem Büchlein besonders auf das, womit er gegen jede mögliche Hypochondrie ankämpfte, besonders beziehen; auch die dritte Abtheilung, durch welche er das so lange Verkanntwerden und Unbeachtetbleiben seiner geistigen Vorzüge zu verschmerzen strebte:

1. Schmerz.

Jedes Uebel ist eine Uebungsaufgabe und ein Lehrer der Standhaftigkeit. — Jede unangenehme Empfindung ist ein Zeichen, daß ich meinen Entschlüssen untreu werde. — Das Uebel verfliegt, wenn ich nach ihm nichts frage. — Jedes, dem ich Unaufhörlichkeit angedichtet, schloß ich mit Freuden. — Es wäre ein unmögliches Wunder, wenn dich keines anfiele; stelle dir daher seine Ankunft vor; jeden Tag mache dich auf viele gefaßt. — Man bereue den vergeblichen Schmerz, wenn er gehoben ist. — Der Tod vernichtet die ganzen Leidensscenen. — Denke dir einen schlimmeren Zustand, als in dem du bist. — Nicht der Zufall, sondern ich verschulde meinen Schmerz. — Epiktet war nicht unglücklich. — Das Betrüben hilft nichts, und ist gerade das eigentliche Uebel. — Denke dir die schlimmsten Folgen jedes Uebels, so wirst du dieses nicht fürchten, da du jene verachtest. — Denke dir das Weltenheer und die Plagen auf diesem Weltstäubchen. — Begehre nicht, was du vergeblich begehren würdest; verlange nicht, wie das Kind, den Mond in die Hände zu nehmen. — Eitelkeit, Unempfindsamkeit, Gewohnheit machen standhaft, warum nicht die Tugend noch mehr? —

Kein einziger Augenblick wäre uns unerträglich, aber bloß die Zusammenfassung aller macht es; nur die Gegenwart schmerzt. — Nach einem Leiden im Traume fragen wir nicht; warum nach denen im Traume des Lebens? — Wenn der Traum mich gegen das Aeußere bloß durch meine eigene Kraft beglücken kann, warum nicht noch mehr die Vernunft? — Sage nie: wenn nur diese Leiden nicht wären; andere ertrügest du besser. — Frage nach den körperlichen Aeußerungen des Schmerzes nicht, und behaupte nur die innere Standhaftigkeit. — Eine jede Entbehrung, jedes Leiden belohnt sich durch einen dadurch veranlaßten Genuß. — Was nützte dem Herkules seine Macht, ohne wilde Thiere zu besiegen? und was nützten dir die Gründe ohne Uebel? — Das Unglück hält wie das Glück gewöhnlich auf der mittlern Stufe fest, wenigstens schleppt es dich zu hohen erst durch niedrige. — Die Nothwendigkeit: es kann nicht geändert werden, ist Resignation. — Die Feiertage sind vorbei; folglich gehen die Passionswochen eben so schnell vorüber. — Was ist sechzig Jahre Schmerz gegen Ewigkeit? —

2. Tugend.

Wenn du frei, froh, ruhig sein willst, so nimm das einzige Mittel dazu, das nicht in den Händen des Zufalls liegt: die Tugend. — Die Tugend kostet je länger je weniger Aufopferungen; das Laster je länger je mehrere. — Lasse dich von geringen Fortschritten nicht abschrecken; die Tugend ist nicht die Erndte eines Tages. — Das, worüber ich die Tugend verrathe, sind armselige vergängliche Kitzelungen einer Begierde. — Zur Tugend

bin ich da; wenn einer aber über seine Geschäfte Alles vergisset und aufopfert, warum du nicht? — Sie ist die Freude des Siegs und der Vervollkommnung. — Die Tugend ist die Aufseherin der Geschäfte, aber nicht das Geschäft selbst. — Sie befiehlt und lenkt eine Beschäftigung mit Dingen, die zwar nicht auf die Besserung abzielen (wie die Satyre), aber dich nähren und der Stoff zu Tugendübungen sind. —

3. Ruhmsucht.

Die meisten Menschen urtheilen so elend; warum willst du von einem Kinde gelobt werden? — Ist das Lob, das ein Tauber dem Clavierspieler geben kann, der Mühe werth? — Tausende müssen dich doch, trotz deiner Beflissenheit, tadeln. — Du hast nicht die Wahl zwischen Lob und Tadel, sondern zwischen denen, die beides geben. — Eine Kleinigkeit nimmt das Lob; die Menschen sind veränderlich ohne Grund und ihre Hochachtung haben sie nicht tief gefühlt. — Wie selten reden überhaupt die Menschen Gutes und Böses von einem. — Die ganze Vorwelt und die jetzige kennt dich nicht. — Niemand achtet dich in einem Bettlerrock; sei also nicht auf eine Achtung stolz, die man dem Kleide bezeugt. — Das gewissește Zeichen, das man Stolz hat, ist, wenn man ihn nicht erträgt; er ist wenigstens edler als Geldgeiz, darum hasse ihn an Andern nicht. — Erwarte nicht von Andern desto mehr, je mehr du bist, sondern denke, daß sie desto mehr von dir zu erwarten haben u. s. w.

Diese Veranlassung führte ihn zunächst aber auch auf die Selbstbetrachtung über die möglichen moralischen

Hindernisse in ihm, welche etwa in der Gegenwart oder in der Zukunft sein freundliches und für ihn geistig wie äußerlich vortheilhaftes Verhältniß zu den Menschen erschweren könnten: und dies veranlaßte ihn zu einer andern Reihe von Betrachtungen, moralischen und practischen Lebensregeln, die er eben so an sich selbst richtete. So finden wir in diesem Andachtsbüchlein noch eine Menge Regeln gegen den Zorn und für das nothwendige gesellschaftliche Benehmen. Wir heben einige heraus:

Der Zornige fesselt sich, seine Freuden, seine Tugenden und Ruhe an die Willkür eines Jeden. — Der Sieg über den Zorn giebt außer der Tugend noch die süße Empfindung des Siegs, und hebt das Uebel, das mich aufbringt; ich kann also die Anlässe des Zorns in Anlässe des Vergnügens verwandeln. — Eben dann, wenn der Andere die Bosheit übertreibt, fühlt er mitleidig sein Unrecht. — Das verstärkt den Zorn, daß man den Andern von seinem Unrecht zu überführen sucht, weil man deshalb die schlimmere Seite desselben und alle ihn anklagenden Gründe lebhafter denken muß. — Sei in Gesellschaft zugleich stolzer und liebender. — Sprich nicht sogleich viel, wenn du eintrittst, und nicht schnell. — Gieb deinem Drange nach gewissen Warumfragen in Gesellschaft nicht nach, sondern erwarte die günstige Minute. — Meide geselliges Verläumden. — Versprich nicht und biete dich nicht unnöthig an und nicht so, daß du es bereuest. —

Dieses „Andachtsbüchlein" kann man außerdem aber für die ersten Anfänge und die Embryonen zu den späteren psychologischen Romanen und ernsten Schöpfungen betrachten; in ihm ergoß sich zuerst, getrennt von den

Satyren, der Ernst und die Liebe bedürftige Seele des Dichters; in ihm faßte er zuerst das hohe würdige Ziel in's Auge, nach welchem es ihn drängte; in ihm fing er zuerst an, seine eigene Seele zu zergliedern, in sich hineinzuschauen und die Seelenthätigkeit Anderer beobachtend zu verfolgen. Fast die meisten dieser Sätze finden wir später als die Grundlage ganzer Werke oder doch der meisterhaftesten Scenen in denselben. So ist z. B. jenes Trostbüchlein auch besonders ausgeführt in dem schönen Aufsatz: „Die Kunst, immer heiter zu sein," im Museum (siehe sämmtl. Werke 10te Lieferung 4r Bd.). Aber schon lange vorher entstanden aus den später immer weiter ausgeführten Bemühungen, den ärmlichsten und beschränktesten Lebensverhältnissen die Sonnenseite abzugewinnen, eine ganze Reihe seiner vorzüglichsten und originellsten Schöpfungen. Es entstand aus den Regeln gegen den Zorn und Haß jene wunderschöne Dichtung von der „Verwandlung des Ich in das Du," deren zu Grunde liegender Hauptsatz fast wörtlich in dem Andachtsbüchlein sich ausgesprochen findet, und wir werden darum noch sehr häufig auf dasselbe zurückkommen. Ganz besonders rührend erscheint aber in demselben eine Menge von Sätzen, die hauptsächlich zum Zweck haben, ihn mit immer größerer Menschenliebe zu durchheiligen. Es ist rührend, wie er gewissermaßen gefürchtet zu haben scheint, daß die beständige Beschäftigung mit den Satyren irgend nachtheiligen Einfluß auf sein Herz und seine Empfindungen je wirklich äußern könnte. Es war darum jenes „Andachtsbüchlein" eine willkommene Gelegenheit, gewissermaßen feierlich vor sich selbst dagegen zu protestiren;

denn es schien ihm besonders der Gedanke schmerzhaft, wegen seiner Satyren für kalt und theilnahmlos gehalten zu werden. Wir finden darüber eine merkwürdige Stelle aus einem Antwortschreiben an Meißner, welche uns auch darum unendlich wichtig erscheint, als sie zu gleicher Zeit einmal fest und deutlich ausspricht, was wir bisher ausführlich aus seinem Lebens- und Entwickelungsgange darzulegen strebten: daß nämlich die ganze Satyrenschriftstellerei ihm nur eine augenblicklich aufgedrungene und nichts weniger als die Bestimmung seines poetischen Lebens war. „Der offenherzige Ton," schreibt er, „dessen Sie mich würdigen, macht mir mehr Vergnügen als alles Lob, womit Sie mich aufmuntern; denn er beweist, daß Sie nicht Jedem, der oft mehr aus Nachahmerei als angeborner Neigung auf das Satyrisiren sich legt, ein zweideutiges Herz zutrauen. Wahrlich! könnte mich etwas meine geringe Geißel an die Wand zu hängen bewegen, so wäre es dies: daß der, so sie führt, kaum von denen nicht verkannt wird, die ihn kannten, ehe er sie in die Hand nahm; von allen andern hingegen für ein Wesen gehalten wird, das Galle statt des Blutes hat." —

Aber jenes Andachtsbüchlein wurde für ihn und für seinen späteren Entwickelungsgang auch noch auf andere Weise wichtig und folgenreich. Von dem Streben, gegen seinen Schmerz sich selbst Mittel zu verschreiben, war er auf die Regeln zur Vervollkommnung seines eigenen moralischen Zustandes und seines Benehmens, von da auf Lebensregeln oder auf eine gewisse Art von Lebenspolitik geführt worden. Da nun der Gedanke an sein Leben

immer mit dem an seine Arbeiten zusammenfiel, weil die letzteren als des erstern Hauptzweck erschienen: deshalb führten jene Lebensregeln von selbst zu Regeln für seine Arbeiten; und darum schließt sich auch das ganze Andachtsbuch mit dem schönen Satze: „Rechne die Vortheile eines verrinnenden Lebens für nichts gegen den langen Nutzen, den der aufopfernde Gehorsam gegen dein ästhetisches Ideal bringt!“ In dem „Andachtsbüchlein“ waren zwar dieselben noch ganz allgemeiner Natur, wie z. B. „Nur ein Ding gar nicht, oder mit aller Anstrengung. — Verschiebe nichts auf die folgenden Stunden, denn in diesen wird dir es nicht leichter. — Denke immer und zweifle immer. — Fürchte nicht, einen Satz erwiesen zu finden, sondern liebe die Wahrheit“ rc. rc.; aber sie sind doch der erste Anfang zu den immer ausführlicheren und immer mehr in's Besondere gehenden merkwürdigen Arbeits- und Machregeln, von denen wir noch so oft zu sprechen Gelegenheit haben werden. Ferner auch sind zwar die Regeln in diesem „Andachtsbüchlein“ nicht so zahlreich, als daß sie nicht hätten zu jeder Stunde sehr schnell und bald übersehen werden können: aber sein merkwürdiges, sich immer mehr entwickelndes Bestreben, durchaus keine von seinen Reflexionen so wenig wie von seinen Excerpten verloren gehen zu lassen und dieselben sich immer und immer wieder zu vergegenwärtigen, gebar hier schon wieder Regeln über die Anwendung und die Benutzung dieser Regeln. So z. E.: „Brauche jedesmal eine andere Regel, z. B. gegen Zorn, aber nur in individuellem Falle, wo gerade ihre Anwendung nöthig ist;“ ferner: „Ich will allezeit die Regel gegen den Fehler durch-

lesen, den ich gerade begangen" u. s. w. Auch diesen ihm so eigenthümlichen Mitteln, die großen Schwierigkeiten, die er stets bei seinen größeren und zusammengesetzteren Schöpfungen finden mußte, zu überwinden, werden wir in immer größerer Ausdehnung begegnen, bis wir am Ende die „Vorschule der Aesthetik" daraus entstehen sehen.

Unterdeß war die Michaelismesse vorübergegangen; alle neuen Versuche bei den Buchhändlern waren wiederum gescheitert, und auch die von Meißner für ihn Angesprochenen hatten eine abschlägige Antwort gegeben: Breitkopf, weil er sich mit belletristischen Verlagsartikeln nicht befaßte, Dyk aber, weil er, selbst Schriftsteller und eifriger Uebersetzer, ausschließlich dem französischen Geschmacke huldigte und nur Werke der Art, sogar zum Nachtheil seines Geschäftes, drucken und verbreiten mochte. Jetzt mußte nun Richter die letzte Hoffnung, sich länger in Leipzig zu halten, aufgeben und zudem waren seine Schulden für ihn so bedeutend angewachsen, daß er gar keine Möglichkeit sah, deren mehrere zu machen. Jeden Mittag quälte ihn die Speisewirthin mit der immer und immer wiederholten Frage: „Nun, Herr Richter, ist denn das Geldschiff noch nicht angekommen?" Schon lange hatte das Abendbrot, das er auf seinen Spaziergängen verzehrte, in einem Buche, getrockneten Pflaumen und Brot bestanden, mit denen er weiter als jemals vor der versammelten schönen Welt in den Kuchengärten vorübergehen müssen, vor jenen Kuchengärten, die für seine Phantasie einen doppelten Reiz hatten weil er stets in Folge deshalb sehr lebhafter Kindheiterinnerungen Kuchen so gern genoß. Besonders aber wurde die Vorstellung von jenen Schulden, die er in der

seit dem März immer wieder von neuem aufgewachten Hoffnung gemacht: daß er sie sehr bald würde tilgen können, die aber nun bezahlen zu können er nirgends eine Möglichkeit sah — die Vorstellung von diesen Schulden wurde mit einem Male ein so großes Schreckbild, daß es die Einbildungskraft des Unerfahrnen mit Gefängniß und andern dergleichen schwarzen Bildern ängstigte, ihm den letzten Muth nahm und ihn wirklich aus Leipzig vertrieb.

Als Meißner's abschlägige Antwort eingetroffen war, befand er sich in solchen Umständen, daß er denselben sogar um das kleine Honorar für den Aufsatz bitten mußte, welcher für die Monatsschrift Meißner's angenommen war, um davon die Kosten seiner beabsichtigten Flucht bestreiten zu können. „Ich wußte," schreibt er, „daß Breitkopf und Dyk aus den angegebenen Gründen abschlagen würden und that doch meine Bitte. Allein so ist der Mensch — um nur einige Augenblicke die schwarze Seite des Glückes nicht im Gesicht haben zu dürfen, flüchtet er sich hinter die Hoffnung, heftet das feuchte Auge nur auf sie und gehet so lange hinter ihr her, bis sie verschwindet und er sich auf einmal vor den gefürchteten Schreckbildern stehen sieht. Ihrer Offenherzigkeit, die jetzo etwas Seltenes ist, glaube ich mich nur durch ihre Erwiederung würdig zu machen. Es stehe also denn da, was ich fast keinem Menschen ohne Bemäntelung sagen würde: ich bin arm, und bin es jetzt, da mir so viele unreife Hoffnungen zu Grunde gegangen, mehr als jemals und als vermuthlich künftighin. Ich muß daher, trotz der Ueberwindung mit der man sich dem Schein der Uneigennützigkeit entzieht, zu bitten wagen: daß Sie

mir durch eine Anweisung so viel Lohn für meine Abhandlung möchten zukommen lassen, als Ihr Geschmack, der Debit Ihres Journals und andere Umstände, die ich nicht weiß, dafür etwa bestimmen mögen. Ich wünsche mir nichts, als eine Lage, die mir das zu sein erlaubte, von dem mich die jetzige das Gegentheil zu scheinen zwingt. Ich will Leipzig in acht Tagen verlassen; ich darf hoffen, Sie tragen dazu bei, daß ich es kann." —

Etwa drei Wochen später, am 12. November 1784, führte er diesen Entschluß wirklich aus; aber auf eine Weise, daß er sich daraus das einzige Abentheuer schuf, welches er in seiner Jugend erlebte. Er glaubte, wegen der halbjährigen Schuld an seinen Speisewirth, daß er heimlich entfliehen müsse, und zwar aus einer so großen Stadt, wie Leipzig, wo ihn doch kaum zehn Menschen kannten, verkleidet; ja er glaubte, unter einem falschen Namen bis nach Hof reisen zu müssen. Seine Phantasie malte ihm vor, daß er ein großes Wagestück beginge, und wirklich mochte auch die Wichtigkeit, die er dadurch in seinen Augen in diesem Moment seinem Leben gab, dazu beitragen, ihn mit einem Schritte zu befreunden, der eigentlich seiner sonst so strengen Geradheit zuwider scheinen dürfte. Er glaubte sich hinlänglich unkenntlich, wenn er sich einen falschen Zopf anbände, einen Hut aufsetze; und so schritt er, nachdem Oerthel den gepackten Koffer in der Dämmerung vor's Thor getragen hatte, furchtsam durch das Thor Jenem nach, um den vorüberfahrenden Postwagen abzuwarten. Von der, aus seinem so ganz unerfahrenen und kindlichen Sinne herrührenden, Vorstellung: daß er etwas Außerordentliches begehe, be-

täubt, hatte er ganz und gar vergessen, daß er bisher ja täglich in seinem gewöhnlichen Costüme vor das Thor spazieren gegangen war, und war fest überzeugt, Jedermann müsse ihm diesmal ansehen, daß er fliehen wolle. — Es beweist nichts mehr die pedantische Aengstlichkeit Otto's, als daß er bei Erzählung vom Abgange Jean Paul's aus Leipzig diesen ganzen Vorfall verschweigt, aus Furcht, ein übles Licht dadurch auf den verklärten Freund zu werfen. — Und doch that dieser nichts anderes, als daß er Unannehmlichkeiten aus dem Wege ging, denen abzuhelfen außer seiner Macht stand. Daß er aus Leipzig floh, statt von Leipzig abzureisen, lag eben in einer Unerfahrenheit und einer Unschuld, die unendlich mehr charakterisirend ist, als eine Menge kleiner Vorfälle, die, weil sie zu ihrer Zeit vielbesprochene Höfer Stadtgeschichten waren, mit großer Breite von Otto erzählt werden. Und doch war ferner diese Leipziger Flucht einer jener Vorfälle aus Jean Paul's Leben, die in seinem Hause am öftersten erzählt und besprochen wurden; eine Begebenheit, die alle seine Kinder mit der größten Freude mittheilten, theils jener komischen Naivität des Fliehenden halber, theils weil sie am meisten die erste Armuth und die widrigen Schicksale des so hoch gestiegenen Hausvaters mahlte; und die älteste Tochter Jean Paul's, die mit Schmerzen die Auslassung jenes Vorfalls bei Otto vermißt haben mußte, eines Vorfalls, den sie ihren Vater so oft den Kindern erzählen gehört, von dem sie wußte, was er ihm in der Erinnerung immer gegolten hatte — diese Tochter zeigte sich eben dadurch als die seinige, als sie sogleich nach Otto's Tode in dem folgenden Hefte der Materialiensammlung ihn in Form

einer von ihr selbst herrührenden Mittheilung nachtragen ließ.

Auf diese Weise führte Friedrich Richter in dem von ihm immer als unheimlich gehaßten Novembermonate der Postwagen aus einem Orte, in welchem er fast den wichtigsten Abschnitt seines Lebens durchlebt hatte. Denn es waren ihm hier die ersten Seelenfreuden und die ersten Hoffnungen erfüllt und wiederum zertrümmert worden, hier hatte sich ihm das Schicksal seines ganzen Lebens entschieden, und von diesem Orte riß er deshalb so schmerzlich und schwer sich los, weil er in ihm Freuden glaubte, deren irgend theilhaftig zu werden sein trübes Geschick ihm nicht gestattet hatte. Sie schien ihm das Schicksal nur in der Ferne gezeigt zu haben, gleichsam um ihn hernach nur um so gewaltsamer von denselben zurückzustoßen und mit um so heißerer Sehnsucht in die dürftige Höfer Einsamkeit wieder hinauf zu drängen.

Siebentes Kapitel.

Des Dichters sechsjährige Quarantaine in Hof und Töpen von 1784 bis 1789; Erscheinen der Teufelspapiere; zweite Rückkehr nach Hof.

Wir finden Paul Richter am 16. November 1784 in der Wohnung seiner Mutter in Hof, wie er an Oerthel nach Leipzig dessen Mantel zurückschickt, in welchem er sich unterwegs gewärmt. Wir finden ihn, da seine Mutter jetzt bereits ihr letztes Haus verkauft, wie er in einer und derselben Stube mit ihr und mehreren Brüdern zusammen seinen Schreibtisch aufschlägt, und in dieser Lage von neuem einer bessern Zukunft entgegensieht. Man kann denken, wie ihm hier die nächste Vergangenheit, so dürftig sie gewesen, als eine ungemein prächtige und glänzende erschienen sein mag; dort hatte er sein eigenes Stübchen gehabt in den „drei Rosen," und aus dessen Fenster nach der vornehmen Welt in einer gewühlvollen Stadt geschaut, hatte bei dem Traiteur regelmäßig ein reichliches Mittagessen gefunden und hatte im schlimmsten Falle nur mit seiner eigenen Noth zu kämpfen gehabt. Aber hier hatte er jede Stunde seine verarmende Familie und seine Schmerz duldende Mutter, seine immer mehr sinkenden Brüder vor

Augen, und, wenn er den Blick zum Fenster hinauswarf, fast nur eine einzige todte lange Straße in einer schwärzlichen, von einer düstern und steinigen Hügelgegend umgebenen kleinen Stadt vor sich. Zugleich war die Armuth der Familie jetzt so groß geworden, daß wirklich mit dem Mangel an den ersten und nothwendigsten Lebensbedürfnissen gekämpft werden mußte. Es ist dies die Periode, auf welche Jean Paul selbst in jenen ersten selbstbiographischen Kapiteln vornehmlich verwies, als er vorher verkündete: „daß in den Vorlesungen über das Leben seines Helden das Hungern immer stärker vorkommen würde." Eine Stelle in seinen späteren Notaten klagt: „daß es ihm in seinem Gefängniß zu Hof schlimmer gegangen sei, als einem Baugefangenen bei Wasser und Brot, da er nur das erstere gehabt habe." Der Verfasser aber erinnert sich besonders, wie der Dichter in seinem späteren Alter mit der größten Lust von seinem vollbesetzten Tische den grünen Staudensalat sich auswählte, um ihn mit trockenem Brote zu genießen, wobei er kein Mal unterließ, uns darauf aufmerksam zu machen: daß er dies darum so liebe, weil Salat und Brot in jenen Jahren die Hauptspeise der Familie gewesen sei. „Wenn uns einmal ein Gulden in's Haus kam," setzte er dann wohl hinzu, „so war unter uns ein solcher Jubel, daß wir hätten die Fenster einschlagen mögen." — So haben wir auch einen Brief von ihm an Oerthel, als dieser auf sein väterliches Gut Töpen von Leipzig aus gegangen war, in welchem er diesem meldet: „daß, weil er den Kaffee zu seinen Arbeiten nicht entbehren könne, ein Conventionsthaler aber, den er sich zu Ende des Frühlings mit Auf-

opferung verschafft gehabt, ein früher von Oerthel ihm geschenktes Pfund Kaffee und das Honorar für einen kleinen Aufsatz bereits vertrunken sei: er keinen andern Ausweg vor sich habe, als entweder ohne Feuer und wenig zu schreiben, oder ihn um einen Gulden zu bitten, so weh dies ihm auch thäte." Ein andermal verspricht er ihm zu kommen, „wenn er Stiefeln haben würde, die unentbehrlich seien, ein rechtschaffener Mensch möge sich nun bewegen oder zeigen wollen, und die er so wenig entrathen könne, als ein Paradiesvogel die Füße." Ein drittes Mal beschwört er ihn „seine Mutter, welche in der größten Noth sei, durch zwei oder drei Gulden herauszureißen." —

Trotz dem aber wurde der nunmehr bald zwei und zwanzigjährige Richter keinen Augenblick an seinem unabänderlich gewordenen Entschlusse irre, unbedingt dem, was er seit dem Druck des ersten Theils der Grönländischen Processe als seine Bestimmung erkannt, sich zu widmen, und keinen Augenblick verließ ihn die Hoffnung, daß er endlich durch alle Trübsale und durch jedes Dunkel durchbrechen werde. Stark mußte dieser Entschluß und groß jene Hoffnung sein, weil er die geliebte Mutter um sich her darben sehen konnte und dennoch nicht im entferntesten daran dachte, seine Kenntnisse oder sein Talent zu irgend einem andern Broterwerb zu benutzen, sondern daß er immer nur seinen Studien oblag, seine Satyren um- und ausarbeitete und seine Vorbereitungsbücher zu späteren Schöpfungen vermehrte. Bewundernswerth bleibt die Charakterstärke, mit welcher er, umgeben von dieser Armuth, umscharrt und umtobt von den übrigen Familien-

mitgliedern und von dem widrigen Geknarr einer dürftigen Haushaltung, anhörend die täglichen Klagen über den Mangel an jedem geringsten Bedarf, den jeder Augenblick forderte: unerschütterlich seinem Ziele entgegenarbeitete. Es war der Zeitpunct gekommen, wo ihn seine Bestrebungen nach Erreichung des Ideales, das ihm vor die Seele zu treten anfing, in der That so ganz ausfüllten, daß er wirklich die meiste Zeit nicht im mindesten gestört wurde durch das, was um ihn vorging. Ja, er gewöhnte sich auch in dieser harten Prüfungsschule, sich seine Arbeiten und seine Seelenstimmung ganz von dem Unangenehmen, was in seiner Familie und um ihn her vorging, so getrennt zu halten, daß er dem Ununterrichteten fast hartherzig, theilnahmlos erscheinen mochte. Otto schildert diese glücklich von ihm sich angeeignete Gabe und die äußeren Anzeichen derselben. Er sagt: „daß auch in dieser für jeden Anderen gewiß höchst unglücklichen Lebensperiode ihm ein hohes Selbstvertrauen und eine Gemüthsruhe und jene Freudigkeit nicht gefehlt habe, die nur eine ungemeine Geisteskraft und eine ununterbrochene Geistesrichtung nach dem Höchsten gewähren könne. Durch sie wäre es ihm möglich gewesen, alle Gedanken, die sich auf die unwillkommenen Aeußerlichkeiten des menschlichen Lebens bezögen, mit Blitzesschnelle abzuschneiden, und alle Noth, in der er war und die ihn täglich umgab, als sei sie nicht da oder nie da gewesen, zu vergessen; wobei er zuweilen mit einer schmerzlichen Bewegung der Hand über die Stirne einen Ideengang, den er zu beseitigen sich bestrebt, gleichsam ab= und hinweggestreift habe.“ —

Uebrigens war er von neuem an die Bibliothek des

Pfarrers Vogel gewiesen, in Bezug auf die Hülfsmittel für Fortsetzung seiner Studien wie auf die Anfüllung seiner Excerpte. Besonders die letzteren suchte er um so fleißiger zu vermehren, je größer ihm der Nutzen derselben, ja ihre Unentbehrlichkeit für ihn bei Gelegenheit der „Grönländischen Processe" und seiner ganzen satyrischen Schriftstellerei, sogar in Leipzig, einer Stadt erschienen war, in welcher er so vielen lebendigen Stoff vorzufinden gehofft. An denselben Freund, den er im Uebermuth seiner Hoffnungen so kurz behandelt und verlassen hatte, als er im damaligen Culminationspuncte seines Schriftstellerglückes dem Druck des zweiten Theiles seiner Grönländischen Processe nach Leipzig entgegengereist war, schrieb er darum am ersten Tage seiner Rückkunft nach Hof, bat ihn sogleich um neue Bücher, und erklärte ihm darauf, als Vogel fast mit Jubel seine Ankunft begrüßt hatte: wie dessen Bibliothek jetzt wieder seine Academie sei und daß er obendrein die Collegien, welche er bei seinen Büchern höre, gratis bekäme. Für Vogel aber war die Daherkunft des von ihm so sehr geachteten jungen Freundes mehr als je erwünscht. Er war nämlich selbst so eben mit der Herausgabe eines eigenen Buches beschäftigt, und erwartete dafür von Richter's Geschmack und kritischem Urtheil sehr wesentliche Beihülfe. Das Werkchen, aus verschiedenen Abhandlungen über theologische Gestände, in gesundem, allgemeinem und philosophisch-witzigem Geiste abgefaßt, sollte zu Ostern 1785 unter dem Titel: Raffinerieen, erscheinen. Dies gab von neuem zu einem noch freundlicheren und gegenseitig hülfreichen Verkehr zwischen Beiden Veranlassung, welcher

allerdings manches beitrug, den Gedrückten zu erheitern. Rehau war nur zwei Stunden von Hof entfernt, und Richter befand sich daher sehr häufig in Vogel's Hause; und seine Lage war so, daß er sogar der freundlichen Gattin des Pfarrers immer dafür dankbar bleiben mußte, daß sie seinen Körper, der wohl unter schlechter Nahcung zu Hause physisch leiden konnte, bei solchen Gelegenheiten nährte und erquickte. Aber auch auf andere Weise wurde Vogel oft der Schutzengel unseres Dichters und der darbenden Familie desselben. So manchmal ließ er eine, wenn auch immer nur vorübergehende und augenblickliche, Geldhülfe auf die Bitten Paul's verabfolgen.

So schwer es ihm auch werden mußte, so ließ er doch keinen Weg unversucht, von Hof aus auf die früher angegebene Weise sich bald an Buchhändler, bald an bedeutende Männer mit seinen Manuscripten zu wenden. Im ersten Jahre auch wurde ihm die Freude und Erleichterung, daß er von Zeit zu Zeit mindestens an irgend etwas seine Hoffnung knüpfen konnte. So wiegte er sich einmal im ersten halben Jahre sogar mit der Hoffnung, zwei Verleger zu gleicher Zeit zu erhalten, und, da er Satyren genug ausgearbeitet hatte, zwei Bände derselben zu gleicher Zeit hervorgehen zu sehen. Denn in Leipzig hatte sich der Leihbibliothekar, dem er ebenfalls zwölf Thaler schuldig geblieben, ein Manuscript unterzubringen erboten, und um Ostern 1785 herum machte ihm auch der Buchhändler Prückner in Hof Versprechungen, einen ganzen Quartband Satyren — denn zu diesem merkwürdigen Format für kleine Aufsätze hatte Richter eine besondere Vorliebe — nach Anschaffung neuer Lettern

drucken zu lassen. Aber es dauerte nicht lange, um ihn aus seinen Hoffnungsträumen abermals zu erwecken. Er war endlich froh, als er sein Manuscript von dem Leihbibliothekar, den er in seinem jetzigen durch sein Mißgeschick hervorgerufenen Mißtrauen in Verdacht hatte, als wolle derselbe ihm dasselbe als Unterpfand für seine Schuld behalten, wieder zurück bekam; auf der andern Seite mußte er sehr bald erfahren, daß auch der Höfer Buchhändler ihn nur mit ganz leeren Versprechungen hingehalten.

Unterdessen überraschte ihn, seine Noth zu vermehren, in der Mitte des Monats Juli sein Speisewirth, dem er mit Hülfe des angesetzten Zopfes entflohen war, in eigener Person, um sich als Mahnbrief bei ihm zu präsentiren. Die große Verlegenheit, in die Richter durch diese Erscheinung versetzt wurde, da er unmöglich dem Mann, welcher zu Fuß gekommen war, den mühsamen Weg völlig vergeblich machen und ihn sogar ohne Geld zur Rückkehr lassen konnte: diese Verlegenheit zwang ihn, sich an die einzigen Menschen in Hof zu wenden, „von denen er Hülfe, oder daß sie wenigstens mit dem Abschlagen solcher Bitte nicht Unannehmlichkeiten verknüpfen würden, erwarten konnte. Dies waren die beiden Brüder Otto, Söhne des dortigen Vesperpredigers, welche von nun an mit immer steigender Theilnahme sich an ihn anschlossen. Besonders trat der jüngste von ihnen, Christian, nach dem Tode von Hermann und von Oerthel, als der einzige übrige Altersgenosse, welcher in Hof Sinn für Richter's Wesen hatte, mit ihm in das innigste Verhältniß und erbte von diesem fast ausschließlich die ganze große

Summe freundschaftlicher Liebe, deren Jean Paul fähig war. Beide Brüder trugen nach Vermögen zur Abzahlung an den Speisewirth bei, und dieser ging daher mit einer ansehnlichen Summe wieder zurück. Da er aber von dem arglosen Paul nicht einmal um Angabe der schuldigen Summe, geschweige um Rechnungsablegung angegangen wurde: so faßte derselbe den unverschämten Entschluß, seinen gutmüthigen und unerfahrnen Schuldner so lange als möglich auszupressen; er wiederholte daher seine persönlichen Besuche so oft, daß Richter fast bei jedem schönen Tage mit Schrecken seiner Ankunft entgegensah, der Mann aber dennoch wohl zwei bis drei Male seine Bezahlung erhielt, und endlich jener nur durch die Vermittelung der beiden Juristen Otto von diesem Ungethüm befreit wurde. Wiewohl Otto aus allzupedantischer Delikatesse, die auch von den übrigen Herausgebern der Materialien nachgeahmt wurde, uns den Namen dieses Quälgeistes, der so lange Zeit wie ein drückender Alp auf Jean Paul's Frohsinn und Seelenruhe gelastet, nur mit dem Anfangsbuchstaben W. bezeichnet: so haben sie doch glücklicherweise nicht daran gedacht, daß der Name der Speisewirthin, der in mehreren gedruckten Briefen stehen gelassen worden, den Namen ihres Mannes enthielte. Da derselbe ebenfalls in Jean Paul's Hause später eine der wenigen Personen aus der Geschichte seines früheren Lebens war, die von ihm und den Kindern oft in der Erinnerung heraufcitirt wurden, so nennen wir ihn hier; er hieß W e i n e r t. Wir würden jedoch hierauf nicht so viel Gewicht legen, wenn wir nicht bei dieser Gelegenheit überhaupt darüber klagen müßten, daß eine übel verstan=

dene und übertriebene Delikatesse, welche nach ächt deutscher Weise ihrer eigenen Existenz halber um Verzeihung bitten möchte, in jenen Materialien die Namen einer Menge Personen vorenthielt, die in gutem oder in schlimmem Sinne großen Einfluß auf des Dichters Leben und seine Werke hatten; ja mehrere konnten auch von uns nicht alle errathen oder nachträglich in Erfahrung gebracht werden*).

Als nun jene Unternehmungen von neuem in Nichts zerrannen, wandte er sich wieder an berühmte Männer, in der Hoffnung, doch vielleicht einen zu finden, welcher in seinen Versuchen schon das zu entdecken vermöchte, was er einmal leisten zu können fest überzeugt war. Unter allen größeren Geistern der damaligen Zeit war keiner, dessen Schriften auf Richter's Herz wie auf seinen Verstand durch erhabene und alles Menschliche weit umfassende Gedanken wie durch den wunderlieblichen Fluß der Rede einen so tiefen Eindruck gemacht hatte, als Johann Gottfried von Herder. Er fühlte zu Herder dasselbe unbegränzte und unbedingte Zutrauen, welches eine unendliche Menge Jünglinge später zu ihm selbst faßten. An ihn wandte er sich daher im Juli und sandte ihm ein Manuscript seiner Satyren, mit um so größerer Zuversicht, als er mit Freude die Satyre, die scharfe Ironie bemerkt hatte, welche auch in dieses Mannes früheren Schriften obgewaltet und die demselben so viele bittere Feindschaften

*) Diese zärtliche Schonung erstreckt sich sogar bis auf die ganze Stadt Hof, die selbst bei den Daten des gedruckten Briefwechsels zwischen Jean Paul und Otto nur mit drei Sternchen bezeichnet wurde, wiewohl diese gute Stadt mehrere hundert Male zu nennen war. —

zugezogen hatten. Darum erwartete er von Herder, der neben dem höchsten Ernste und der heiligsten Menschenliebe doch jene spitzigen Waffen zu führen nicht verschmähete, am ersten als ein ihm ähnliches und verwandtes Wesen erkannt zu werden. Der erste Brief, mit welchem er das Manuscript überschickte, ist nicht vorhanden; der zweite aber, in welchem er nach einem zweimonatlichen Stillschweigen Herders denselben wieder zu erinnern wagte, lautet also: „Wahrscheinlich haben Sie, edler Mann, gegen den ich nicht den Muth habe höflich zu sein, ungefähr vor zwei Monaten ein Manuscript erhalten. Rührt Ihr Stillschweigen auf die Bitte, ihm den Buchhändler Hartknoch zum Verleger zu verschaffen, von der weiten Entfernung des letzteren her, so verspricht mir dieses Stillschweigen eine günstige Antwort von Ihnen und von Hartknoch, und ich brauche zu diesem Briefe nichts hinzuzufügen, als was ich im vorigen vergessen, dies: daß ich nämlich das Manuscript noch nicht ganz geschickt, und zweitens: daß ich sehr arm bin." — Leider aber hatte er bis zum November abermals keine Antwort erhalten, und groß war sein moralischer Schreck, daß er sich diesen so hoch verehrten Mann als Menschen weniger groß wie in seinen Schriften denken müßte, weil derselbe aus Stolz oder Theilnahmlosigkeit einen Bittenden dergestalt vernachlässigt. Ueberhaupt einen Unterschied zwischen dem Menschen und seinen moralischen Erzeugnissen zu begreifen damals nicht im Stande, mahlte er diesen moralischen Schreck auf eine höchst merkwürdige Weise in einem dritten an Herder geschriebenen Briefe. „Mich kränket selbst," schreibt er, „jeder Brief, den ich in der

Furcht des Mißfallens an Sie schreiben muß. Ach! ich hoffte, mir durch mein Manuscript den Weg zu dem Manne zu bahnen, den ich so liebe und bewundere; und jetzt muß ich durch jedes Blatt, das ich seinetwegen ablasse, Sie noch mehr von mir abzuwenden fürchten! Aber was kann ich nun dafür, daß ich die Fortsetzung meines Fehlers nicht aufhalten kann? Denn ich muß Sie bitten, mir zu antworten, Falls Sie mein Manuscript gar nicht bekommen hätten, damit mir nicht durch die Länge der Zeit der Weg, es wieder aufzufinden, ganz versperrt werde — oder, Falls es Ihnen mißfallen hätte, damit ich es verbessere oder vernichte — oder, Falls Sie an dem Glücke desselben arbeiteten, damit ich Sie nicht mit einer undankbaren Aengstlichkeit beleidige und mich nicht damit quäle. Wäre meine Bitte zu zudringlich gewesen, so werden Sie mich doch nicht so hart durch ein längeres Stillschweigen und durch eine längere Verbalterrition bestrafen wollen! Mir that es allezeit wohl, wenn ich die Sonne mit einem menschlichen Gesicht im Kalender gemahlt sah; diese Art von Menschwerdung milderte ihren Glanz und brachte sie den Menschen näher. — — Aber Sie haben ja ein Menschenangesicht! und doch vielleicht auch für mich; ungeachtet man sonst dem Satyriker, dem man, weil man das Geschäft mit der Denkungsart vermengt, kein menschenliebendes Herz zutraut, immer mit einer Art von Kälte hilft — wie die Kinder, die mit Zähnen geboren werden, schwer Ammen bekommen. Leben Sie wohl, und vergessen Sie meine Bitten nicht! Wenn Sie wüßten, wie Viel und wie Vieler Glück auf ihrer Erfüllung be-

ruht!" — Von Herder's endlicher Antwort in dieser Sache ist uns nichts bekannt, indem man nicht einmal Richter's Briefe den Namen des Empfängers hinzufügte, wahrscheinlich weil man glaubte, daß durch denselben ein Schein der Härte auf den großen Mann fallen würde und man dadurch die Hinterbliebenen desselben zu verletzen fürchtete. Als wenn Jean Paul selbst, bei all' seiner großen Menschenliebe, in jener Zeit, als auch er von ähnlichen Bittenden überstürmt wurde, nicht auch Manchen ohne Antwort hätte lassen müssen? Eine endliche Antwort aber muß Herder gegeben haben, weil Richter, wie wir später sehen werden, nach einigen Jahren ähnliche Zusendungen an Herder wiederholte. Aus dem Umstande jedoch, daß er alsdann ernste Aufsätze an ihn abschickte, läßt sich schließen, daß selbst Herder mit seiner so großen Empfänglichkeit für jede Gattung der Literatur und Kunst, für jede Eigenthümlichkeit, einzelner Männer wie ganzer Völker, für die der Vorzeit wie der Gegenwart, — daß selbst Herder, sage ich, jenen langen ironischen und satyrischen Aufsätzen keinen Geschmack hatte abgewinnen können; deshalb mag denn seine Antwort ablehnend ausgefallen sein, jedoch so, um ihm zu einer späteren Wiederholung seiner Bitte Muth zu geben. Denn bei der großen und innigen Freundschaft, die zwischen ihm und Hartknoch bestand, hätte es ihm nur ein einziges Wort gekostet, denselben zu jeder Verlagsunternehmung zu bewegen. Auf diese Weise aber wurde Richter für diesmal noch von Herder entfernt gehalten.

Hierher gehören auch noch die beiden Briefe, die er in dem Jahre 1786, jedoch ebenfalls vergeblich, an Wie-

land schrieb. Der erste vom 26. März lautete: „Lieber Merkur! selten wird Einer an Dich sehr gut geschrieben haben, der nicht vorher den comes natalis vor sich hingelegt; aus dem schöpft man den ganzen Brief an Dich, der aus lauter Anspielungen auf Deine mythologische Biographie gewählt sein muß. Da man sich gewöhnlich der Gunst dessen, mit dem man umgeht, dadurch bemächtigt, daß man seine Sitten nachahmt: so haben die größten Autoren geglaubt, Dich durch eine ähnliche Nachahmung bestechen zu können, und hofften sich die Liebe des Gottes der Beredtsamkeit zu erschmeicheln, wenn sie offenbar beredt an ihn schrieben. Ich lasse das; denn Du warst wohl fähig, in Deiner Jugend vor vielen hundert Jahren, und zum zweiten Male vor einigen Jahren, der Venus den kostbaren Gürtel zu stehlen: allein es scheint, daß ich nicht im Stande bin zu stehlen. In der That! es ist äußerst schlimm, daß Du aufgehört, der Postbote aller Götter zu sein und nur von Apollo und den Musen noch Bestellungen annimmst: sonst zwänge ich Dich sicher, diese in die Welt zu tragen. Da man indessen sehr gut aus einer Allegorie in die andere kommen kann, so sage ich es noch, daß ich es dem, der die Seelen sowohl in die Hölle als in diese Welt zu führen vermocht, überlasse wohin er diese senden will: ob mit der nächsten Post zu mir, oder zum Publicum. Ungemein selten kommt ein Unglück allein; wenn Du z. B. jetzt Dich mit der Bekanntmachung dieser Aufsätze beladest, wird Dir nicht sofort ihr Verfasser die Aufnahme einer Satyre über Damen, die ihre Tugend besiegen lassen wollen — ohne Bedenken zumuthen? Ich wollte darauf wetten. Ich habe

noch eine Bitte an Dich; denn ich bin sehr arm. Aber diese ist klein. — Es wäre sonderbar, wenn ich mich nennen wollte." Der zweite ist vom 16. Mai, mit welchem er wahrscheinlich den angekündigten Aufsatz dem ersten nachschickte: „Beifolgender Aufsatz wollte in den deutschen Merkur hinein, und war, wie ich glaube, völlig darauf aus. Himmel! warum müssen denn folgende zwei Dinge in die Welt? und war es denn auf keine Weise anders zu machen? ich meine: warum muß ein Mann, der keine Schmeichelei mehr besorgen darf, mit einem elenden Frachtzeddel behelligt werden! und zweitens: warum bin ich denn nicht unglaublich viel mehr! denn ich könnte dann doch dem Herzen Luft machen, und hätte den Muth, mehr zu bewundern."

Es mag auffällig erscheinen, daß er zu gleicher Zeit zweien Männern so verschiedener Art, als Wieland und Herder, bekannt zu werden und sie für sich zu interessiren strebte; aber Beide waren ja damals in Weimar, und diese Stadt begann gerade jetzt, durch die Vereinigung der hervorragendsten Geister der Nation, der geistige Centralpunct des Vaterlandes zu werden. Wir finden, daß Richter, Leipzig mehr aus dem Gesicht verlierend, jetzt dorthin wie nach einem Sonnenherde sein Antlitz wandte, an den herantreten zu können er als das höchste Glück betrachtete. Wie sehr es ihm jetzt aber als höchstes Ziel seiner Pläne und Bestrebungen vor der Seele stand, einmal in Weimar an der Seite und wo möglich in der Mitte dieser Männer leben und wirken zu können und wie zugleich sein Selbstbewußtsein bereits hoch genug gestiegen war, um die Verwirklichung dieser Wünsche ihm

als wahrscheinlich hoffen zu lassen: beweisen mannichfache halb scherz- halb ernsthafte Wendungen, mit denen er diese seine Aussicht seinen Freunden zeigte. So liegt uns unter andern ein Brief dieser Art vor an Oerthel, der noch in Leipzig zurückgeblieben war und dort bereits sehr von Hypochondrie heimgesucht wurde. In demselben verheißt ihm Richter: daß, im Fall von Oerthel's früherem Tode, er dessen Briefe herausgeben werde; ja er fügt zugleich im Scherz die eventuelle Vorrede ausgearbeitet dazu, und anticipirte sich in derselben nicht nur als einen Beschützer unbekannter Schriftsteller, sondern datirte auch dieselbe von Weimar, freilich erst vom Jahre 1832, indem er auf eine rührende Weise durch das weite Hinausrücken dieses ersehnten Zeitpunctes, wo er eine solche Stellung einnehmen würde, die Möglichkeit einer vom Schicksal ihm aufgebürdeten noch sehr verlängerten Dauer seiner trostlosen Candidatur und Quarantaine andeutete.

Die Sehnsucht nach anderen Orten und anderen Menschen ward auch noch durch verschiedene äußere Umstände genährt und gesteigert. Es ist schon früher erwähnt worden, wie Richter in Hof von der kleinstädtischen Welt bitter gehaßt und verfolgt wurde, theils wegen seiner angeblichen atheistischen Religionsgrundsätze, theils wegen seines ungewöhnlichen, von allen Anderen abweichenden und den Leuten unbegreiflichen Lebens und Treibens, theils und besonders wegen seiner noch immer nicht abgelegten Tracht. Dies geschah besonders in dieser Periode. Man suchte ihn daher selbst mit seinen Freunden zu entzweien, indem man denselben allerhand verschiedene Aeußerungen Richter's entstellt und verdreht hinterbrachte. Uebrigens

gab er durch seine Liebe zum Scherz und zur Satyre auch hie und da Vorwände dazu: denn er ließ im Umgang eben so wenig eine Gelegenheit, dieselben zu üben, ungenutzt vorübergehen, als er jede neue Kenntniß, die er sich erwarb, nur in ihrer Anwendbarkeit für seine witzige Schriftstellerei betrachtete. Nicht nur sein Auge gewöhnte sich dadurch, die Dinge von der komischen Seite zu sehen, sondern seine witzige Metaphernsprache war, wie früher aus den Büchern in die Briefe, so jetzt aus den letzteren in die Rede übergegangen; wie er denn von dieser Zeit an bis an sein Lebensende auf keine andere Weise über die allergewöhnlichsten Dinge sprechen konnte. So gab er wider Willen einmal seinen verehrten Freund Vogel dem Gelächter der ganzen Umgegend preiß. Man hatte ihm berichtet, daß das Reitpferd desselben, ein äußerst mageres Thier, gestorben sei, und Richter glaubte nunmehr allen seinen launigen Einfällen, die er früher über dies Thier gehabt, den Zügel schießen lassen zu können. „Was das verreckte Pferd in Rehau anlangt," schrieb er den Bekannten umher, „so solle man sich mehr darüber freuen als grämen, daß es endlich aus diesem Jammerthale abgeschieden und von seinen Schmerzen, seiner Magerkeit und seinem Reiter erlößt sei. In der That habe er es nie ansehen können ohne zu bedenken, daß es dessen eigenes Trauer- und Klagepferd wäre; nun erwarte es die Freude in der Ewigkeit, habe weder Hunger noch Durst, und denke vernünftig genug. Eben so glücklich sei der Herr Pfarrer selbst, der nun auf keinem Folterpferde — die Römer peinigten ihre Sclaven auf einem hölzernen Gaul — und Steckenpferde mehr sitze." Auf ähnliche Weise

hatte er sich wiederholt mündlich darüber ausgelassen. Und des Pfarrers Vogel Empfindlichkeit ward daher auf eine sehr harte Probe gestellt, als derselbe auf dem verspotteten Pferde, dessen Tod erdichtet gewesen, in der Gegend erschien, und die Scherzreden Richter's auf sein und seines Thieres Kosten vernehmen mußte. Weniger glücklich war er jedoch bei anderen Befreundeten, die ihn weniger kannten und verstanden als Vogel, der natürlich leicht zu besänftigen war. Wenn wir z. B. anführen, daß einer seiner Schwarzenbacher Freunde, bei welchem er im December 1785 mehrere Wochen zugebracht, und der ebenfalls über einen Einfall heftig erzürnt worden war, unter andern Bitterkeiten ihm schrieb: „daß, wenn er (der Freund) etwa noch einige bittere Ausdrücke gegen ihn vergessen haben sollte, Richter ihm den Gefallen thun möge, sie selber zu ergänzen; denn er wolle hoffen, daß Richter als einer, der sich in der Verhöhnung nicht wenig übe, schon so viel Stachelreden zu den seinigen hinzuzusetzen verstehen werde, daß es ihn etwa stark genug verwunde" — so zeigt uns diese einzige Stelle auf das deutlichste Richter's damalige Weise, wie den schweren Stand, den er, selbst den wenigen Gebildeten in seiner Umgebung gegenüber, dadurch hatte. Seine Menschenliebe aber und seine Herzlichkeit und den Kummer über ein solches Mißverstehen zeigen die noch vorliegenden Briefe, in welchen er jene Bekannten um Vergebung dieser unwillkürlichen Beleidigungen bittet, auf das rührendste. Ein weniger liebevolles Gemüth und ein weniger das Rein-Menschliche so überschauender und nicht so unaufhörlich sich im Erdulden menschlicher Schwachheiten und Fehler

übender, die entschuldigenden Gründe der letzteren nicht immer sich so vorhaltender, und endlich sich mit seinem Sein in das Anderer nicht so hineindenkender Geist würde durch solche Erfahrungen verhärtet, sich mit dem verletzten Selbstgefühl ganz in sich zurückgezogen haben und vielleicht ein Menschenhasser geworden sein. Denn die Verläumdung blieb bei obigen Versuchen nicht stehen; sie schob ihm sogar nicht bloß muthwillige, sondern selbst seiner unwürdige Aeußerungen unter. Zu einem zweiten Bande von Vogel's „Raffinerieen," der später unter dem Titel „Mixturen" herauskam, hatten sowohl Richter, als der Pfarrer Völkel zu Beiträgen sich vereinigt, und ersterer einige Aufsätze geliefert, auf welche wir in Zukunft noch zu sprechen kommen werden. Wie groß war sein Erstaunen, als er im Mai 1786 von Vogel folgenden Brief erhielt: „Man erzählt mir, Sie sagten aller Welt in Hof, daß Sie erstens zu Rehau die Raffinerien hätten machen müssen, und daß Sie zweitens noch keinen Heller für Ihre Arbeit von mir bekommen hätten und auch je zu bekommen hoffen könnten. Das Letzte könnte sich fügen; aber ob sich das Erste je gefügt hat, daran zweifle ich so lange, als ich Sie meinen Freund nennen werde, das heißt: immer und ewig. Sie brauchen Sich deshalb auch gar nicht zu verantworten oder den Erzähler zu widerlegen."

Sein Aeußeres und die Meinung, in welcher er dort stand, hielten ihn auch fern von dem, was selbst in Hof doch auch an höherer, geselliger und wissenschaftlicher Bildung sich vorfand. Wir müssen bei dieser Gelegenheit an die damaligen öffentlichen und politischen Verhältnisse von

Jean Paul's Geburtsprovinz erinnern; sie erklären zumal Vieles in einigen von seinen am berühmtesten gewordenen Werken. Die Landschaften Anspach und Baireuth waren damals noch für sich bestehende Fürstenthümer, gehörig der Fränkischen Linie des Hauses Zollern, und zwar um diese Zeit regiert von dem letzten kinderlosen Sproß dieser Linie, dem Markgrafen Alexander, der bald in Anspach residirte, bald in Baireuth. In den letzteren Jahren der Regierung dieses Markgrafen, der im Jahre 1791 starb, worauf die beiden Fürstenthümer an die preußische Linie Hohenzollern fielen, wurde das Fürstenthum Baireuth, zu welchem Hof gehörte, durch den Landeshauptmann von Weitersheim als Gouverneur verwaltet. Otto berichtet, daß Hof gerade damals durch den Einfluß dieses — wie er ihn nennt — geistreichen Staatsmannes und derer, die ihm zunächst standen, einen Glanzpunct, wie nie zuvor und nie nachher, gehabt habe. Trotz dem, daß Richter nach dem Umgang mit äußerlich hochstehenden Männern begierig verlangte, trotz dem, daß er den Landeshauptmann so achtete, um in einem späteren Tagebuche sich aufzuzeichnen, wenn ihm die Gunst des Zufalls ein Gespräch mit demselben verschafft hatte: so blieb er dennoch abgesondert von diesen wenigen, die sich in der kleinen Stadt durch Bildung und höhere gesellige Stellung auszeichneten; ja, er erfuhr kaum etwas von ihren nicht unbedeutenden Büchersammlungen, und blieb mithin auch von dem Gebrauch derselben ausgeschlossen. Anführen müssen wir dabei auch die Bemerkung Otto's: daß, außer den bereits geschilderten Verhältnissen, daran auch noch besonders der französische Geschmack Schuld gewesen sei,

dem diese Männer gehuldigt, und von welchem sie Richtern, als einen lauten Verehrer der englischen Satyriker und Komiker, für einen Antagonisten angesehen hätten. Hier sieht man, wie es dem Dichter so nahe lag, bei der späteren Schilderung seiner Höfe und Hofleute diese französirende Weise so scharf zu betonen. Aber wenn er auch dem nähern Umgang mit diesen Staatspersonen fremd bleiben mußte, so weiß man doch, wie ein kleiner Hof seinem Ländchen sehr vertraut und bekannt wird, wie alle Verhältnisse desselben Gegenstände des allgemeinen Gesprächs werden. Der des Markgrafen Alexander mußte besonders um diese Zeit um so größere Aufmerksamkeit bei seinen Unterthanen erregen, als das Ungewisse der Erbfolge Hof wie Land in mannichfacher Spannung erhielt. Die verschwenderische und despotische Regierungsweise jener Markgrafen, welche mit Hessen die Schmach theilten, ihre Unterthanen zur Unterdrückung der Amerikanischen Freiheit verkauft zu haben, verursachte nothwendig viele Kritik im Lande. Alles dies gab Richter mannichfachen Stoff zur Einsammlung für seine Satyren, und er trug jeden Zug, der ihm darüber zu Ohren kam, mit wahrer Herzensfreude in seine Zellen für künftigen Verbrauch ein. Wir heben einen derselben heraus. „Ich komme," schreibt er an Oerthel, „von der Freundschaft nach einer bekannten poetischen Figur auf die Hofleute, und erzähle Dir eine schöne Anecdote von einem. Unter den vorigen Markgrafen war einmal ein Hofmann, der hatte einen schönen Hund. Der schöne Hund war einmal mit dem Markgrafen und seinem Herrn und vielen Hofleuten in einem Zimmer und ließ seinen Urin an's Bein

des gedachten Markgrafen. Die ganze stehende Armee desselben fiel jetzt mit Waffen über den Hund her; besonders that sich unter denen, die ihn hinausprügelten, sein Herr hervor. Zuletzt ging auch der Markgraf den Weg des Hundes, und sein Herr hielt an die Anwesenden folgende Rede: Wenn ich je etwas gethan habe, was eines ächten Hofmannes nicht ganz unwürdig ist, so war es jetzt. Der Hund, den wir mit einander hinausprügelten, ist mein; ich habe kein Weib, kein Kind, keinen Freund: aber den Hund habe ich statt deß Allem, und lieb' ihn. Sehen Sie indeß: da der Hund in die Ungnade meines Fürsten fiel, so kannte ich ihn nicht mehr und schlug ihn mit." —

Trotz aller dieser Freude über die durch gesellige Verhältnisse ihm aus dem frischen Leben selbst werdenden Ausbeute und trotz seiner Sehnsucht danach, mochte Richter dennoch immer noch nicht derselben die unwesentliche Opposition in seiner Kleidung opfern. Denn er entbehrte immer noch einer großen und mächtigen Gefühlsanregung, die ihn aus der empfindungskühlen, trotzigen Freiheit und der Unbeschränktheit in Allem liebenden Epoche des Witzes, aus der Saturnalienzeit seines Lebens, heraus gerissen hätte. Sein Arbeiten nämlich, das er sogleich nach seiner Rückkunft in Hof fortgesetzt hatte, bestand nicht im Schaffen neuer satyrischer Aufsätze, wie wir bereits vorläufig erwähnten: sondern im Umarbeiten und Verbessern jener schon in Leipzig fertig gemachten Manuscripte. Bei diesem Umarbeiten hielt er sich immer streng an jene oft schon erwähnte und namentlich von Weiße ihm eingeschärfte Regel: allen Arbeiten das Gepräge einer richtige=

ren, d. h. mehr scheinernsten, Ironie zu geben; wiewohl dieselben freilich dadurch nicht lebendiger, sondern, man könnte fast sagen: gezwungener, wurden — etwas, was außer ihm fremd lag. Im Allgemeinen war ihm diese Arbeit höchst verdrießlich, und er beschwert sich oft gegen Oerthel nach Leipzig: „daß er an der Hundearbeit des Brütens, ihm so sehr viel mißlicher als die des Legens, schon neun Monate lang zubringe." In seinen Briefen und andern gelegentlichen nicht für den Druck bestimmten Arbeiten ist auch ein weit frischerer und sprudelnderer Scherz, als in den meisten dieser. Während er daher auch die Ausarbeitung der Manuscripte gewissermaßen als eine Frohnarbeit betrieb, ergriff er mit Freude jede andere Gelegenheit, seinen Freunden scherzhafte und heitere Briefe und Gelegenheitsaufsätze zu schreiben. So haben wir vor uns eine Vorrede zu einer Höfer Festtagszeitung für die Gebrüder Otto, voller Witz und Laune. Eine Ausnahme machten aber einige Aufsätze in der herauszugebenden Satyrensammlung, die er mit einem wahrhaften Seelenvergnügen arbeitete, besonders der, welchen man unter dem Titel: „Habermann's große Tour um die Welt" als die erste Nummer in den später herausgegebenen „Teufelspapieren" findet, und von dem er mehrere Jahre nachher noch sagte: „daß es ein solches Vergnügen, womit er denselben gemacht, schwerlich mehr gäbe, indem er dabei das rechte Bein am arctischen Pol, und das linke am antiarctischen gehabt habe." Es war nämlich die unendliche Weite des Blicks, gewissermaßen über die ganze Welt, welche ihn so sehr erhob, und der Umstand, daß er, dem Plane des Aufsatzes gemäß, im beständigen unmotivirten Wechsel

alle Gegenden, Sitten, Verhältnisse &c. berühren und die verschiedenartigsten Materien aus seinen Excerpten dazu schöpfen konnte, machte ihm diese Aufgabe heiter und leicht, und es begreift sich, warum er noch einige Jahre nachher es als die größte Wonne sich vorstellte, denselben Gegenstand noch einmal mit neuen Materialien zu bearbeiten. Der große Fortschritt aber überhaupt, den er in der Gestaltung seiner Schöpfungen zu machen anfing, war der: daß er nach und nach immer mehr seine witzigen Gedanken über einen Gegenstand in erzählende Form, Fabeln oder weiter ausgesponnenen lebendigen Allegorien, einzukleiden suchte. Meist findet sich diese Neigung jedoch, dieses zu Gestalten bilden Wollen, in den Gelegenheitarbeiten. Es war aber die allereinfachste Art und die niedrigste Stufe der Dramatisirung, indem er sich selbst als einen, der dies oder jenes gesehen oder gesprochen oder von diesem oder jenem Zeuge gewesen, einführte, freilich in einer andern Weise, als in der Manier der damaligen Nachahmer Sterne's, welche ein häufiges: „sagt' ich," anbrachten; eine Manier, die er selbst am Anfang jenes ebenerwähnten Aufsatzes in den Teufelspapieren verspottet. In der neuen satyrischen Sammlung — und das unterscheidet sie ebenfalls sehr wesentlich von den Grönländischen Processen — findet sich nun diese durch Subjectivirung und durch Hineinziehung seines Ichs hervorgebrachte Belebung von Betrachtungen bereits nicht selten vor, und giebt ihnen darum einiges Colorit, welches dem trocknen ironischen Ernst gegenüber wohlthuend genug ist. Die „Tour Habermann's" ist ganz in dieser Subjectivität gehalten. Wie weit späterhin diese Manier Jean Paul

ausbildete, ist nur zu bekannt, und werden wir noch oft darauf, wie auf deren Gründe, zurückkommen. Außer der „Tour Habermann's" ist noch mit gleicher Liebe und Lebendigkeit das Vorwort zu den Satyren, die späterhin „Auswahl aus des Teufels Papieren" genannt wurden, gearbeitet, weil auch demselben eine aus seinen persönlichen Verhältnissen zu seinen neuen Arbeiten hervorgegangene Idee zum Grunde lag. Er trat in der neuen Sammlung hauptsächlich als ein in Swift's Geist Arbeitender auf, und es ist wohl nie genialer und geistreicher das Geständniß einer Art von Nachahmung eingekleidet worden, als in den Gedanken: „daß der Autor nur dadurch, weil er so spät zur Welt gekommen, bereits die geistreichsten Werke, die er vor seiner Geburt schon verfaßt, als Plagiate auf der Welt vorgefunden und sie eigentlich als die seinigen zu vindiciren habe." In Leipzig hatte er nur die Idee, in der Vorrede zu beweisen, daß er Swift selbst sei. Die neue Idee, welche aus dieser alten entstanden, bezeichnet daher genau die Art und Weise seiner Beschäftigungen in Hof. Aber zugleich benutzte er den bei weitem fruchtbareren zweiten Gedanken, auf eine äußerst zarte Weise seine Liebe für Herder an den Tag zu legen, indem er gerade dessen Werke für solche erklärt, die nur in einem höhern ätherischen Vaterlande hätten gezeugt und geboren werden können. Als ein Beispiel jener oben angegebenen Belebung durch ausgesponnene Allegorien, verbunden mit dem Hineinziehen seines Ich in dieselbe, verweisen wir auf den so kurzen als genialen Aufsatz: „Die Himmelfahrt der Gerechtigkeit" in den „Teufelspapieren;" es ist der dritte in dieser Sammlung.

Während Richter, so von allen Seiten nach dem Stübchen seiner Mutter zurückgewiesen, fast den ganzen Tag an seinem Schreib- und Lesepulte saß, konnte er nicht anders, als von dem ganzen kleinen Getreibe um ihm her beständig Notiz zu nehmen, hörte mit an alle Gespräche, alle Gedanken, den ganzen Ideenkreis, alle Vorurtheile, alle Eigenthümlichkeiten von Frauen, auf der Erziehungs- und Bildungsstufe wie seine Mutter, eine Tuchmacherstochter aus einer kleinen Stadt, und der sie besuchenden Bekannten. Er sah um sich den Werth und die Bedeutung der kleinsten Dinge und Geräthschaften des Lebens, sah an sich vorübergehen die Leiden und Freuden solcher Lebenszustände und ihrer Theilhaber; die umständlichste Chronik der Stadt Hof konnte seinen Ohren eben so wenig entgehen — genug! er sah jetzt das ganze menschliche Leben nur in Tennier'schen Bildern vor sich vorübergehen. Er selbst spielte eine Hauptfigur in denselben, und durchlebte Noth und Freude, Gedanken und Empfindungen der ärmeren, beschränkteren und niedrigeren Stände, Jahre lang, und wahrlich nicht wie einer, der sich von Zeit zu Zeit zu ihnen drängt, um sie angeblich zu studiren. Er fühlte selbst an sich, was dem Volk ein Sonntag ist oder ein Festtag, eine weißgescheuerte von Sand blinkende Stube, ein wohlgerathener Kuchen, ein reichlicher besetzter Eßtisch und eine Gans am Martinitage. Und doch hob ihn seine eigene geistige Lage, wenn er, seltsam genug! mit dem Plato etwa in der Hand neben der Flachs spinnenden Mutter saß, oder wenn er von seiner Zukunft träumte unter großen Männern und geachtet von der Welt, so über diese kleine Welt empor:

daß er, trotz aller Mittheilnahme an ihr, sie objectiv betrachtete und um so tiefer belauschte, je zutraulicher sie ihm Alles aufdeckte, ihre Wunden wie ihre kleinen Freuden, ihr Herz und das Bereich ihrer Gefühle, wie ihren Kopf, und den Kreis ihrer Vorstellungen, ihrer Begriffe und Gedanken. — Es war der Dichter und Patron der Armen und Gedrückten, der in ihre Schule ging, wenn er auch dieser seiner Bestimmung sich noch nicht bewußt war, und im Gegentheil immer nur damals noch von glänzenderen Stoffen und höher gestellten Clienten träumte.

Diese physische wie geistige Einsamkeit milderte etwas die plötzliche Ankunft Hermann's aus Leipzig, welches derselbe noch eher verließ als Oerthel. Wenn Hermann's so höchst interessante Erscheinung, sein tragisch rührender Kampf gegen ein ihn noch tiefer niederziehenwollendes Schicksal und sein geniales Wesen Richter'n in Leipzig aus den Augen geruckt worden war, vielleicht weil Beide nach höheren, älteren und glänzenderen Freundschaften dort suchten: so mußte ein Mensch von solchen Eigenschaften in Hof wie ein hoher und ebenfalls einsamstehender Thurm ihm in's Auge fallen. So entstand jetzt zwischen Beiden ein immer inniger werdendes Verhältniß, bei welchem anfänglich die größere Liebe auf Richter's Seite gewesen zu sein scheint, dessen Herz bei jeder Anregung der Art in Flammen aufzubrausen sich anschickte. Ja, die Freundschaft Richter's zu Hermann nahm fast etwas Weibliches an, woran bei seinem Schönheitgefühl die angenehme Gestalt des Freundes gewiß ihren Antheil hatte. Wir finden darüber eine merkwürdige Stelle in einem Briefe an Oerthel, die wir, um den Briefschreiber keinem Miß-

verständnisse auszusetzen, nebst ihrer Anmerkung, wörtlich geben. „Ich werde wohl nicht eher ruhen," sagt er, „als bis ich mich mit Hermann verloben dürfen. Ich spiele auf die Gewohnheit der Morlacken an, bei denen ein Paar Freunde sich ordentlich copuliren und feierlich einsegnen lassen. Bei den Griechen war die Freundschaft der Männer oft in eigentlichem Sinne eine Ehe; aber daß das Gesicht mit in's Spiel kam, das that der Freundschaft gewiß keinen Eintrag. An etwas Körperliches müssen alle unsere Empfindungen sich halten, und das griechische Feuer der Freundschaft würde gewiß bei uns noch häufiger sein, wenn es sich noch von der körperlichen Schönheit mit nährte, an deren Stelle man jetzt lieber Geld und Ehre treten lassen. Bloße gegenseitige Tugend kann Hochachtung erregen; aber eine Vereinigung, wie zwischen Montaigne und Boethius, stiftet sie wohl schwerlich. Wenn ich einen fragte: warum liebst Du nicht lieber dieses Mädchen, das eben wenigstens so schön, gut, klug als das ist, an dem Du hängst: so würde er mir nichts zu antworten wissen; ich aber würde an seiner Statt sagen: mit der Liebe ist's, wie mit der Freundschaft und wie mit allen Empfindungen, die auf tausend unsichtbaren und im Freien fliegenden und schwebenden Fäden ruhen. — Platner empfiehlt eine gewisse feine und höfliche Zurückhaltung, eine gewisse Etikette in der Freundschaft, und warnet vor großer Vertraulichkeit. Du wirst aber gewiß fühlen, daß diese Regel auf Montaigne's Freundschaft gar nicht passet; passet sie freilich auf die gewöhnliche, so ist es ein Beweis, daß sie wenig tauge, und daß Freunde, die zu diesem wohlthätigen Betrug

ihre Zuflucht nehmen müssen, entweder viele Fehler haben, von deren Verlarvung die Dauer oder der Grad ihrer Freundschaft abhängt, oder sonst Vollkommenheiten an einander wenig genug kennen, um sich zu weigern, dafür Fehler zu übersehen." — — Hermann indeß erwiederte diese freundliche Liebe, seiner Charaktereigenthümlichkeit zufolge, erst nach und nach. Erst um die Mitte des Jahres 1787 fing er an, sich Richter'n ganz zu geben; entzog ihm aber alle äußere Zeichen und jedes Geständniß seiner Gefühle; und er hatte erst nach abermaliger Trennung im August 1788 den Muth, ihm zu schreiben: „er gestände, daß er sogar bei vielen Freunden einer mit Vorsatz erdrechselten Verstellungskunst sich bisweilen bediene; aber er habe ihm schon einmal so viel gesagt, daß man wenigstens e i n e n Menschen sich wünsche, mit dem man ganz aufrichtig sein könne, mit dem man, wie mit einem Alles durchsehenden Gotte, müsse umgehen können: und dieser e i n e sei er, Richter, ungefähr nicht länger als seit Dreivierteljahren, in seinen Augen." — So zog dieser seltsame Mensch unserm Dichter, auf welchem die Zeichen und Ergüsse der Freundschaft, die Jener für ihn hegte, einen so unendlichen Eindruck gemacht haben würden, eine wohlthätig durchwärmende und durchglühende Sonne abermals aus dem Leben, und beschien es in dieser Zeit zwar so hell und glänzend, aber auch so kalt, wie ein Mond. — Durch den Verkehr mit Hermann ward Richter aber von Neuem wieder auf die Beschäftigung mit den medicinischen Wissenschaften geführt, die er sein ganzes Leben hindurch von nun an mit so großem Dilettantismus betrieb, daß er sich zum Selberarzt in seinem

Hause machte. Jetzt aber schon arbeitete er unter andern, und zwar für das Höfer Intelligenzblatt, einen halb scherz-halb ernsthaften Verweis für die Pfarr-, Edel- und Amtleute, die mit sogenannten Hausapotheken die Bauern zu curiren unternähmen. Der Aufsatz führte den Titel: „Die mörderische Menschenfreundlichkeit," und sollte mit dem Höfer Intelligenzblatte am Markttage ausgegeben werden. Richter zerfiel jedoch vorher mit dem Besitzer dieses Intelligenzblattes, und so unterblieb der Abdruck. Der Aufsatz, in den „Materialien" abgedruckt, ist sowohl als Beleg von dem medicinischen Dilettantismus Richter's, so wie als erster Beweis von seinen Höfer Studien der niedern Volksklassen und von seiner Sorgsamkeit für sie, anziehend genug.

Auf diese Weise lebte Richter in Hof beinahe auch das ganze Jahr 1786 hindurch. Doch war bald nach Hermann auch Adam von Oerthel von Leipzig abgegangen, nahm aber seinen Aufenthalt auf dem Gute seines Vaters in Töpen, wo ihn seine zunehmende Kränklichkeit und Hypochondrie immer mehr gefesselt hielten. Er war jedoch von da aus, trotz der fortwährenden Beschränkungen durch seinen Vater, Richter'n äußerst hülfreich. Er ward es ihm durch kleine Geldunterstützungen, da gerade das Jahr 1786 das allerdürftigste für die Richter'sche Familie geworden war; theils gab er für Richter, und diesem war ein solcher stets ein großes Bedürfniß, und er bekannte selbst: daß er außerdem nichts zu vollenden im Stande sei, eine Art ersten Leser und Recensenten für dessen Manuscripte ab. Es sind noch

einige solche Urtheile von Oerthel vorhanden, in welchen ebenfalls die Ansteckung von Richter's Ausdruck und Styl-weise zu bemerken ist, die auch später auf Otto überging, als dieser das Amt des ersten Lesers und Recensenten hatte übernehmen müssen; nur Hermann behauptete auch darin seine Selbstständigkeit. — Die Wallfahrten nach Rehau, Töpen, Schwarzenbach, das beständige Laufen in den Bergen umher stählten Richter's Körper, während sie immer mehr die Naturverehrung desselben steigerten, fast zu religiöser Andacht nach und nach erhoben. Sie veranlaßten ihn zugleich zu immer unausgesetzterer Beobachtung der Naturgesetze und machten ihn zum eifrigen Wetterpropheten; und die Gewohnheit, auf diesen Gängen Bücher und Notizenhefte mitzunehmen, machte ihm nicht nur das Leben in der freien Natur, sondern auch das Arbeiten im Freien immer mehr zum Bedürfniß, wovon wir später das Weitere sprechen werden. Ganz treu schildert er sein damaliges Sein auf diesen Gängen am Anfang des 3. Bandes des Kometen, wo Worble beim ersten Auszug des Fürstapothekers den „Candidaten Richter aus Hof im Voigtlande" mit offener Brust, fliegendem Haar, ein Buch in der Hand, singend, im Trabe daher kommen sieht, und derselbe dem Reisemarschall sogleich den Flug der Wolken und den Standpunct des Mondes in Bezug auf das Wetter deutet. Aber wir müssen diesem Bilde noch das hinzufügen: daß der „Candidat" blondes weiches Haar, eine große erhaben gewölbte Stirn, eine gebogene Nase, einen äußerst feinen und lieb lichen Mund, ein blitzendes blaues Auge, doch ein hage-

res, bleiches Gesicht gehabt, in einen grünen Flausrock gekleidet und von mittler Größe gewesen sei.

Im Januar 1787 endigte sich die erste Hälfte dieser Höfer Quarantaine und Vorbereitungszeit. Adam von Oerthel hatte es bei seinem Vater ausgewirkt, daß dieser dem nunmehr beinahe vier und zwanzigjährigen Richter die Hauslehrerstelle bei einem seiner jüngeren Söhne antragen ließ. Derselbe, ein Kammerrath, wohnte in Töpen, einem Dorfe mehrere Stunden nördlich von Hof nach der sächsischen Gränze zu gelegen. Freilich war für Richter dort nichts weniger als ein Ersatz für die geistigen Entbehrungen in Hof zu hoffen, im Gegentheil noch mehrere zu erwarten: aber wie konnte er anders, als den Vorschlag annehmen? Ging doch dort wenigstens die Zeit des physischen Hungerns zu Ende und nahm er nicht seiner armen Mutter dadurch wenigstens Eine Last, sich selbst, ab? Dazu kam, daß nur ein geringer Theil seiner Zeit in Anspruch genommen, und von ihm dem jungen Oerthel nur vorzüglich Unterricht im Französischen gegeben werden sollte. Vor Allem aber entschied für ihn das Beisammensein mit Adam von Oerthel und der Anschein von wirklicher Liebe, welchen der neue Zögling für ihn angenommen hatte. Dies letztere eröffnete ihm die Hoffnung, in die Tiefen einer edeln, unschuldigen und hoffnungsvollen Kinderseele eindringen und aus diesem Schachte einen reichen Schatz neuer psychologischer Aufschlüsse für die geistigen und moralischen Keime, wie sie in die Kinderbrust gelegt worden, und wie dieselben sich

von selbst oder durch äußere Leitung entwickeln möchten, für sich heraufzuholen. Auch aus dem an Oerthel geschriebenen Zusagungbriefe, dessen Anfang, scherzhaft den Antritt eines neuen Lehreramtes bezeichnend, französisch geschrieben ist*), ersieht man, daß von der Zeit seiner Ankunft aus Leipzig an er immer entschlossen gewesen war, Hof wieder zu verlassen, um sich in eine reichere Welt zurückzubegeben; daß er hauptsächlich darum die Realisirung seiner Unternehmungen gewünscht, daß er aber jetzt vorläufig jede Hoffnung dazu aufgegeben hatte. Dies motivirte natürlich ebenfalls seinen Umzug nach Töpen.

Allerdings war auch besonders die Freundschaft Adams von Oerthel vonnöthen, um ihm den neuen Aufenthaltsort einigermaßen erträglich zu machen. Wiewohl Töpen tiefer lag, als Hof, so war die Gegend doch noch kälter, rauher und eintöniger als um Hof, obschon die Landstraße durch das Dorf führte; zugleich war der Verkehr mit seinen Schwarzenbacher Freunden und dem Pfarrer Vogel erschwert, und die Bibliothek des Kammerraths von Oerthel fast nur voll juristischer Bücher. Am unangenehmsten jedoch waren seine Verhältnisse in dem Hause selbst, weniger, weil der Hausherr, wie wir schon mehrmals berührten, nicht bloß, als durch kaufmännische Unternehmungen reich gewordener Emporkömmling, stolz, übermüthig und geizig war**), sondern besonders

*) Dies französische Lehramt, in welchem er französisch zu sprechen und zu schreiben suchen mußte, ist die Veranlassung jener französischen Stellen im „Titan," die ihm eigentlich so komisch stehen, und über welche, weil sie so sehr unfranzösisch waren, F. H. Jacobi ihm seine Verwunderung nicht verbarg.

**) „Sie können gewiß glauben, daß ich in Töpen war," sagt

auch, weil er in den Erwartungen von seinem Zöglinge ganz sich getäuscht fand. Derselbe hatte weder die gehofften Anlagen des Geistes, noch Herzensgüte; er konnte sich durch nichts dessen Liebe und Vertrauen gewinnen, und der Knabe verband sich sogar mit übelgesinnten Menschen zu Kränkungen seines Lehrers. Denn wie groß die Verfolgungen gewesen sind und wie weit sich dieselben erstreckt hatten, welche er in Folge seiner religiösen und philosophischen Ansichten und wegen der Unerklärbarkeit seiner ganzen Erscheinung in seinem sogenannten „engern Vaterlande" ausgesetzt gewesen war, beweist eines der merkwürdigsten Documente aus Jean Paul's Verlassenschaft. Nachdem er nämlich sein Lehramt etwas länger als ein halbes Jahr verwaltet, wagte der Pfarrer in Töpen, Morg geheißen, ihn sogar auf der Landstraße als einen Atheisten mit zelotischem Eifer zur Rede zu stellen. So schwer Richter dadurch sich verletzt fühlte, so besaß ihn der Satyr in jener Epoche doch noch so, daß er nicht im Stande war, auch nur den Brief ernsthaft zu schreiben, in welchem er den Zeloten für seine Böswilligkeit bestrafen wollte. Er gewann es allerdings auch leicht über sich, dergleichen Vorfälle so objectiv anzusehen und zu behandeln, als seien es ihm aufgegebene Stoffe zu Abfassung eines satyrischen Kunstwerkes. Diese beständig ihm vorschwebende Schaffungsucht und die kalten Kunstblicke, die er auf Alles um sich her warf, wurden die besten Blitzableiter jedes zu großen Zornes. Er sagt

Jean Paul in einem später erzählten scherzhaften Traume: „denn ich hörte den alten Oerthel und seinen Spitz zanken, und Beide bellten einen Bettler an." —

ihm: daß er recht wohl wisse, wie Jener Seine damalige Feld- und Controverspredigt der Wirkung zuschreiben werde, welche die Sonnenhitze damals auf Seinen Kopf gemacht; allein er rede hier von Seinem Herzen, das in eine noch schlimmere Hitze gerathen sei. — Wer denn Ihm sein Glaubensbekenntniß abgelegt habe, daß Derselbe es so genau zu kennen vermöge? Der Pfarrer könne zwar sagen: man brauche eine Sache nicht zu verstehen, um über sie zu urtheilen, und Er könne recht gut Voltairen einen Atheisten schelten, ungeachtet Er keine Zeile von ihm gesehen, und ungeachtet dieser vielmehr einen Atheisten, den Verfasser des Système de la nature, vortrefflich widerlegt. Er könne ferner sagen: es sei einmal Seine Art so, widersprechende Dinge zu verfechten und z. B. zu behaupten: Voltaire könne doch ein Atheist sein, wenn er auch an einen Gott glaube. Allein dieses Recht, dieses ius stolae, komme Ihm kaum auf der Kanzel, geschweige auf der Landstraße zu. Was den Spinoza beträfe, den Er angeführt, und dessen Charakter (wovon sie aber gar nicht gesprochen, weil Geistliche Sünden, die sie vergeben könnten, minder haßten als Irrlehren, für die sie keine absolvirende Hände anhätten): so sei Ihm unbekannt, daß derselbe ein guter mäßiger Mann gewesen, der bloß den menschlichen Fehler gehabt, daß er kein Bier getrunken. — Philosophie, Freigeisterei, Heterodoxie, Naturrecht und Atheismus schnüre Er, der Pfarrer, in einen Begriff zusammen, wie die Türken Holländer, Engländer und jeden Europäer: Franken, nennten. — Darum traue Er Jedem, dessen Seele nicht in einer totalen Sonnenfinsterniß der Wahrheit leben wolle,

Vertheidigung des Selbstmords zu. Indessen gestehe Er doch, daß Er einen Selbstmord aus bloßen Vernunftgründen für völlig erlaubt halte, den nämlich, wenn man Salat und Milch äße. Dadurch „schlippte," wie der Pfarrer in Ermangelung eines hebräischen Ausdrucks auf der Kanzel gesagt, die Milch im armen Magen, und der Mensch müsse wirklich, er möge noch so starker Natur sein, im achtzigsten, neunzigsten Jahre Todes verfahren. Er bäte Ihn, ihn wegen dieses Briefes von der Kanzel zu werfen und die Freigeister, die etwa in Paris seien, hier in Töpen mit dem Hammer des Gesetzes halb todt zu schlagen. Es hülfe zwar den hiesigen Bauern nicht das Geringste: denn sie liebten nicht sowohl das frei denken, als das frei leben; ja es sei vor ihren Ohren eine Predigt gegen die Freigeisterei, von der sie nur den Namen kennten, so viel: als wenn sich der Herr Stadtphysicus auf die Heilung der Seekrankheit legen wollte, die auf dem Lande so selten sei wie ein Wallfisch. Wäre er ein Pfarrer, so würde er freilich auch darauf beharren, daß Irrthümer und Bier desto besser wären, je älter sie seien; und würde ebenfalls weniger für die Seele, als den Magen seiner Schafe sorgen; er würde die neuen Bücher wie neues Brot für ungesund halten." rc. rc.

Die übele Lage, in der sich Richter in dem Oerthel'schen Hause befand, für ihn um so schmerzlicher, als er seit seiner Schulzeit nicht mehr gewußt hatte, was beschränkte Freiheit sei, machte, daß die beständige Kränklichkeit und Hypochondrie seines Freundes Adam auch ihn, wenigstens mit der letzteren, ansteckte. Er verlor viel von seiner bisherigen Freudigkeit und Elastizität des Gei-

stes. „Wird's wohl der Mühe werth sein," schreibt er in das Stammbuch eines Freundes, „wird's wohl der Mühe werth sein, zwischen Erinnerung und Vergessenheit, zwischen Vergnügen und Schmerz einen Unterschied zu machen und mir das erste und Dir das zweite zu wünschen? in einem Traum- und Theaterleben, wie dieses, mein' ich, in dieser dunkeln Ecke des Universums, in einer Welt, die der kleinste Zähler einer besseren ist, in einer hypochondrischen, verwitternden, zerstörten und zerstörenden Welt, in einer, wo man im vier und zwanzigsten Jahre noch nicht in Weimar sitzt, in einer, wo Du Dich nach Erlangen verlierst, in einer, wo Dein Kopf voll Ideen und Systeme auf einem unsystematischen kranken Körper wächst, in einer, wo, glaub' ich, die Stadtpfarrer nicht besser sind als die Landpfarrer, in einer, wo Alles in Wechsel zerfährt: meine Lustigkeit auf dem Nebenblatte, Oerthel! und zur Hälfte einmal Dein Freund!." — Diese Hypochondrie mag überhaupt wohl auch eine nothwendige Folge des früher näher beschriebenen Zwiespaltes seiner beiden geistigen Naturen und des Umstandes gewesen sein, daß ihm seine satyrische Thätigkeit immer weniger genügte, daß er immer noch keine Form und keinen Ausweg wußte, in welche er die immer reicher werdenden und immer stürmischer aus dem Inneren herausdringenden ernsten und erhabenen Ideen und Empfindungen ausgießen konnte, daß er diese Geister gewissermaßen aus dem Chaos streitender Elemente nicht loszutrennen wußte. Seine Seele war daran so krank, wie ein physischer Organismus, wenn dem, was aus demselben heraus will und soll, die Auswege versperrt sind.

Es waren im eigentlichsten Sinne die lange dauernden Vorgeburtswehen seiner großen geistigen Erzeugnisse. Diese Hypochondrie wäre früher oder später zum Ausbruch gekommen, und wartete nur auf die erste äußere Veranlassung hiezu. Es ist darum eine mit Nachdruck zu bemerkende Erscheinung, daß Richter sehr wenig oder fast nichts an satyrischen Aufsätzen mehr ausführte, trotz dem, daß er endlich im Frühling 1787 die so lange und so heiß ersehnte Gewißheit erhielt, den starken Band Satyren, der fast seit drei Jahren vergeblich nach Gönnern und Verlegern umhergereist war, gedruckt zu sehen. Dies ist es nun, was von neuem auf das allerbündigste die schon früher als irrthümlich dargestellte Meinung widerlegt, daß er sich für immer der satyrischen Schriftstellerei ausschließlich ergeben haben würde, wenn er fortwährend Verleger zu den bereits ausgearbeiteten Aufsätzen gefunden gehabt hätte.

Der Verleger, der sich für das neue Werk darbot, war Beckmann in Gera. Indeß hatte Richter mit demselben viele Kämpfe wegen des Formates und Titels zu bestehen. Ersterer bestand noch auf der früheren Idee, das Buch in Quart gedruckt zu sehen, um es deshalb: „Scherze in Quart," nennen zu lassen. Dieser Titel und diese Form, so seltsam sie scheinen, waren an sich für so ausnehmend lange satyrische Aufsätze, wie die seinigen, nichts weniger als ganz unpassend: doch auf der andern Seite war es in Betracht auf das Publicum und als speculatives Unternehmen ein so unglücklicher Gedanke, daß der Buchhändler sich durchaus darauf nicht einlassen wollte, und dies mit Recht: „vor der Geburt begraben,"

nannte. Aber auch mit Richter's andern Titeln war der Letztere nicht zufrieden, und verlangte den: Faustin's philosophischer und kosmopolitischer Nachlaß. – Sollte dieser Titel als buchhändlerisches Marktgeschrei auffallen, so erinnere man sich, daß damals, ungefähr fünf Jahre nach Erscheinung von Kant's „Kritik der reinen Vernunft" die Epoche eingetreten war, in welcher in Deutschland fast Alles an der Philosophie den lebendigsten Antheil nahm, eine Epoche, die auf so seltsame Weise lange noch in Deutschland fortgeführt wurde, als in Frankreich, von woher sie veranlaßt worden, die Revolution längst in ihre schrecklichste Sturmzeit eingetreten war. Allerdings war auch Richter von Kant's „Kritik" und seiner „Metaphysik der Sitten" auf das freudigste überrascht und ergriffen worden, so daß er in einem Briefe an Vogel Kant „nicht ein Licht der Welt, sondern ein ganzes strahlendes Sonnensystem auf einmal" nannte; in einem an Hermann: „einen Kometen, auf dem der jüngste Tag flammt, und der die Himmelsstufen zum Spaß auf= und niederspringt." Endlich an Oerthel: „in gewissem Betrachte eine Mißgeburt, indem er von einer Person in Frankreich gelesen, welche ein Herz gehabt, so groß, wie ihr Kopf, und welche Kanten vollkommen ähnele; und er fände in ihm den edeln Geist des Alterthums; eine Vaterlandsliebe der ganzen Welt, und nur den Epicur nicht, diesen Cicisbeo von der Jungfrau Europa." Aber dennoch nahm er an dieser philosophischen Bewegung jetzt gar keinen, und später einmal einen durch Andere veranlaßten thätigen Antheil. Darum wies er jenen Titel mit He tigkeit zurück.

Es entspann sich nun ein langer Streit über diesen

Gegenstand, da der junge Autor die Forderung eines schreienden Titels als eine Art Beleidigung für sich betrachtete. Mit Mühe redete ihm Beckmann diesen Gedanken aus und bat ihn, es ihm nicht zu verargen, wenn er kein Buch drucke, dessen Titel dem Publicum nicht auffiele, da er es nur drucke, um es zu verkaufen, und er, leider! aus Erfahrung wisse, daß das beste Buch in Ansehung des Betriebs durch den Titel gewönne und verlöre. Als Beckmann nun den Titel: Auswahl aus Sir Luzifer's Papieren, vorgeschlagen, der sich durch kleine Abänderungen wohl anpassen ließe, ging Richter in diese Idee ein, nannte das Buch: „Auswahl aus des Teufels Papieren," und erklärte den Titel durch den geistreichen Aufsatz: „Aviso des Juden Mendel." — Das Honorar stand freilich selbst weit unter dem für die Grönländischen Processe, und ward zu zwei Thaler zwölf Groschen für einen Bogen in starkem Großoctav festgesetzt. Das Unglück aber, welches dieses Buch so lange verfolgt hatte, hörte freilich hiermit noch nicht auf; denn das Manuscript lag noch fast ganze zwei Jahre in Gera in dem Pulte des Herrn Beckmann.

Nicht weniger läßt einen hellen Blick in den eben geschilderten damaligen geistigen und Seelenzustand Richter's werfen: daß er sich anfing durch äußere Reizmittel in eine den Arbeiten, die er sich vorgesetzt, günstige Stimmung zu zwingen. Aus einer bei einer anderen Gelegenheit früher angeführten Bemerkung war schon zu ersehen, daß ihm bereits bei seiner Mutter in Hof das Kaffeetrinken eine unentbehrliche Bedingung bei angestrengten und feurigen Arbeiten geworden war. Damals

jedoch hatte er, wie aus der angeführten Specifikation zu ersehen ist, denselben mäßiger genießen müssen; in Töpen aber, wo seine Lage noch trüber und sein innerer Zwiespalt noch größer geworden war, verstärkte er die Dosen so, daß sein Freund, der Pfarrer Vogel, ihm deshalb Vorwürfe gemacht zu haben scheint; wenigstens vertheidigt sich Richter in einem vorhandenen Briefe an denselben über diese Gewohnheit: „Indeß Scherz und Astronomie bei Seite! Ich will ernsthaft sein, wenn die drei Loth Kaffee, die ich getrunken, nichts dawider haben." So sehr lebt der Geist unter der Subordination der Materie, und findet an seinem Körper, wie an fremden, die unbekannten Obern, und die Windlade des Unterleibes ist sein versteckter Soufleur. — „Sehen Sie, solche gute Gleichnisse und schlechte Schlüsse hätte ich sonst gemacht. Jetzt mache ich den: So wenig die Seele entehrt wird, wenn sie keine äußeren Bilder ohne Beistand des Sehnervs überkommen kann, eben so wenig wird sie's, wenn sie zu jenem das Gehirn bedarf. Die Niedrigkeit des Werkzeugs benimmt dem Adel des Geschäfts nichts. Noch mehr: der Kaffee oder der Wein hebt weniger die Seele, als er den Widerstand der Materie entkräftet, der sie niedergezogen hält; er beflügelt sie nicht, befreiet sie nur, und schnallet ihr nicht sowohl wächserne Schwungfedern an, als sie an den ihrigen den bindenden Faden durchschneidet. Wenn Sie mich widerlegen, so widerlegen Sie auch Sich; denn diese meine eigenen Meinungen machen Sie auch in Ihren alten Briefen an mich zu den Ihrigen." — Die Aeußerung: daß er ernsthaft sein wolle, „wenn die drei Loth Kaffee nichts dawider

hätten," zeigt nun offenbar, zu welcher Art von Arbeit er denselben getrunken; denn es will doch nichts anderes sagen, als: daß er dieses Reizmittel bisher jedesmal gebraucht, wenn er habe scherzen wollen, und daß daher in Folge der durch Gewohnheit bereits herbei geführten nothwendigen Wechselwirkung sein Geist im Zustande der Aufregung jedesmal seinen Flug nach dieser Richtung hin auf eine solche Weise zu nehmen pflege, daß es ihm schwer werde, ihn nach einer anderen hin zu lenken. Und zugleich folgt daraus auf der anderen Seite: daß im ungereizten Zustande der Ernst ihm natürlicher sei. — Man erinnere sich, daß der Witz von ihm selbst zu den gewöhnlicheren und niedrigeren Phantasiekräften gezählt ward, daß derselbe bei dem ersten Bande seiner Grönländischen Processe in einer ängstlicheren Lage ihm glückte und ihn glücklich machte, und daß beinahe alle Aufsätze der „Teufelspapiere," im Entwurf wenigstens, schon in Leipzig vorhanden waren.

Leider brachte ihm aber dieses Kaffeetrinken für die Gegenwart wie für die Zukunft sehr üble Folgen; es vermehrte nicht nur für jetzt nach den Arbeitsstunden die Hypochondrie und erzeugte bald Engbrüstigkeit, wie er sich denn schon im folgenden Jahre über schwindenden Athem beschwert: sondern er mußte sich auch ganz natürlich an Reizmittel bis in die Zeit hinein gewöhnen, wo sich seine Verhältnisse auf das freundlichste und heiterste gestaltet hatten und wo seine Schöpfungen der Brust wie ein hellsprudelnder Quell, dem man das hemmende Hinderniß weggeräumt, entströmten. Weit weniger bedeutend erscheint, daß diese Gewohnheit zu verläumderischen Mähr-

chen angeblicher Trunkliebe Veranlassung gab, wohl aber darum: weil diese, wenn auch noch so systematisch, nach mannichfachen Prüfungen und Untersuchungen in Quantität und Qualität von ihm bestimmten, stets nur nach dem nothwendigsten Wirkungsgrade abgemessenen Reizmittel einer an sich so ungemein starken und beständig thätigen Phantasie den robustesten, wenn auch durch frische Luft, Bewegung, kaltes Wasser und die überlegteste Diät unaufhörlich gestärkten, Körper vor der Zeit aufzehren helfen mußten.

Uebrigens war das Jahr 1787 für Jean Paul auch darum von Wichtigkeit, als ihm in demselben, und, so viel wir wissen, zum ersten Male, der Gedanke an die Form an die Hand gegeben wurde, in welcher er sowohl seine philosophischen und witzigen Ideen und Gedanken, als auch seine poetischen Empfindungen, mit einem Wort: die Reflexe, in welchen seiner Seele die Welt sich abspiegelte, zusammenfassen und ihnen Gewand und Sprache geben könnte. In der allgemeinen Literaturzeitung nämlich erschien eine Kritik über Vogel's Raffinerien und Mixturen, auf welche Richter jenen zuerst aufmerksam machte. „Wahrscheinlich haben Sie," schreibt er, „die Recension ꝛc. noch nicht gelesen. Auch ich nicht. Aber gehört habe ich, daß sie ihren Tadel, dem kein Buch entläuft, durch ein größeres Lob rechtfertigte, welches sie vorzüglich den Aufsätzen des zweiten Theils zuwog. Mich sucht der Recensent dagegen einige Male beim Barte anzufassen und dadurch meinen unfrisirten Kopf zu erschüttern. Allein Sie wissen recht wohl, daß ich, wie die Griechen, eben darum keinen Bart trage, um daran vom

Feinde nicht gepackt zu werden.“ — Worauf Vogel, dem dieser Umstand den Muth zum Aussprechen einer gewiß längst gehegten Meinung geben mochte, erwiederte: „Die Recension in der Literaturzeitung habe ich gelesen. Sie ist ein seltsames Gemisch von Wahrem und Falschem, wie die Raffinerien es auch sind, und mein Stoizismus hat so sehr zugenommen, daß ich so hart wie Stahl geblieben wäre, wenn ich auch in den Brennpunct des höchsten Lobes oder des schärfsten Tadels gelegt worden wäre. Was mich nur ein Wenig zum Lächeln bewegt hat, ist dieses: daß der Recensent meine Glossen besser findet, als Ihre Perücken und Röcke. Auch Rec. in der A. L. Z. können also Ihre Kostüme nicht leiden. Aber nun kommen Sie nur nicht mit Satyren in Quart angezogen! Sie wissen Ihr Schicksal. Schreiben Sie lieber einen philosophisch-pädagogischen Roman, oder etwas über die Religionen in der Welt; das bringt Ihnen Beifall auf Erden und eine Stelle neben Rousseau im Himmel.“ Und: „In Baireuth habe ich bei Herrn von Spiegel Ihre Skizzen auf dem Tische aufgeschlagen angetroffen, der aber den Verfasser nicht kannte, und ihn von mir erfuhr. Er sagte von ihm, was er auch von Gleim will gehört haben: Sie wären so voll Witz, daß man vor Witz möchte des Teufels werden.“

Wie tief bereits damals diese Vorstellung in ihn eingeschnitten, läßt sich daraus erkennen, daß schon im folgenden Jahre einer seiner Briefe andeutet, er sei mit diesem Gedanken bereits umgegangen, wiewohl noch mehrere Jahre sich in seinen Papieren keine directen Vorbereitun-

gen zu einer auf diese Weise auszuführenden Idee vorfinden. Da jedoch auch bald darauf im 63sten Bande d. Allg. deuts. Bibliothek eine nicht günstige Recension der Grönl. Proc. erschien, und Richter daraus ersah, daß diese Art von satyrischen Aufsätzen nirgends rechten Anklang finden wollte: so trug dies wenigstens auch sehr viel dazu bei, ihm die Ausführung und Vollendung von solchen noch mehr zu verleiden. Er sammelte zwar, da die Durchbruchsperiode seiner Phantasie noch immer nicht gekommen war, fortwährend vorzüglich an Stoffen dazu, arbeitete der Vollendung und der Ausführung durch Zusammenstellung und Classificirung der gehabten Einfälle und Ideen vor, hob dieselben aber gewissermaßen auf, bis er eine ansprechendere Form und — möcht' ich sagen — eine sie unter ihren Schutz nehmende, das Monotone derselben unterbrechende und sie mehr belebende Gesellschaft anderer eigener Darstellungen, welche sie in's Publicum mit hinübertrügen, gefunden haben würde. Um einigermaßen wieder Blicke in die Art und Mannichfaltigkeit seiner Studien thun zu lassen, geben wir wieder, so weit uns die übriggebliebenen Papiere in den Stand setzen, Rechenschaft von dem Inhalte seiner Excerpte, wie von der Art und Weise seiner eigenen Arbeitsbücher. Die Bücher, welche wir hier zuerst angeben, waren meist aus Vogel's Bibliothek entlehnt, und erinnern von Neuem an die hülfreiche Freundschaft dieses äußerst achtungswerthen Mannes, dem Jean Paul auch während seines Töpener Aufenthaltes das Allermeiste zu danken haben möchte, so viel mehr auch die größere Entfernung den persönlichen Umgang und den Bücherverkehr erschwerte.

Er forderte nämlich von Vogel zu verschiedenen Zeiten seines Höfer und Töpener Aufenthalts: Klopstock's Gelehrtenrepublik; Füßlin's Ketzerhistorie; Bielefeld's Staatswissenschaft; die Allgem. deutsche Bibliothek; Rösselt; Jerusalem; Herder's Werke; Gerhard's Quartant de morte; Feder's Untersuchungen; Mendelssohn; Kant's Kritik der reinen Vernunft; Platner's Schriften; Schröckh; Meiner's Geschichte der Wissenschaften; Schubart; Cardanus; Wieland's Gedichte; Aristoteles Poetik; Plato's Symposion; Bayle; Voltaire; English Miscellanies; Derham's Physikotheologie; einen Band der Neuesten Griechischen Geschichte aus dem Französischen; Niemeyer's Charakteristik; Epiktet; Antonin; Nicolai's Reisen; eine Griechische Geschichte in sechs Theilen; Priestley's Verfälschungen des Christenthums; Bibliotheque choisie; Bibliotheque universelle; Rousseau; Casauboni Annotationes in Baronii Annales; Semmler's Versuche über die Kirchengeschichte; Eichhorn's Einleitung in's A. T.; Le Clerc's Schriften; acht Bände des Deutschen Merkur; Toaldo über die Witterung; Mauvillon's Aufsätze über die Staatskunst; Bahrdt's Moral; die Literaturzeitungen; Frank über Policei; Tissot medicin. Werke; Camerarius; Gibbon's Römische Geschichte; rc. rc.

Bei dem ersten Blick in seine damaligen Studienbücher fällt uns zuerst die Vervollkommnung und Ausdehnung dessen auf, was wir bei seinem „Andachtsbuche" im Jahre 1784 als zuletzt aus demselben hervorgegangenes Resultat fanden, und zwar dort noch im allerersten Anfange, nämlich: die Ausbildung und Vermehrung der an ihn selbst gerichteten Regeln für Anwendung, Ein-

theilung seiner Zeit, die Art seiner Arbeiten und die Behandlungsweise der Stoffe, und auch seiner Excerpte und Vorarbeiten. Man kann fast sagen, daß das Andachtsbuch ganz übergegangen war in das, was er bald: Studirreglement; Lebensregeln; Lebensmarschroute; bald **Observanda**; bald Kettengebirge der Arbeiten, nannte. Seine Materialien nämlich hatten sich auf mannichfaltige Weise vermehrt. Außer den Excerpten war er unter andern nach seiner eigenen Versicherung durch Herder's „Briefe zur Humanität" zuerst auf den Gedanken gebracht worden, alles, was ihm im Feuer der Lectüre einfiel, sogleich niederzuschreiben, weil „ein Buch so viel sei wie eine neue Erfahrung, weil die Umstände, die dem Gedanken Dasein gegeben, ihm auch die beste Form ertheilen müßten, und weil man ohne äußeren Anlaß nicht bloß nicht dichten, sondern auch nicht philosophiren solle." Diese Einfälle wurden unter verschiedenen Rubriken in besondere Bücher eingetragen, auf Merkblätter als zufällige Fragen geschrieben, was er künftiger Erörterung vorbehielt. Dabei machte er sich ein doppeltes Verzeichniß der Bücher, welche er ganz durchgelesen, und derjenigen, in denen er bloß geblättert. — Eine zweite Art Studienbücher und die wichtigere entstand daraus, daß er jeden Einfall und jede Idee, welche ohne eine solche äußere Veranlassung in ihm entstand, nach ihrer Gattung wieder in besondere Hefte niederschrieb, die er bald bloß „Gedanken," bald „Bemerkungen über uns närrische Menschen," bald „Satyren," „Ironien" oder „Launen" betitelte. Zu diesen kamen in späterer Zeit natürlich noch andere Rubriken, von denen wir noch besonders sprechen. Denn bis zum Jahre

1787 hatten vornämlich die Satyren und Ironien in diesen Büchern das meiste Terrain. So suchte er sich auch unter der Ueberschrift: „Thorheiten," die Lächerlichkeiten, die ihm an Menschen auffielen, aufzuzeichnen. Da nun um diese Zeit unter andern diese literarischen Schätze bedeutend angewachsen und von den ironischen Heften in diesem Jahre bereits elf, von den satyrischen aber noch mehr, vorhanden waren: so machte er sich, um beständig in diesen Materialien orientirt zu sein, eben so, wie von den Excerpten, Verzeichnisse. Ferner arbeitete er, wie er es schon seit früher Jugend gethan und dann durch sein ganzes Leben hindurch fortführte, eine Zusammenstellung der verschiedenen Wörter aus, die sich auf einen und denselben allgemeinen Begriff bezogen, und zur Abwechselung, Vermannichfaltigung und Belebung des Ausdrucks immer eine reiche Auswahl unter Wörtern zu haben, welche verwandte Begriffe bezeichnen*). Er stellte, wobei ihm seine durch das Suchen nach witzigen Aehnlichkeiten geübte Auffindungsgabe sehr zu statten kam, nach und nach nur für den Begriff: Verschlimmerung, ein hundert und vier und achtzig, und für den des Sterbens sogar

*) Zum Beispiel: Für den Begriff: besser werden, stellte er sich nach und nach folgende Ausdrücke zusammen: wuchern, blühen, wachsen, genesen, zuheilen, heil werden, grünen, ausschlagen, in Blüthe schlagen, reifen, zeitigen, emporsteigen, knospen, aufstehen, auffliegen, heranwachsen, die Federn wachsen, erstarken, verzinsen, abgähren, flügge werden, sich abschäumen, vorrücken, sich belauben, sich erholen, ermannen, unterkommen, aufkommen, aufleben, aufraffen, fortkommen, aufbäumen, besser daran sein, in die Höhe =, zu Kräften kommen, sich besser befinden, auf einen grünen Zweig kommen, ist besser bestellt, es bessert sich bei ihm, ꝛc. ꝛc.

zweihundert verschiedene Ausdrücke zusammen, so, daß er nicht nur in matten Schöpfungsaugenblicken, sondern auch bis in das späteste Alter stets eines den verschiedenen höheren oder niederen Schreibarten oder Charakteren anpassenden, bildlichen und schlagenden Ausdruckes gewiß sein konnte. Er nannte diese Wörtersammlung „Mitwörterbuch."

Jene Regeln und Vorschriften nun betrafen theils die Angabe der Zeit, in welcher die verschiedenen Arbeitungsgattungen vorzunehmen, theils wie sie zu ordnen, und theils wie sie zu benutzen wären. Wir geben das „Regelbuch" von 1787, das, wie man sieht, immer nur noch von Beschäftigungen mit Witz und Satyre handelt. Es wird eröffnet durch ein: „Register dessen, was ich zu thun habe: 1) dieses Register zu machen; 2) aus der „Geschichte" eines; 3) aus den „Gedanken" eines; 4) das erste durchzulesen, und 5) das andere; 6) das Wörterbuch vermehren; 7) es lesen; 8) die „Geschichte" lesen; 9) die „Gedanken" lesen; 10) Register aus den „Thorheiten" machen; 11) eines aus der „Witzsammlung;" 12) diese lesen; 13) die „Ironieen" lesen; 14) ein Register daraus machen; 15) die „Anleitung zum Witze" lesen; 16) die „zur Tugend" lesen; 17) an dem „deutschen Lexicon" arbeiten; 18) Lesen der Anecdoten; 19) ein Register für die Register aus der Geschichte machen; 20) am ersten Tage die Uebung in Stylen, am zweiten in Vorbereitungen, am dritten in Buchmachen; 21) mein Tagebuch machen; 22) auf die Menschen Achtung geben; 23) meine Urtheile über die besten Autoren abfassen; 24) ich muß mich im gemeinen Leben nach Stoff zu Gleichnissen umsehen." — Unter den hierauf folgen-

den allgemeineren Regeln finden sich folgende: „Ich habe mich allemal gefreut, wenn ich den Reiz, der mich von schweren Untersuchungen abziehen wollte, überwältigte und am Ende den Nutzen genossen. Und darum bleibe es immer dabei!" — „Ich will alle Wochen eine Bewegung des Körpers zurecht richten, weil mir dann die Gewohnheit die Aufmerksamkeit erspart, die ich zu besseren Dingen brauche." — „Des Abends ist allemal das Geschäft des Morgens unabänderlich festzusetzen." — „Denke jeden Tag an eine gewisse Thorheit ausschließend." — „Zu Erfindungen des Nachdenkens hilft, wenn ich die Sache 1) mit Scharfsinn und Eindringen und Auflösen, 2) mit Ueberschauen, 3) mit Analogie behandele." — „Ich will allemal über das eine Zeit lang nachdenken, worüber mich ein Buch gerade in Bewegung gebracht." — „Schreibe nichts schnell und ohne Anstrengung, oder ohne Rücksicht auf Witz und Sprache; die Gewohnheit nimmt sonst das Vermögen." — „Suche den Stoff zu Aehnlichkeiten, der in einem Worte liegt, aufzudecken." — „Bei jeder Erfindung, die ich aus der Ironieensammlung nehme, will ich er untersuchen, wie sie besser ausfället, in meinem, oder eines verspotteten Thoren Namen." — Aber auch dabei blieb er noch nicht stehen; sondern fertigte sich, unter dem Namen „Kalender," genaue Instructionen für die Eintheilung der Zeit jedes Tages der Woche*).

---

*) Zum Beispiel: Erster Tag: 1) Excerpte. 2) Ironie. 3) Langsam zu lesendes Buch. 4) Abschreiben. 5) Erfindung der Laune. 6) Nicolai Reisen. — Zweiter Tag: 1) Excerpte. 2) Ironie. 3) Drei Bücher. 4) Abschreiben. 5) Ironieerfindung 6) Nicolai Reisen. — Dritter Tag: 1) Lesen der 00 (das erste kleine Excerp-

Unter den wenigen Aufsätzen, die er aus diesen, meist auf Erzeugnisse der komischen Muse angelegten, Studien in dieser Zeit ausarbeitete, befindet sich einer, auf den wir nicht genug die Aufmerksamkeit der Leser lenken können, und den sie in dem 46sten Bande der sämmtlichen Werke unter der Ueberschrift: „Scherzhafte Phantasie von J. P. F. Hasus," — denn diesen Namen hatte Richter jetzt schon für die „Teufelspapiere" angenommen — abgedruckt finden. Denn er hatte das Glück gehabt, denselben in ein sehr gelesenes von einem berühmten und freisinnigen Manne herausgegebenes Journal zu bringen. Dieser Aufsatz war nichts Geringeres, als eine äußerst kräftige und geistreiche Satyre auf die damaligen absoluten Fürsten und die ganze elende Regierungsweise jener Zeit. Der Gedanke und Entwurf dazu datiren sich schon aus dem Jahre 1784, indem er in dem früher erwähnten Antrag eines Bandes Satyren an Nicolai in Berlin zur vermeintlichen größeren Empfehlung desselben hinzugefügt hatte: daß daran noch eine Abhandlung fehle, welche „einige Gründe für die Göttlichkeit der Fürsten beizubringen wage, wiewohl mit der Einschränkung, daß sie diese nur in die Classe der Götter, welche die Manichäer glaubten, nämlich der bösen, aufnähmen." Freilich

---

tenbuch). 2) Witz. 3) philosophische Bemerkungen über den Menschen. 4) Deutsch 5) Nicolai Reisen 6) Abschreiben. — Vierter Tag: 1) Excerpte. 2) Ironie. 3) Lesen und Machen des Wörterbuchs. 4) Drei Bücher. 5) Nicolai. 6) Abschreiben. — Fünfter Tag: 1) Lesen der 00. 2) Witz. 3) Erfindungen zu Satyren und Geschichten. 4) Ein philosophisches Buch 5) Abschreiben. 6) Nicolai. — Sechster Tag: 1) Excerpte. 2) Ironie. 3) Drei Bücher. 4) Register über Excerpte. 5) Abschreiben. 6) Nicolai.

hatte er damals nicht bedacht, wie gerade der philisterhafte Nicolai vor einem solchen „Republikaner vor der Revolution," wie Jean Paul selbst von seinem „Leibgeber" dessen politische Ideale: Rousseau und Diderot, nennen läßt, zurückschrecken werde. Daß er jetzt nun diesen Aufsatz vorzugsweise vor einer Menge anderer Entwürfe ausgeführt, dazu hatte ihn auch wohl der Einfluß Christian Otto's aufgemuntert, in welchem Freiheitsgefühl und bis zum bizarren Eigensinn gehender Männerstolz und Ungebundenheitsliebe die hervorstechendsten Eigenschaften waren, und der, angesteckt nicht nur von der Aufklärung Voltaire's und als Jurist vertraut mit der ganzen Fülle neuer politischer Ideen, die letzten Zeiten des deutschen Reiches nicht ohne Unwillen und ohne Spott betrachten konnte. Daß Otto nun besonderes Interesse für diesen Aufsatz gezeigt habe, darauf deuten die Schlußworte Richter's: „Ich könnte, sagte ich zu meinem Freunde O., diese Phantasie in Druck geben. — Warum? sagte er." — Wir müssen an einige der auffallendsten Stellen aus diesem Aufsatze erinnern: „Glücklich ist, gegen Attika gemessen, wo einmal dreißig Tyrannen auf einmal regierten, ein jetziger Staat, wo nur ein einziger herrscht und neun und zwanzig sehr mild repräsentirt." — „Wenn dem Throne des Lammes im Himmel der Thron des Wolfes auf Erden correspondirt, so erfreue man sich über das Gute dabei: daß schon hienieden jedes Reich in ein seliges Reich der Schatten, (nach dem Aussehen der Unterthanen), zu verwandeln ist." — „Robinet läugnet, daß das höchste Wesen nach Endzwecken handele; eben so ist es bloß ein Zeichen der menschlichen Schwach-

heit, die von dem fürstlichen Wesen den Gedanken der Endzwecke nicht trennen kann." — „Robinet sagt: Gott könne unmöglich seine unendliche Weisheit und Güte im Universum ausdrücken. Wie unmöglich das Nämliche einem Regenten ist, beweiset nicht bloß die Metaphysik, sondern auch die Reisebeschreibungen. Wir wollen also nicht mehr höhere Wesen dadurch verkleinern, daß wir sie durch die Beilegung solcher Vorzüge zu erheben gedenken, die bloß von uns übertragen sind. Mich dünkt wenigstens, ausdrücklich dazu besoldete öffentliche Lehrer des allgemeinen Staatsrechts sollten es wissen: daß zwischen einem Fürsten und seinen Unterthanen gar keine Aehnlichkeit und Vergleichung Statt finde, da die letzteren keine Freiheit, und mithin kein eigenes Ich, kein Gut und gar Nichts haben; da ganze Millionen derselben sich nicht zutrauen, daß ihre zusammengesetzten Köpfe in corpore zu ihrer Selbstbeherrschung auslangen, die sie deshalb einem fremden fürstlichen geben; da endlich das Glück ganzer Tausende kein zu hoher Preis für das Glück eines Einzigen ist. Wir können also zwischen den Vorzügen des Fürsten und der Unterthanen unmöglich einen Unterschied annehmen, der bloß im Grade bestände, so daß etwa der Fürst nur weiser, besser u. s. w. wäre, als diese: der Unterschied muß in der Art liegen! Ist's also nicht offenbarer Anthropomorphismus, der den Fürsten zu einem völligen Menschen macht: wenn ein Autor seinen Verstand, seine Tugend, seine Gerechtigkeit zugleich mit seinem Buche einem Fürsten zuschreibt, auf den sich solche bloß bürgerliche Vorzüge so wenig, als oft dem Robinet'schen Gott

ohne Anstoß übertragen lassen, am wenigsten in einer Zueignung, die lieber schmeicheln, als beleidigen will." — Wir müßten den ganzen Aufsatz abschreiben, der von Einfällen, Gedanken und originellen Wendungen übersprudelt, weil er eben wegen der großen Idee, die dem Dichter vorschwebte und ihn ganz ausfüllte, mit weit mehr Liebe als alle frühere geschrieben ist und weil er einen Stoff gefunden, der so mächtig in das Leben eingriff und nach allen Seiten hin auf Urbilder und Reflexe traf. — Doch das können wir uns nicht versagen, noch die Stellen hieher zu setzen, in denen er schon damals mit den ihm eigenthümlichen Waffen für eines der höchsten geistigen Güter stritt, dessen Erringung noch jetzt der Losungsschrei aller Gebildeten im Volk nach einem seitdem sechs und vierzig Jahre lang noch immer vergeblich geführten Kampfe ist. „Es ist nicht gut," heißt es, „daß noch keine Regierung wahren, anstatt Zeitungsruhm, sich dadurch einzusammeln getrachtet, daß sie etwa jeden Durchreisenden gezwungen hätte, vorher (er müßte denn sagen: er wäre nicht beschnitten) auf eine zahme Schweinshaut zu springen und auf ihr zu beeidigen: er wolle, sobald er über die Gränze wäre, Wenig oder Nichts von Allem, was er diesseits derselben gesehen, aussagen, die Buchhändler möchten ihm bieten, was sie wollten; so wie wirklich Jeder, der die Bastille wieder räumt, nichts von ihrer Geschichte auszuplaudern schwören muß. Ich sage: diese Freilassung der Federn sollte ihre Gränzen haben, und die ungebundenste Preßfreiheit könnte, dünkt mich, nicht mehr begehren: als daß ihr etwa nicht verwehret sei, einen Staat, seine unbekannten Obern, und jeden

Holzwurm im Throne bis zum Hofbuchdrucker hinunter, der das Werkchen verlegen kann, nach Wohlgefallen zu loben. Diese Erlaubniß des Lobes ist ein Grad von Preßfreiheit, den die Staatsinquisition zu Venedig niemals gestattete. Aber über das Lob hinaus ist jeder Buchstab, den der Setzer dazu nimmt, giftig und allgemein-schädlich. Regierungscollegien verschmähen, wie die Malerstuben, vielseitiges Licht, und viele Fenster stören in beiden alles Arbeiten. Gerade die besten, menschenfreundlichsten und nützlichsten Schritte, — der Zuschauer verspürt den Nutzen freilich nicht, aber die handelnde Person ihn desto lebhafter an sich, — die oft eben darum die grausamsten scheinen, gehören unter die Wohlthaten, die eine Regierung gern heimlich und im Dunkeln thut; und wenn es nöthig wäre, einem ganzen Lande eine Art von Tortur anzuthun (Staatslehrer sollten wissen, daß das oft gar nicht zu vermeiden ist): so läßt sich zeigen, daß, so wie die Criminalisten zur Folter einzelner Personen die natürliche Nacht anberaumen, auch zu der mehrerer Menschen eine gewisse figürliche Dunkelheit so vortheilhaft ist, als nur irgend etwas: denn was sieht man, wenn die Preßfreiheit ihre unnöthigen Leichenfackeln anbrennt und hintennach trägt? Todte und Trauernde und Aerzte in Trauerwagen. Das macht aber nachher die Welt ungemein verdrießlich und kein Mensch will mehr auf ihr herumlaufen." — — Allerdings war Richter damals weder der erste noch der einzige Mann, der das Schwert für die politische, religiöse und geistige Befreiung des Volkes ergriff; er folgte darin nur dem Geiste jener Zeit, und be-

sonders jenes Jahrzehendes, dem auch ein andrer unserer größten Dichter, der in Bezug auf Mannes-, Bürger- und Menschenwerth wenig unter ihm stand, und durch seine Gewalt über die Form bei weitem mehr des ganzen Volkes sich bemächtigte, durch seine „Räuber," „Kabale und Liebe" und „Fiesko" huldigte. Es ist immer von Jean Paul aber so bemerkenswerther, daß er von seiner Einsamkeit heraus und ohne andere Anregung diesem Geiste sich anschloß, daß er bei weitem entschiedener ihn erfaßte und bei weitem über Jenen hinausging, daß er endlich, worauf wir noch oft zurückkommen werden, nie und unter den gefährlichsten Umständen nicht bis in sein spätestes Alter einen Kampf aussetzte, der am Ende unter den allermannichfaltigsten Gestalten der immer wiederkehrende und, (was der wesentlichste Unterschied zwischen ihm und Schiller), nicht mit allgemeinen Ausdrükken desselben sich begnügende, sondern in die geschilderten höchsten wie niedrigsten und kleinsten Lebenskreise des ganzen Volks eindringende, Grundton aller seiner Werke ist. Durch jenen Aufsatz nahm er schon im Mai 1788 neben den Männern, die offen und direct für jene Güter kämpften, neben Schlosser, Moser und Archenholz, seinen Platz, und Archenholz namentlich war es, der den Aufsatz in seinem „Journal für Länder- und Völkerkunde" annahm und abdrucken ließ, dadurch nicht sowohl einen glänzenden Beweis seines edeln Freisinnes gab, sondern auch wieder das erste grüne Oelblatt in das Leben des Dichters warf. „Sie haben," schreibt Richter ein Jahr später an ihn, und diese Stelle mag noch schlagender sein politisches Glaubensbekenntniß aussprechen: „Sie haben

das Verdienst, uns aus unsern monarchischen Ketten und Bandagen aufzurütteln durch das Beispiel eines Volkes, das sich frei bewegt und jene nur um Missethäter, diese nur um Kranke flicht. Mag es Ihnen nie an Zeit und Kraft fehlen, unserm Freiheitsgefühl, das, wie Gewächse unter Steinen, unter Thronen kränkelt, durch lebendige Beispiele Luft und Sonne zu geben!" —

Außer diesem Aufsatz, für dessen Abfassung sich eben jene besonderen höheren Gründe angeben lassen, ist uns bis zum Jahre 1790 keine ausgeführte, komische oder satyrische, Arbeit bekannt; dagegen aber arbeitete er auf dem „Terrain," das sich die ernste Empfindung, die, nach des Dichters eigenem Ausdruck *): „ihr Heiligthum Jahrzehende lang dem Korkzieher der Dichtfeder verschlossen hatte und schon nicht mehr ihre Gefangenschaft aushalten konnte," in den Anhängen zu der Auswahl aus des Teufels Papieren erobert hatte, einige ernste Aufsätze aus. Sobald er im September des Jahres 1788 mit einigen ernsten Abhandlungen der Art auf eine ihm zusagende Weise zu Stande gekommen war, schickte er dieselben mit größerer Zuversicht, als früher die komischen, an Herder. „Sie schlugen einem Unbekannten," schrieb er, „eine zudringliche Bitte mit so viel Schonung ab, daß er den Muth zu einer anderen behielt. Zwei Aufsätze wage ich nicht unmittelbar an Herrn Wieland in der Besorgniß zu schicken, sie möchten sich unter den Caravanen von Papier verlieren, die ringsum auf ihn zuschießen. Viel-

*) In der Vorrede zur zweiten Auflage der Grönländischen Processe.

leicht gewinnen sie auch das, was eine unangenehme Neuigkeit gewinnt, wenn man sie dem Könige durch einen Günstling oder eine Geliebte überbringen läßt. Da ich Nichts habe, so muß ich für diese unter hypochondrischem Herzklopfen und verschwindendem Athem gebornen Producte wohl etwas haben wollen. Möchten Sie sie werth finden, von Ihnen gelesen zu werden! möchten Sie durch deren Erscheinung mich werth finden, die Ihrigen gelesen zu haben!" Und in einem zweiten Schreiben: „Ich kann meine unberufene Vermehrung und Unterbrechung Ihrer Geschäfte mit nichts entschuldigen, als mit dem Vertrauen auf helfende und verzeihende Humanität. Ich bin mit der freudigsten und liebendsten Hochachtung, die man dem Wohlthäter seines Kopfes und Herzens zollt" rc. rc. Diese Briefe und Aufsätze trafen nun zwar Herder nicht, indem derselbe gerade damals auf seiner Reise nach Italien begriffen war; aber sie trafen durch einen in dieser Beziehung glücklich zu nennenden Zufall dessen Gattin, Caroline von Herder, die bei dem innigen Verhältniß, welches zwischen ihr und ihrem Manne herrschte, alles, was an denselben gelangte, zu öffnen und zu besorgen hatte. Sie las, was in der Abwesenheit ihres Mannes vielleicht nicht geschehen wäre, die Aufsätze durch, und durch diese seltsame Fügung wurde Caroline von Herder die erste Frau in Deutschland, deren Herz Jean Paul durch eine poetische Arbeit eroberte, und zwar durch einen kleinen ernsten Aufsatz. Sie antwortete ihm selbst, und, nachdem sie ihm gemeldet, daß sie die Manuscripte an Wieland geschickt, sie aber von ihm zurückerhalten und nun an den Herausgeber des deutschen Museums, mit

welchem ihr Mann mehr Verbindung hätte, gesendet habe, und daß sie ihm Antwort und Geld schicken werde, wenn sie beides erhalten, fügte sie hinzu: „Ihr zweites Stück, „was der Tod ist," hat mir innig wohl gefallen; ich hätte beinahe Ihren wahren Namen anstatt „Hasus" darunter gesetzt." Es war dies zugleich die erste Anerkennung, zumal wärmere Theilnahme, die ihm von unbekannter Seite her wurde, und es war gewissermaßen eine prophetische Vorhersagung: daß ihn von deutschen Frauen überhaupt während seines Lebens die erste und reichste Ruhmespalme gereicht werden würde, nachdem er von den Männern großentheils kalt zurückgestoßen worden war. Es konnte nicht anders, als einen tiefen Eindruck auf ihn zurücklassen, daß er hier durch eine kleine ernste Arbeit augenblicklich erreicht hatte, was er seit so vielen Jahren durch ganze Bände seiner witzig-satyrischen Muse vergebens erstrebt. Unbeschreiblich glücklich mußte ihn machen, sich nunmehr gekannt, geschätzt, und seinen Namen mit herzlicher Theilnahme in dem Hause des Mannes genannt zu wissen, den er seit Jahren am glühendsten von allen Geistern verehrte, den er so als ein Muster und Vorbild sein ganzes Leben hindurch betrachtet, und den er als Jüngling und als Mann, während dessen Leben wie nach dessen Tode, auf die mannichfachste Weise poetisch verklärt hat.

Eine Reihe von Ereignissen, die in einem Leben, wie das seinige, große Epoche machen mußten, stießen ihn übrigens nach und nach immer mehr zu dem tiefsten Lebensernste hin. Dazu gehörte, daß sein immer heißer geliebter Freund Hermann, der die erste Hälfte seines

Töpener Aufenthaltes durch häufige Besuche erhoben, erheitert und versüßt hatte, im Frühjahre 1788 nach Erlangen gegangen war, um sich vielleicht dort endlich die Hülfsmittel zur Doctorpromotion zu verschaffen. Aber nicht bloß die Trennung, sondern der beständig fruchtlose Kampf dieses genialen Menschen mit seiner bittern Armuth berührte sein Herz auf das Allerempfindlichste; denn er sah denselben, welcher durch seine Fakultätsstudien auf eine nur durch bedeutende Geldmittel zu erlangende öffentliche Stellung angewiesen war, um in derselben die Blüthen seines Geistes treiben lassen, wirken und überhaupt seine Kenntnisse und seine Ideen anwenden zu können, einem Schicksale immer mehr erliegen, welchem er nicht, wie Richter, ein duldendes und erwartendes Arbeiten in der Einsamkeit entgegensetzen konnte. Er konnte nicht, wie dieser, vor den kleinen, schmutzigen, materiellen Erbärmlichkeiten, die seine Geistesthätigkeit hinderlich berührten, in seine Clause sich zurückziehen, sondern mußte mit denselben täglich einen Kampf bestehen, sich in sie hineintauchen, trotz des Ekels, mit dem seine zarte, höhere Natur sie zurückstieß. Er war daher des Jammers, des Unmuths und der Verzweiflung nicht Herr, klagte sie laut, und während Richter mit eigenem Trübsinn und eigener Hypochondrie stritt, mußte er einen Freund, den er mit blutendem Herzen dem Abgrunde zueilen sah, trösten und aufrichten; er lernte hier zuerst das wahrhafte Unglück, den inneren Seelenschmerz des Lebens, den tragischen Kampf des Menschen mit den Hindernissen, welche ihm die irdischen Verhältnisse, die geselligen und politischen Beziehungen in den Weg legen, das große dunkle Räth-

sel des Mißverhältnisses der Bestimmung und der Mittel eines Menschen, dem der mächtige Trieb in die Brust gelegt ward und kein Weg gezeigt, ihm zu genügen, die Erhebung und Wohlfahrt des Dummen und Lasterhaften, die Gedrücktheit und das Elend dessen, der mit dem feurigsten und uneigennützigsten Willen sein Alles an höchste Zwecke setzen möchte und seinen Arm und seinen Geist gefesselt sieht — er lernte dieses höchste Elend in einem weit furchtbarerem Grade, als an sich selbst, an dem heißgeliebten Freunde kennen! Alles dies stellte dem Scherz ein immer größeres Gegengewicht an die Seite, das Bild des leidenden Freundes führte ihm die ganze leidende Menschheit vor das innere Auge. Zu gleicher Zeit aber, als er nach Trostgründen für seinen Freund suchte, als er darum tiefer in seine eigene Seele schaute: da fand er sie nicht in der Satyre oder im Scherz, sondern in erhabenen Vorstellungen von der Welt und in der ernst-poetischen Verklärung derselben. So erhob er sich in seinen Briefen an Hermann bereits zu den schönsten Anklängen dieser Art; „Erdulde noch einmal wie ein Mann das Alpdrücken des Schicksals! Es wird Dich einmal Jemand bei dem Namen nennen — Du wirst die Augen aufschlagen — und statt des zerquetschenden Gespenstes die Sonne erblicken." — Ferner: „Vertraue auf die glänzenden und breiten Flügel Deines Kopfes, und möchten sie Dich nur über das todte Meer wegtragen, damit Du nicht da geistig-todt hinfällest, und laß Dir von Deinen Bedürfnissen nie die Elastizität der Seele stehlen." — Endlich: „Möge Dir der Traum das geben, was Dir die Menschen versagen Fliehe mit Deiner Phantasie in

die Kindheitauen zurück, und vergiß über den Mondschein der Vergangenheit und vor dem Sternenhimmel der Zukunft den unebenen Boden, auf welchem Du stehest.“ — Und als Hermann Erlangen verließ, um sein Glück in Göttingen zu versuchen, wünschte er ihm: „es möge ihn ein Engel aus Sodom auf einen einsiedlerischen Berg tragen, wo er seine geliebte Wissenschaft, die er nicht wegen der Kammerwagen*), sondern wegen ihrer Reize liebe, mit allen Neigungen umschlingen könne.“ — Wie hätte er nicht sollen bei dieser Veranlassung, nachdem ihm jene große Summe wahrhaft menschlicher Schmerzen in dem Bilde seines zerrissenen Freundes so nahe an das Herz getreten, schlagend fühlen: welche hohe und heilige Bestimmung es sei, der Menschheit in ihrem Schmerz, der da wohnt in den Höhen wie in den Tiefen des Lebens, jenen erhabenen und schönen Trost zu bieten, sie, statt mit der Satyre zu verwunden, mit der Komik zu erheitern, und erstere als spitze Waffe nur noch von Zeit zu Zeit gegen die Dränger und Peiniger derselben zu richten? Wie hätte er nicht sollen den Entschluß fassen, es endlich zu wagen, diese Bestimmung fest für sich zu wählen und sobald als möglich anzutreten, als er bei eben dieser Gelegenheit gefunden, welcher reiche Schatz von erhabenen und poetischen Tröstungen dieser Art in seiner Brust bereits angehäuft lag? —

Außerdem weckte die Trennung von Hermann und der Umstand, daß er sich mit ihm in der Ferne auf eine sein ganzes Wesen durchgreifende Weise beschäftigen mußte,

---

*) Siehe Band 1. Kap. 1. in der Beschreibung des Fichtelgebirges.

noch bestimmtere Schöpfungsideen. Denn weil derselbe in die Ferne gerückt war, und seine Gegenwart nicht, wie wohl sonst oft, durch Zufälle und verschiedenartige Launen der ihn betrachtenden Person das Gesammt des in der Seele derselben von ihm entstandenen Bildes wieder vernichtete: so hatte dies natürlich die Folge, daß er, ihn ganz objectiv betrachtend, mit einem Male einen äußerst originellen poetischen Charakter vor sich sah. — Wie der Blitz schlug der Gedanke in seine Seele, daß er jetzt eine Figur für jenen von Vogel ihm vorgeschlagenen philosophisch-pädagogischen Roman vor sich habe, zumal die seltsamen und originellen Eigenthümlichkeiten Hermann's, jenes Hin- und Hergeworfenwerden zwischen der Niedrigkeit der materiellen Kleinigkeiten und der Erhabenheit seiner eigentlichen geistigen Natur, sich in dem Conflict in Erlangen noch bei weitem mehr herausstellten. Und im Empfangen dieses Gedankenblitzes rief er ihm zu Anfang August 1788 zu: „Ich bin des Teufels, wenn ich nicht einmal Deinen ganzen Charakter in einen Roman pflanze!" — Was dieß für ein Charakter gewesen, werden wir erst umständlicher darlegen, wenn wir zeigen, wo Jean Paul Wort gehalten hat.

War aber, wie wir sahen, in seiner Stimmung seit dem Aufenthalte in Töpen allmählig eine immer größere Hinneigung zur Melancholie und zum Ernst eingetreten, hatte sich seine Phantasie immer mehr mit Bildern und Gestalten der Art getränkt: so trafen ihn bald hintereinander mehrere Schicksalsschläge, die mit der Gewalt des Donners sein Herz erschütterten, und ihm das Land der Schmerzen, der Sehnsucht und düsterer Täume noch wei-

ter eröffneten. Zuerst lernte er dem Genius mit der umgestürzten Fackel in dessen nahes Auge blicken, als Adam von Oerthel, von Hypochondrie und Mißmuth aufgerieben, das nach höheren Gütern gemeinschaftlich ringende und fast gleicherweise mit unglücklichen äußeren Verhältnissen kämpfende Freundeskleeblatt der Erste zerriß, und nach einem düstern und trüben Winter im April 1789 in Richter's Armen verschied. —

Ueber die Größe seines Schmerzes bei diesem Verluste haben wir aus jener Zeit zwar keine Aussprüche von ihm, jedoch wir finden in einem späteren Roman die ganze Sterbescene ausführlich geschildert und dabei die merkwürdigen Worte des, den Dichter selbst repräsentirenden Helden: Er habe zum erstenmale dabei gefühlt, daß er auf der Erde nicht einheimisch sei, und daß das Sonnenlicht ihm das in unsre Nacht gewebte Dämmerlicht eines größern Mondes sei. — Es war dies das erste Ereigniß, was seine empfindende Phantasie mächtig aus dem blutenden und durchweichten Herzen hervorriß.

Unterbrochen wurde jedoch auf einige Zeit dieser Gedankengang und jene eingeschlagene oben angegebene Richtung durch die endliche Erscheinung der „Teufelspapiere" im Mai 1789. Diese warf ihn in die alten Stimmungen wieder zurück; denn er hatte das Buch mit Wonne zu durchlesen und eine Menge dem Geiste desselben angemessene Briefe an die Freunde zu schreiben, denen er eine Anzahl Exemplare schenken mußte, damit er nur einige Leser erhalte. Freilich wurde ihm auch diese Freude wieder verkümmert, erstens durch eine Masse von

Druckfehlern, die ihn überhaupt wegen seiner ungewöhnlichen Ausdrucksweise in gedrängten Constructionen, in langen Sätzen, bilderreichen Wörtern, fremdartigen Namen und Citaten durch fast alle seine Werke verfolgten und deren Sinn häufig entstellten. Damals wußte er noch nicht, was er später so oft erfuhr: daß die Meisten so oberflächlich lesen, um unter hundert Druckfehlern kaum einen wirklich zu bemerken, eben so, wie im Laufe des Gesprächs Irrthümer und Fehlgriffe überhört werden. Damals überflog ihn aber eine heiße Schaamgluth, in der Befürchtung, daß man seiner Unwissenheit diese Fehler zuschreiben könne, und drückt seinen Aerger darüber auf manche komische Weise aus. „Aber Ihrem Setzer," schreibt er an Beckmann, „danke ich für Nichts, am wenigsten für seine Augen, die allemal sahen, was ich nicht geschrieben, noch für seine Verbesserungen, noch für seine Interpunctionen, die er mir in einem Tauschhandel statt der meinigen gab, noch für seine Orthographie, die weder die meinige, noch die rechte*), noch für seine Salve von Druckfehlern, die er auf jedem Bogen abfeuert." Und an Otto: „Von den drei Weisen aus Hof (Richter, Hermann und Vogel), die gedruckten Weihrauch in Deine Stube bringen, bin ich der letzte, aber der größte — ein Mann von achtunddreißig Bogen! Die Papierseegel der

---

*) Es ist nachträglich zu bemerken, daß Jean Paul von früher Kindheit an, wie er in Folge seiner Einsamkeit alles mögliche zum Gegenstand seines Nachdenkens und Durchforschens nahm, auch sich mit der Orthographie solchergestalt beschäftigte und lange Zeit hindurch auch sein Negiren in allen Dingen durch die Annahme einer ganz besonderen kund that, nach welcher er alle nach seiner Meinung überflüssige Buchstaben wegwarf. So z. B. das H aus der Mitte

Andern aber fangen den Wind kaum mit neunzehn Bogen auf. Der einzige Mitarbeiter, den ich hatte, ist der Drukker, der seine Gedanken durch Druckfehler von sich gab." — Aber zweitens und vorzüglich wurde ihm auch noch das Honorar beschnitten. Beckmann war so schmutzig, ihm den geringen Betrag in den schlechtesten Karolinen auszuzahlen, die nur mit aller Mühe aufzutreiben gewesen waren. Ueber diesen materiellen Verlust jedoch vermochte sich Richter mit noch größerer Heiterkeit auszusprechen. „Karl V. und Karl XII." berichtet er seinem Herrn Verleger, „stifteten im Voigtlande nicht so viel Unruhe, als ihre Karlsd'ors; es wollte sie Keiner, als wären sie glühend, in der Hand behalten, und sie flogen aus einer in die andere, wie das angezündete Spänchen beim Spiel: Stirbt der Fuchs. Ich gäbe etwas darum, die Geschichte der Pfiffe, Plagen u. s. w. zu lesen, die diese Karolins in ihrem Leben ausgebrütet, deren Außenwerke sonderlich demolirt sind und deren Köpfe so verschnitten, wie meiner." —

Aber der Eindruck des Buches selbst auf die geistreichsten seiner Freunde war doch nur der eines kalten Erstaunens, und sogar Vogel, wenn er ihm gleich schreibt: „daß er nach seiner Meinung alle deutsche Satyriker von

---

der Wörter, mehrere Doppelconsonanten; er schrieb Gemalin, sol; doch wechselte er mit derselben sehr oft, und bat z. B. um diese Zeit den Pfarrer Vogel, dessen „Gemahlin" zu grüßen, die er jetzt wieder mit einem h schriebe. Auf diese Weise wechselte er verschiedene Male, bis er endlich am 22. März 1804 die alte Orthographie wieder angenommen, an demselben Tage, an welchem er „zum ersten Male einen Hosenträger in Gesellschaft getragen," was er ausdrücklich in seinem Tagebuche bemerkte.

Rabener bis Liskov in seine Jagdtasche gesteckt habe," sagt ihm doch: „daß, wenn er den Tristram vierzigmal habe lesen müssen, bis er gewußt, daß jener ein Hirn, und er selbst einen Lachmuskel habe, so werde er des Teufels ausgewählte Papiere vierhundertmal lesen müssen, um sie zu verstehen." — Und auch nach einigen Monaten entschuldigt sich Vogel, der unterdeß als Superintendent in die Bergstadt Arzberg, tief im Fichtelgebirge, versetzt worden war: „daß er über des Teufels Papiere sich weiter noch nicht aufgehalten." Ja! beide Freunde scheinen deshalb bald darauf für eine lange Zeit wirklich ganz auseinander gekommen zu sein, und man sieht aus einer Notiz in Richter's Tagebuche vom Frühjahre 1791, daß er seinen Autorstolz von diesem Freunde verletzt geglaubt. „Ich packte meine Briefe nach den Rubriken der Autoren." — heißt es. „Da ich die der Todten zusammenband, die auf immer ohne Anwachs bleiben, fühlte es mein Herz. Meine Jugendliebe zu meinem Jugendfreund, dem Pfarrer in Arzberg, kommt wieder, und ich bereue mein dummes, eiteles, undankbares Betragen." — Es ist kein Wunder, daß das Publicum noch theilnahmloser blieb, und den Verleger veranlaßte, nach wenigen Jahren die ganze Auflage zu Maculatur zu machen, so daß, als im Jahre 1797, nach der Erscheinung des „Siebenkäs," welcher den „Teufelspapieren" das Wort geredet, die Buchhandlung eine Resurrection derselben sich erbat, Jean Paul sein letztes Exemplar hergeben, und zu der Ausgabe der sämmtlichen Werke Otto's Freiexemplar verwendet werden mußte, da nirgends ein anderes aufzutreiben war. Aber sehr bedeutend erschien uns immer, daß Jean Paul

bei jener Restauration des Buches, die er darum „Palingenesieen" — Wiedergeburten — nannte, aus den frühern achtunddreißig Bogen nur sechs in dieselbe wieder aufnahm; außerdem verwebte er auch noch dieselben in eine Art von Roman: „Meine Fata vor und in Nürnberg," und dieser Roman war obendrein vermischter, d. h. nicht rein komischer, Gattung: während er, als er um das Gleiche für die Grönländischen Processe ersucht wurde, im Jahre 1821, keinen Anstand nahm, dieselben nur mit den gewöhnlichen Correcturen verbesserter Ausgaben vollständig wieder abdrucken zu lassen. Auch Herder, der gewiß durch seine Frau auf ein Buch aufmerksam gemacht worden war, das den Namen: „J. P. F. Hasus," trug, suchte später nur die Grönländischen Processe und las sie mit Liebe und Eifer, während von den Teufelspapieren zwischen beiden Männern nie die Rede war. Noch mehr! Gerade die Teufelspapiere waren es, die der Verfasser mit dem Dichter in den letzten Wochen vor dessen Tode zur Aufnahme in die sämmtlichen Werke zubereitete. Der Verfasser hegte dabei allerdings auch den Grundsatz, daß Wesentliches herauszustreichen eine Versündigung gegen den Leser wäre, der hauptsächlich die verschiedenen Stufen der Entwickelung des Dichters anschauen wolle, und daß eine Ausgabe der sämmtlichen Werke, um mich jetzt des nachher so berühmt und berüchtigt gewordenen Ausdrucks zu bedienen: sonst k e i n e W a h r h e i t wäre. Er weiß, welche unglaubliche Mühe es ihm kostete, den endlich dazu entschlossenen Dichter während des Durchgehens des Werkes bei diesem Vorsatze zu erhalten; daß fast bei jedem Satze derselbe Streit sich wiederholte; er weiß, mit wel-

chem Ekel der Dichter oft ganzen Seiten zuhörte: daß aber dennoch der Verfasser das Herausschneiden wenigstens eines Aufsatzes nicht verhindern konnte. Man sieht so, daß der Dichter fast zu allen Perioden seines Lebens dieselbe Abneigung gegen dies Werk gehabt. Daß sonst alle Welt den Inhalt unschmackhaft gefunden, zeigt die Geschichte des Buchs. Es konnte dies auch nicht anders sein. Zu sehr und zu absichtlich hatte er Swift in der versteckten Ironie und im angenommenen Ernste nachgeahmt, während er doch den Aufsätzen keine solche Handlung hatte mittheilen können, wie deren Gulliver's Reisen und das Mährchen von der Tonne haben. Die Witzlyrik war meist darin unterdrückt, durch welche sich die Grönländischen Processe so ausgezeichnet hatten, und durch welche diese trotz der Stoffarmuth fast jeden Augenblick einen Genuß gewähren. Dagegen liest man in den Teufelspapieren oft mehrere Seiten, ehe man auf einen Blitz trifft. — Wir stehen keinen Augenblick an, zuzugeben, daß die Teufelspapiere bei Weitem mehr ausgebildeten Kunstverstand und Kunsttalent verrathen, als die frühern Arbeiten, ja daß sie regelrechter gebaut sind als selbst die meisten späteren. Aber, ohne alle sie durchdringendes Lebensprincip, gewähren sie hohen Genuß und Ueberraschung nur betrachtet als Uebungen und Ergüsse eines, nachher als hoher Genius erkannten, aller befruchtenden Belebung entbehrenden und gedrückten, und dennoch unaufhörlich strebenden Wesens. Es ist somit eine von den Täuschungen oder Grillen Ludwig Tiecks, der diese Teufelspapiere für das beste Werk Jean Paul's erklärt, und behauptet, daß diese Gattung eigentlich allein dem Dich=

ter bestimmt gewesen sei, so wie, daß er sich leider von dieser Bestimmung nachher verirrt habe. Man weiß, daß Tieck auch von Göthe eine ähnliche Meinung hegt, in sofern er nämlich dessen Götz und Werther für die besten Producte desselben hält, bloß weil dieser Dichter nur in seiner Jugend auf dem rechten Wege gewesen wäre, ein ganz großer und ächt nationell-deutscher Meister zu werden, — während er es nur darum nicht geworden, weil er später sowohl Nationalität als Geschichte und Leben seines Volkes aus den Augen gelassen und sich theils fremde Stoffe, und fremde Bühnen, theils weniger erhabne Gegenstände gewählt habe*). Bei Göthe hat er bestimmt darin Recht, daß dessen spätere Producte unter den ersten stehen, wie denn auch keines jemals die Wirkung der älteren Erzeugnisse auch nur von weitem erreichte. Aber die Folgerung, daß in Göthe's Willen gelegen habe, auf jenem ersten Wege fortzugehen, und namentlich in den späteren Werken den durch die ersteren hervorgerufenen Erwartungen zu entsprechen, ist eine, die auf keine Weise zugegeben werden kann! — Das ist sehr leicht erklärlich, daß ein Dichter durch äußere ungünstige Verhältnisse anfangs seine poetische Kraft auf einem untergeordneten Terrain auszuüben gezwungen sein kann, während ihm das Höchste seiner Anlagen noch angewiesen war; aber daß er, wenn er auf das letztere von Anfang gleich durch

---

*) Siehe darüber die viel zu wenig erkannte treffliche Einleitung zu Lenz's Schriften. Tieck ist dort vielleicht mehr auf Seiten Wolfgang Menzels als er sich selbst gestehen möchte; und wenn er das Obige auch nicht so deutlich ausspricht, so ist es doch die Base und Resultat der ganzen Untersuchung.

das Glück geworfen worden, dasselbe freiwillig verlassen sollte, wenn ihn keine äußere Nothwendigkeit oder vielmehr Noth dazu zwingt: ist fast undenkbar. Göthe war immer in dem Falle, bei der Bestimmung seiner Thätigkeiten und Auswahl seiner Stoffe auf Niemand, nicht einmal auf das Publicum, Rücksicht nehmen zu dürfen. Seine Verhältnisse hätten ihm zu allen Zeiten erlaubt, so weit mit den höheren und höchsten Ständen zu verkehren, als ein Dichter vonnöthen haben kann. Wenn also das Gelüst zum Umgang mit und zur Abhängigkeit von höchsten Herrschaften und zu einer vornehmen gesellschaftlichen Stellung als Minister stärker in ihm war, als der Drang, seinem Volk ein großer Dichter zu werden, ein Dichter in dem Sinne, wie noch zu allen Zeiten seit dem Alterthume ein solcher von den Völkern als die größte Gottesgabe betrachtet wurde, ein Verherrlicher und Verklärer ihrer Freuden, ein Tröster und Erheber in Zeiten des Unglücks, ein Erleuchter ihrer Vergangenheit und ein Prophet ihrer Zukunft, ein Anwalt für die Unterdrückten und eine drohende Geißel für die Unterdrücker — wenn für Göthe, sage ich, der Genuß jener Verhältnisse, welche ihm diese poetische Theilnahme am Freud und am Leid an der Vergangenheit, an der Gegenwart und an der Zukunft seines Volkes untersagten, so viel galt und so reizend schien, daß er jene Verhältnisse in der kräftigsten und in der schönsten Jugendzeit freiwillig auswählen und die geistigen Fesseln derselben bis an sein Lebensende tragen mochte: so mag uns Niemand beweisen wollen, daß ihm jene göttliche Kraft und jener göttliche Beruf eines Volks-Vates eingewohnt habe. — Niemals hätte ein

solcher Mann auch ohne die Promotion an den Hof zu Weimar jene Werke liefern können, die man nach dem Götz und Werther von ihm erwartet haben mag. — Dagegen, wie hätte umgekehrt Jean Paul zu der ersten Sphäre, war sie wirklich nur die seinige, nicht zurückkehren sollen, selbst wenn man annehmen wollte, daß er sie im ersten Augenblick darum verlassen, weil er so lange Zeit keinen Anklang damit gefunden hatte — warum, sage ich, hätte er nicht später zu derselben zurückkehren sollen, als sein Name jeder seiner Schriften eine glänzende Aufnahme in ganz Deutschland vorher sicherte, ja der Erfolg der Natur der Sache nach ergab, daß die vermischten, d. h. mehr komischen Romane mehr Käufer fanden, als die rein ernsten? Aber Jean Paul's ganzes Streben und ganzer Beruf, dem er nicht nur sein Leben widmete, sondern dem er auch seine Zeit, seine Gesundheit, seine Ruhe, seine Bequemlichkeit und seine Genüsse zu jeder Stunde opferte, ging eben dahin: seinem Volke jener große Dichter zu sein. Was er davon nicht erreichte, lag wahrlich weder an dem Mangel seiner ursprünglichen geistigen und moralischen Kraft dazu, sondern an den ungünstigen Lebensschicksalen, mit denen er so lange Zeit zu kämpfen hatte, daß er nur in humoristischer, excentrischer und regelloser Form, also seinem Volke unverständlicher und unzugänglicher, seine große Lebensaufgabe zu lösen vermochte. Das Eigenthümliche seiner Erscheinung, der eine ähnliche darum kein anderes Volk zur Seite zu stellen hat, liegt ja darin, daß seine Werke Versuche sind, wie ein wirklich mächtiger Genius das Mißverhältniß der ihm vom Geschick zu Gebote gestellten äußeren Mittel zu seiner

großen Bestimmung, die er klar erkannt und mit heiligem Eifer zu verfolgen sich entschlossen hat, aufzulösen strebt. Es ist darum unwürdig, zu denken, daß ein solcher Geist, weil er seine großen Werke nicht ohne manche Fehler und Unvollkommenheiten ausarbeitete und ausarbeiten konnte, Mängel, die bedeutend genug waren, um ihm bie Theilnahme eines nicht geringen Theils des Volks auf lange Zeit zu entziehen — es ist unwürdig zu denken: daß darum ein solcher Geist sich auf die niedrigere und beschränktere Sphäre eines bloß komischen Dichters hätte beschränken sollen, weil er in dieser etwa kunstgerechter zu arbeiten im Stande gewesen wäre. —

Der Tod Adam von Oerthel's hatte übrigens zunächst die Folge, daß das Verhältniß in Töpen sich auflösen mußte, und es scheint dies auf eine Weise geschehen zu sein, daß Richter mit doppelt verwundetem Herzen über den Verlust eines Freundes, über die Verschwendung so vieler Mühe an einen undankbaren Zögling und über das Abhängiggewesensein von einem dünkelhaften und geizigen Principal im October 1789 in das Stübchen seiner Mutter zurückkehrte. — Ueber sein Verhältniß zu dem alten Oerthel namentlich und was die materielle Ausbeute einer beinahe dreijährigen Lehrerthätigkeit gewesen, giebt ein Brief Richter's an ihn bei nachträglicher Uebersendung der Teufelspapiere gleich nach seiner Rückkehr nach Hof genügenden Aufschluß. „Das Geschenk meines Buchs, schreibt er, werden Sie doch für keine

Grobheit halten, sonst wollt' ich höflicher gewesen sein. Da ich das Glück habe, mit einer Gilde und Garnitur von Gläubigern umzogen in der Welt herumzugehen, so kann ich Sie, da das Creditorchor nicht so viel wie Sie allein besitzt, nicht eher bezahlen, als bis ich die minder reichen bezahlt habe. Sie sehen aber, da ich so viele Schulden gemacht, wie viel ich Satyren machen muß, sie zu tilgen. Da ich das Blut, das Ihre Briefe kochen genug ließen, abzukühlen und zu beherrschen trachte, so sehen Sie, daß ich noch immer suche zu sein Ihr u. s. f." — Er war also sein Geldschuldner geworden! —

Sobald er nach Hof zurückgekommen war, zeigte Richter durch einen sehr auffallenden Schritt, welche Veränderung in seinen Ansichten, seinen Wünschen und seinen Meinungen vorgegangen. Um nämlich jetzt in allen den Familien, welche er nur einigermaßen als sich oder den Seinigen befreundet ansehen konnte, gern und willig Zutritt zu erhalten, ließ er nunmehr freiwillig seine antihöfer Tracht um Kopf und Hals fallen. Er theilte diesen Entschluß seinen Freunden in einem förmlichen und nach seiner Gewohnheit scherzhaften Avertissement*) mit, worauf, als er den Entschluß wirklich ausgeführt, er an Vogel schrieb:

*) Es lautet also: „Endesunterschriebener steht nicht an, bekannt zu machen, daß, da die abgeschnittenen Haare so viel Feinde haben, als die rothen, und da die nämlichen Feinde zugleich es von der Person sind, worauf sie wachsen, da ferner so eine Tracht in keiner Rücksicht christlich ist, weil sonst Personen, die Christen sind, sie haben würden, und da besonders dem Endesunterschriebenen seine Haare so viel geschadet haben, als dem Absalom die seinigen, wiewohl aus umgekehrten Gründen, und da ihm unter der Hand berichtet worden, daß man ihn in's Grab zu bringen suche, weil da die Haare unter keiner Schere wüchsen; so macht er bekannt, daß er freiwillig so lange

er habe sich jetzt enthülset und seinen bisher broschirten Leib in Franzband eingebunden; seinen Hals presse jetzt das **cilicium** und der Ringkragen einer Binde, und seine Haare liefen in ein **suffixum** oder einen **accentus acutus** aus, den man dort zu Lande einen: Zopf, nenne; er merke aber sehr, daß andere Menschen, seit er seinen alten Adam ausgezogen, gegen ihn den neuen besseren angezogen, und er freue sich, die Rathgebungen Vogel's jetzt zu realisiren, die er sonst widerlegt hätte. — Dieses plötzliche Anschließen an die Kreise seiner Mitbürger, die er über sechs Jahre lang des Opfers eines Zopfes nicht für werth gehalten, beweist augenscheinlich, daß jetzt Pläne zu Werken in ihm drängten, zu denen er für nöthig hielt, um jeden Preis sich Studien von Menschen und Charakteren, tiefere und umfassendere Blicke in das menschliche Herz, genauere Kenntniß des Verhältnisses und des geselligen Umganges, aber ganz besonders genauere Kenntniß des Wesens, Treibens, Denkens, Fühlens von weiblichen Wesen zu verschaffen, und daß er, die Hoffnung aufgebend, diese Studien und namentlich die aus denselben nothwendig hervorgehenden belebenden Anregungen für Gefühl, Empfindung und Phantasie, in größeren, weiteren und höhern Zirkeln sich so bald, wie er früher gehofft, werde suchen dürfen, die kleinen und beschränkten Kreise seiner Umge-

---

nicht passen will. Es wird daher einem gnädigen, hochedelgebornen ꝛc. Publicum gemeldet: daß Endesunterzeichneter entschlossen ist, am nächsten Sonntage in verschiedenen wichtigen Gassen Hof's mit einem kurzen falschen Zopfe zu erscheinen und mit diesem Zopfe gleichsam wie mit einem Magnete und Seile der Liebe und Zauberstabe sich in den Besitz der Liebe eines Jeden, er heiße wie er wolle, gewaltsam zu setzen."

bungen zu durchgehen, zu durchleben und in ihnen nach Modellen und nach Stoffen zu forschen, den Vorsatz hatte.

Es wurde ihm auch gar nicht schwer, nachdem er einmal alles Anstößige an sich beseitiget, den Zugang zu einer Anzahl freundlicher und heiterer Familienkreise zu gewinnen mit seinem Geist, seinem Scherz, seiner regen und herzlichen Theilnahme für Leid und Freud Anderer, besonders aber mit dem, was die Franzosen so schön mit dem Ausdruck: **politesse du coeur**, bezeichnen, die nicht nur ursprünglich in seinem Gemüthe wurzelte, sondern deren Grundsätze und Regeln er sich auch durch mannichfaltiges Nachdenken aufgesucht, ausgebildet, sich aufgezeichnet und eingeprägt hatte; endlich mit jener so einfachen und eben darum untrüglichen Lebensklugheit, wie sie sich ein unverdorbenes, nach Einigung und herzlichem Verkehr mit seinen Mitmenschen strebendes Gemüth so leicht auffindet. Unter den Familien, mit welchen er in einen solchen Verkehr kam, findet man auch die des Postmeisters Wirth, die Großältern jenes muthigen deutschen jungen Mannes, der seine patriotischen Gesinnungen jetzt bereits, nach baierischer Weise ohne Ur'hel und Spruch, im Kerker von Zweibrücken büßt. Wie hulfreich diese Familie aus Anerkennung des Werthes Jean Paul's diesem und seiner Mutter war, ersieht man am besten aus einem Briefe Richter's vom 24. November 1789 an den Postmeister Wirth. „Da ich die Wahl habe, zu erfrieren oder zu schreiben," schreibt er, „so thu' ich das letztere. Wir verschoben den Holzeinkauf bis heute, und müssen ihn wieder acht Tage verschieben. Aber in der Zeit können ich und meine Clavierspielfinger ausgewintert sein, wenn

Sie nicht Rath schaffen oder besser: Holz. Es wäre für uns Höfer gut, wenn wir etwas von der Feuerung, die wir in der Hölle zu stark haben werden, in unsere Oefen bei Lebzeiten bekommen könnten." — Die Erwähnung seiner Clavierspielfinger zeigt, mit welchen geselligen Vorzügen er hauptsächlich sich zu einem stets willkommenen Gaste machte. Es war vorzüglich sein Clavierspiel, durch das er später selbst fürstliche Zirkel ergriff und in Erstaunen setzte, hauptsächlich darum, weil es ein eben so eigenthümliches, naturwahres und aus innerster Brust frei herausgedrungenes Erzeugniß war, als die in seinen poetischen Werken ausgesprochenen Anschauungen, Ideen und Empfindungen. — Denn er spielte nie fremde oder unter irgend eine geregelte Form gebrachte Musikstücke, sondern nur Phantasieen, wie sie der Augenblick der Begeisterung erzeugte und die Lüfte wieder davontrugen, ohne daß er davon etwas fest hielt, als die Gedanken und Träume, die in ihm während dieses musikalischen Schaffens entstanden. Dieses Clavierspiel war nun um so ergreifender, als er eben in das geheimnißvolle, dunkele, nur ahnenlassende, gewissermaßen mit Ossian'schen Nebelstreifen zeichnende, Reich der Töne alle Gedanken, Bilder und Träume seiner Seele ausgießen konnte, die er in Sprache und Gestalt zu verkörpern nicht vermochte, weil die plastische Kraft in ihm so spät geweckt und so wenig ausgebildet war. Darum wurden diese musikalischen Phantasieen die ersten Ergüsse, in denen sich die ernst-poetische Empfindung und die weichen blühenden und erhabenen Gattungen seiner Einbildungskraft vor Zuhörern und in bestimmten Erzeugnissen erging und Luft machte. Die Töne

trugen gewissermaßen vermittelnd seine Phantasie aus einem Gebiet in das andere hinüber; und weil, was er bei solchen Stimmungen in Tönen schuf, verklang, weil er ferner das Geschaffene in den Klängen nie außer sich hörte und kein Gefühl mit klaren, nackten Worten an das Tageslicht gezogen sah: überkam ihn dabei nicht jene frühere Schaam, sein Herz offen vor dem zweiten satyrischen Ich und vor Fremden zu zeigen, — wiewohl nach und nach der Uebergang dazu sich von selbst bildete. — Was ihm diese Verhältnisse so anziehender und reizender machte, war, daß in diesen Familien, die wir später genauer angeben werden, eine nicht unbedeutende Anzahl ganz hübscher Töchter sich befand, die für Richter's höheres Wesen auf eine ihn überraschende Weise Antheilnahme zeigten und daher bei der Bildungfähigkeit der Jüngeren weiblichen Geschlechts je länger je mehr von ihm für sich gewonnen werden mußten. Hier hatte er endlich einigermaßen gefunden, wonach er sich so lange vergeblich in der Ferne gesehnt, weil er nach den sanguinischen Hoffnungen und Prätensionen der ersten Jugend immer auf den näheren Umgang mit edleren, höheren und feineren weiblichen Wesen, die er sich nur in Schlössern, Palästen, großen Städten wohnhaft dachte, gehofft und darum irgend etwas der Art in seiner Nähe zu suchen verschmähet hatte. Bald bildeten diese weiblichen Wesen einen bestimmten Zirkel um ihn her, und folgende Mittheilung einer dieser Jugendfreundinnen Paul Richter's, Amöne Herold, von welcher später ebenfalls noch mehr die Rede sein wird, mag zeigen, wie der Dichter zuerst seine Empfindungen vor den zarten, warmen, gläubigen, pflegenden Blicken

weiblicher Wesen erschließen mochte, wie sich die Knospen erschließen vor der Frühlingssonne, — welcher mütterlichen Pflegerin unser Volk darum mit sinnigem Gefühl allein das wahre und richtige Geschlecht zuerkannte. — „Oft," so sagt jene Freundin, „wenn wir uns in der Dämmerstunde um ihn versammelt und er sich und uns mit seinen Phantasieen auf dem Claviere in solche wehmüthige Stimmung gebracht, daß uns die Thränen über das Gesicht liefen und er vor Rührung nicht weiter spielen konnte: brach er schnell ab, setzte sich zu uns und sprach uns von seiner Zukunft, seinen Reisen, seiner Frau, die er irgendwo finden würde und die lange schon auf ihn passe, von seinen Kindern (meist waren es drei) und seinem ganzen häuslichen Glück. Dann prophezeihte er auch wohl, aber immer mit der Miene, mit der er Späße sagte, was er noch für ein großer Mann werden und alle Welt von allen Orten zu ihm kommen und nach ihm fragen würde. Wenn er nur erst aus dem Höfer Drucke (nämlich Bücherdrucke) in einen andern mehr hineingekommen, und es würde von ihm im ganzen Lande die Rede sein, und die Höfer würden — das waren seine eigenen Worte — „noch große Augen machen über ihre jetzigen kleinen, und Fürstinnen und Prinzessinnen würden uns noch einmal um das Glück seiner Gesellschaft beneiden;" was uns freilich allen damals sehr unglaublich vorkam." —

Denkt man sich unsern Dichter, wie wir ihn früher schilderten, mit offener Brust, blondem gelockten Haar, durch die Berge streifend, wie er jetzt mit einem Zopf und eingeschnürtem Hals dasitzt, wie in einem selbstgewählten Kerker, nur um sich theilnehmende Zuhörerinnen

für die Ergießungen seines Herzens und seine ersten ernsten Poesieen zu gewinnen, Thränen weinen zu können vor Zuhörerinnen, die er erweicht, gehoben und gerührt: so kann uns dieses Bild selbst jetzt noch nach so vielen Jahren zur höchsten Rührung bewegen. Wer mag sich noch wundern, zumal wenn er bedenkt, daß Karoline Herder ihm den ersten Kranz zugeworfen über einen Aufsatz, den sie mit ihm zuerst durchfühlt: daß er mit so besonderer frommer Liebe die nicht genug geehrten und erkannten Tiefen des weiblichen Herzens vornämlich durchforschen, sie vornämlich verklären und ihnen, den in den mittleren und niedrigeren Ständen besonders Gedrückten, Anerkennung und bessere und zartere Behandlung von Seiten der Männer zu verschaffen suchen, ihnen selbst aber zugleich den Trost und die Verklärung der Poesie in ihr Leben hineinreichen mochte. Mit welcher Umsicht und Bedachtsamkeit er dieses neue ihm plötzlich so freundlich zugeführte Stadium seiner Bildung für die Gegenwart und Zukunft benutzte, für jene, um sich das freundliche Verhältniß durch keine wenn auch unwillkürliche Schuld zu stören, für diese, um den größtmöglichen Reichthum an psychologischen, geselligen und Lebenserfahrungen davon auszubeuten: zeigt die Wiederaufnahme des Andachtsbuches in dem ursprünglichen Sinne. Zugleich haben wir in derselben einen neuen Beleg von der vorzugweisen ernsten Stimmung, welcher er sich damals zuneigte. Besonders aber erkannte er, wie er an dem Umgange mit jenen weiblichen Wesen lernen könnte, seinen Witz und seine Satyre sowohl in Fülle als auch in Schärfe bis an die Gränze, welche die Schönheit vorschreibt, zu führen

und nur bis dahin, wo sie auch gebildeten Frauen erquicklich nnd genußreich sein kann. So finden sich in seinen Tagebüchern Bemerkungen, in denen er z. B. seine Freude darüber ausdrückte, daß „beim Sprüchwörterspiel der Witz im höchsten Fluge gewesen ohne Jemand zu verletzen," oder daß er „beim satyrischen Fragespiel keiner beleidigenden Laune Zutritt gelassen." — Auch begannen nach und nach diese geselligen Verhältnisse ihn zu mannichfachen Dichtungen für seine weiblichen Bekannten zu veranlassen. So findet sich noch ein „Traum," vor, den er für die Postmeisterin Wirth in Hof niederschrieb, als man ihn wegen einer nicht eingetroffenen Wetterprophezeiung, welches Geschäft er damals schon mit Eifer trieb, zur Abfassung einer Dichtung verurtheilt hatte. Er hatte dieselbe eigentlich in Versen abfassen sollen, bekannte aber, daß er solche machen zu können nicht im Stande sei.

In diese Anfänge eines heiterer, belebter und poetischer sich gestaltenden Seins warf das Schicksal noch den unerwartetsten, größten Schmerz seines Lebens, und führte ihn mit noch mehr durchschüttelndem Gefühl zum zweiten Male an die dunkeln Pforten des Todes. Er erhielt am Anfang Februars 1790 einen Brief von Göttingen, dessen erste Seiten noch von seinem Freunde Johann Bernhard Hermann geschrieben waren. „Dies Jahr muß entscheiden," hob derselbe an, „ob ich Doctor werde oder Patient bleibe. Solltest Du bis zu Ostern keinen Brief mehr erhalten, so denke, ich bin schon über alle Berge. Im Frühling flieht sich's leichter. O Lieber Guter Richter! wenn ich mich an die Zeiten erinnere, an die Schuljahre, wo ich mit Dir bis zu Mitternacht auf dem Schloßplatze

zu Hof spazierte und bedenke, was ich geleistet haben würde, wenn ich in dem Tone, der uns nur allein die aufrichtigsten Freunde sein ließ, hätte fortfahren können zu existiren; und fühle, was ich jetzt bin — ein durch Hypochondrie und widrige Schicksale zerstörter Menschenkörper, den die Seele bald unter dieser, bald unter jener Erscheinung zu verlassen droht: so wäre es kein Wunder, ich beginge die Raserei und käme der letzten Folge des blind scheinenden Schicksals durch einen vorsätzlich freiwilligen Streich zuvor. Nur die Hoffnung erhält mich noch, sollte es auch nur wenige Jahre sein, in meinem Elemente mit dem Feuer, dem Licht und der Wärme leben zu können, die mir noch übrig sind. Doch muß ich aufhören und will es, wenn Du mir erlaubst, bei einer freieren Minute den Brief fortsetzen zu dürfen." — Hierauf folgte die Meldung eines Bekannten Hermann's, Namens Haas, daß er dem Unglücklichen bereits die Augen zugedrückt habe. —

Hermann hatte, wie Otto erzählt, unter geistanstrengenden Studien (sieben bis acht Collegia täglich und dabei noch zwei bis drei Lectionen dem Grafen) den Sommer, während dessen er von sich nichts hören lassen, hingebracht. Er hatte seine Seelenkräfte, Gedächtniß und Phantasie, vor Allem aber die schöpferische Kraft geregelter Erfindung, schwinden sehen, ohne daß er im Eifer des Erlernens nachgelassen; vielmehr hatte er nach allen Seiten hin sein Heil jeden Augenblick in etwas anderem gesucht, hatte sich auf einmal mit aller Macht auf die früher von ihm verschmähete practische Heilkunde geworfen, hatte nach Sprachen und Musik gelangt, ohne innerem Drang, ohne

die mindeste Aussicht auf Befriedigung. Zu allem diesen war nun noch eine Sehnsucht nach der Heimath, nach der Stadt gekommen, „für die ihm doch keine Bezeichnung bitter genug gewesen." So hatte Haas über ihn von Göttingen geschrieben.

Wie tief Richter durch diesen Schlag erschüttert werden mußte, und daß dieser Verlust bei weitem stärker in seine Seele schnitt, als es der Oerthel's gethan, läßt sich leicht aus dem, was bisher über ihr Verhältniß gesagt worden, ermessen. Hermann war bei weitem wie der genialste, so der von Richter geliebteste seiner Freunde gewesen. Jene fast mädchenhafte Liebe zu ihm, gleichsam als wäre Hermann der männlichere Theil in dem Bündniß Beider, hatte sich in der Entfernung eher verstärkt als geschwächt. Hatte ihm Richter doch kaum ein Jahr vorher geschrieben: daß er seine Schwester heirathen würde, wenn er sich nicht schämte, ihn dadurch mit zu heirathen, weil sein und ihr Gesicht eines sei; hatte er ihm ferner doch ein andermal gesagt: wie er bei ihm Witz, Narrheit, Dummheit ꝛc. so viel auskramen könne, wie er nur wolle, so vertraut sei er ihm, und daß er sich gar nicht zu denken im Stande wäre, wie er an ihn schreiben müßte, wenn er ihm sagen wolle, daß er mit ihm bräche, oder wie jener ihm das Nämliche sagen könnte. Und wieder ein andermal: daß er ihm noch hundert Sachen zu schreiben habe; die hundert und erste aber sei: daß er Niemand so sehr liebe, wie ihn und sich. — Und endlich: wie sein ausbleibender Koffer ihn in wahre Beängstigungen setze, nicht wegen seines materiellen, sondern wegen seines hieroglyphischen und philosophischen

Inhalts: weil seine Fötusse — daher er oft Sachen verbrenne, die von Niemand sollten verbrannt werden als von einem Orthodoxen — ihm angenehmere und geliebtere Schooßkinder seien, als majorenne Geburten anderer Köpfe; wie ihn eben so sein Geklage über den Inhalt seiner Briefe ärgere, deren Einkleidung seinem Kopf von außen ähnlich, und deren Inhalt seinem innern Kopfe gleich sei, und daß selbst seine historischen Einwebungen ihm eben so interessant wären als seine eigne Geschichte, bloß weil sein und Hermann's Ich ihn interessire — gleich wie Racine ein Couvert an der königlichen Tafel ausgeschlagen habe: weil er einen Karpfen mit seinen Kindern zu essen hätte.

Diese Liebe traf nun so grausam der Tod! —

„Als mein Bruder starb," schrieb nun Richter nach Empfang dieser niederdonnernden Nachricht an einen älteren Freund in Schwarzenbach, den wir bald näher kennen lernen werden, „als mein Bruder starb*), glaubte ich nicht, daß noch ein Tag kommen könnte, der das Herz mehr zerquetschte. Aber der Tag kam. Mein Freund starb an seiner mit einem Steckfluß schließenden Hypochondrie, von der Natur geliebt, vom Glück gehaßt. — Ruhe sanft aus von den Stößen des Glücks, von der Ungerechtigkeit der Höfer, für deren Stipendium Du nicht reich und dumm genug warst, und von der Folter eines

---

*) Heinrich, von dem wir bereits früher erwähnten, daß er aus Verzweiflung in der Saale sich den Tod gegeben, weil er die Armuth und das Elend der Familie, und daß er selbst es noch vermehren sollte, nicht länger ertragen konnte. Er war Richter's geliebtester Bruder und beständig sein treuer Bücherbote zwischen Hof, Töpen, Rehau, Schwarzenbach 2c. gewesen.

hypochondrischen verwitternden Körpers!" Dann wandte er sein Auge nach Göttingen und mit Sehnsucht nach den Reliquien des verstorbenen Freundes. „Da Sie der Freund meines Freundes sind," schrieb er an Haas, „so macht uns der gemeinschaftliche Verlust vertraut, und ich liebe Sie deswegen, ohne Sie zu kennen, und Sie werden mir meine Bitte gewähren, ohne mich zu kennen. Es ist eine traurige Bitte! Wie ein Abgebrannter um den Aschenhaufen geht und die geretteten Ueberbleibsel seiner vorigen Freuden auflieset: so suche ich das zusammen, was vom Freunde der Zerstörung entgangen. Ein solcher Kopf und ein solches Herz treffen sich selten zusammen, und der Wissenschaft wird jener, und der Freundschaft dieses so bald nicht wieder geboren. Ich wünsche nie, daß Sie einen ähnlichen Verlust erleben mögen."

Die Papiere Hermann's langten später an und Richter erkannte in ihnen „einen von einem Erdbeben umgestürzten Tempel, den Hermann selber erst in ein Gebäude einfügen gewollt." Um seinem gegenwärtigen Schmerz durch einen Entschluß frommer Pietät gegen den Untergegangenen zu mildern, nahm er sich vor, das unter dem Kampf mit der drückendsten Armuth und durch das unablässigste und angestrengteste Studiren allzufrüh aufgeopferte Leben desselben zu schildern und Auszüge aus dessen hinterlassenen Papieren mitzutheilen. Er führte jedoch diese Idee nicht aus, da es ihm gelang, dem Freunde in seinen Schriften ein poetischeres Denkmal zu stiften.

Einen um so ernsteren und tieferen Eindruck mußte nun auch der erfolgte Tod Hermann's auf Richter machen

und einen um so größeren Einfluß auf die nächsten seiner Seele entquellenden Schöpfungen haben: als er nicht ohne eine Art von Grauen wahrnehmen mußte, daß von den Naturen, die in seiner Heimathgegend aus dem Trosse der übrigen Einwohner hervor das Höhere und Höchste erstrebt, Zwei in Folge des gerade dort so stark demselben sich entgegensetzenden Widerstandes, der Melancholie, der Hypochondrie und dann dem frühzeitigen Tode anheim gefallen waren. Mit Schrecken mußte er sich erinnern, wie viel er selbst bisher Derartiges gelitten und wie er auch selbst schon von den Krallen der Hypochondrie an dem innersten Lebenskern angegriffen worden war. — Bis jetzt hatte ihn die größere geistige Kraft, welche ihm zu Theil geworden, vor Allem aber die Phantasie und die Kunst, die er, wenn auch nur in jenen untergeordneten Graden und Gattungen, hatte wecken und pflegen können, und die er selbst vor Hermann, einem mehr philosophischen Kopfe, voraus gehabt, emporgehalten über diesen Zerstörungshauch, der von materieller Seite in der Philisterei der Bewohner, von geistiger in der geheimnißvollen zum Trübsinn und zur Melancholie anregenden Natur-Eigenthümlichkeit der gebirgigen Geburtsgegend seinen Grund hatte. Erfahren hatte er aber nun bereits, daß der Witz und die Satyre mit der Heiterkeit und dem Genuß, welche sie seiner Seele gewähren konnten, jetzt schon kein ausreichendes Widerstandsmittel gegen jenen Dämon des Gebirgs mehr bildeten, und um so mehr mußte er in dem Hervorziehen und der Ausbildung der Phantasiekräfte Schutz suchen wollen, welche auf der einen Seite jedes Grashälmchen und jede Hütte erfinderisch verklären

und die dürftigsten und beschränktesten Fluren und Wohnstätten mit edeln, zufriedenen, heiteren und glücklichen Gestalten bevölkern, auf der andern den geängstigten Menschen zum erhabenen Sternenhimmel emportragen.

Seltsam aber, daß Hermann, der an den Einflüssen und Verhältnissen seiner düsteren Geburtsgegend starb, dennoch wiederum, als er von ihr entfernt war, und an dem glänzendsten Sitze deutscher Wissenschaften und Bildung, von der Sehnsucht nach ihr mit aufgerieben wurde! — Und zog es nicht auch unseren Dichter eben so immer wieder dahin zurück? — Seltsamer und geheimnißvoller Zauber dieses Landstrichs! — Jetzt mögen die Leser begreifen, warum sie durch die ausführliche geographische, statistische und mahlerische Beschreibung einer Gegend auf eine so seltsam scheinende Weise in die Biographie eines deutschen Schriftstellers eingeführt worden sind. —



Jean Paul's

sämmtliche Werke.

LXIII.

Dreizehnte Lieferung.

Dritter Band.

Berlin,
Verlag der Buchhandlung J. A. List.
1835.

Jean Paul Friedrich Richter.

Ein biographischer Commentar zu dessen Werken

von

Richard Otto Spazier,

Neffen des Dichters.

Neue unveränderte Ausgabe.

Dritter Band.

Berlin,

Verlag der Buchhandlung J. A. List.

1835.

Inhalt.

Jean Paul Friedrich Richter.

Ein

biographischer Commentar.



Achtes Kapitel.

Jean Paul als Kinderlehrer in Schwarzenbach an der Saale; plötzliches Erwachen seiner poetischen Schöpfungskraft und deren erste Blüthen.
Freudel's Klaglibell; Fälbel's Reise; Schulmeisterlein Wuz.

Schon bald nach Richter's Rückkehr von Töpen nach Hof hatten Viele den heitern, und doch mit so heiligem Ernst nach oben schauenden, den weichen und liebevollen, und doch so streng und kräftig sittlichen Menschen, an dem Kinder und weibliche Wesen mit gleicher Neigung hingen, der jedes Haus mit Tönen, neuen Gedanken und anmuthigen Scherzen beschenkte, zum Führer ihrer Kinder und zum bleibenden Freund ihres Hauses begehrt. — So namentlich der Postmeister Wirth, so wie auch die Schwarzenbacher Freunde. — Aber Richter, theils in Erinnerung seiner unangenehmen Lage im Oerthelschen Hause, theils weil er jede Beschränkung seiner Freiheit, und am meisten wohl die durch freundschaftliche Bande, fürchtete: hatte lange jeden Antrag der Art zurückgewiesen. Die Aussicht jedoch, in die größere Nähe des Fichtelgebirges und wieder an den Ort zu kommen, wo er die reiferen Knabenjahre verlebt, die Vereinigung mit seinen früheren

dortigen Lehrern und mehrern andern ungewöhnlicheren Männern, die ihm alle ihre Kinder übergeben wollten; die ungebundnere Stellung, dieselben in seiner eigenen Wohnung in einer Art von Privatschule um sich zu versammeln; vielleicht endlich auch der Tod Hermann's, dessen Erinnerung ihm bei ausschließlich einsamer Beschäftigung zu lebendig blieb, entschieden ihn endlich, noch vor Anfang des Frühjahres 1790 das Lehramt in Schwarzenbach anzutreten. — Die Haupttriebfeder übrigens dieser letzten Veranstaltung und der Patron der zu errichtenden Academie war ein neuer Freund Richter's, der Amtsverwalter Clöter in Schwarzenbach, in welchem sich die früher im Allgemeinen geschilderte Natur der Bewohner des Fichtelgebirges einen tüchtigen, kräftigen und gesunden Repräsentanten gewählt hatte; eine unverwüstliche Heiterkeit, kräftige Derbheit, Interesse für die edleren Lebensgüter, ein gesunder Verstand und ein tüchtiges Unabhängigkeitsgefühl, das sich in Satyre und Spott über Adelige und die Großen ergoß. Er liebte darum Richter'n ganz besonders, und es mußte auch für diesen etwas ausnehmend Anlockendes haben, die vier Kinder eines solchen Mannes zu unterrichten und zu erziehen.

Der Zöglinge, welche Richter in Schwarzenbach um sich versammelte, waren sieben, sechs Knaben und ein Mädchen, von denen der älteste, Leo Vogel, der Sohn des früher erwähnten Actuarius Vogel, funfzehn, die jüngsten, Fritz Clöter und Emil Völkel, einer der Söhne seines alten Lehrers, des jetzigen Pfarrers Völkel, sieben, das Mädchen, Wilhelmine Clöter, neun Jahre alt waren; von den andern drei Zöglingen standen Georg Clöter und

Karl Völkel im zwölften und Samuel Clöter im elften Jahre.

Nach einem freundlichen Streite mit Clöter, der durchaus den Lehrer ausschließlich in seinem Hause und an seinem Tische haben wollte, während Richter, seine Unabhängigkeit mehr zu wahren, bei den drei Familien der Reihe nach um's Essen hausiren zu dürfen verlangte: zog Letzterer am 8. März mit seinem kleinen Utensilienpäckchen nach Schwarzenbach ab. Wie groß seine fahrende Habe gewesen, ersieht man aus einem Billet an Otto, in welchem er denselben, „weil er beim Antritt seines Schwarzenbacher Schulamts das gewöhnliche Inventar mitbringen müsse, das in Stiefeln, Strümpfen, Schnupftüchern und einem Paar Kreuzern Geld bestände, und ihm von diesen vier Artikeln Nr. 1, 2, 3 und 4 mangelten," ihn damit zu unterstützen bat. Als ob ihn ein bestimmteres Vorgefühl von der besseren Zukunft, die ihm von Schwarzenbach ausgehen sollte, belebt, wies er den scherzhaften Rath Clöter's zurück, der, seine Wetterprophezeihungen, Naturbeobachtungen und geistigen Deutungen des Einflusses ihrer physischen Gesetze und Verhältnisse belächelnd und verspottend, ihm gerathen hatte: doch ja für seinen Umzug die Zeit des zunehmenden Mondes abzuwarten, und beharrete auf dem Einzuge an dem einmal festgesetzten Tage. Er behauptete darum im Gegentheil: „daß, da die Erde der Mond des Mondes sei, dieselbe bei jenes Abnehmen zunähme, mithin auch er im zunehmenden Lichte der Erde und folglich des Stückchens, das man Schwarzenbach nenne, dort ankäme." — Aber so scherzhaft Beides klingen mag, so lag ihm gewiß Alles

daran, sich in Schwarzenbach so weit eingerichtet zu haben, um in seine neuen Verhältnisse mit dem Anfange des Frühlings und dem seines 28sten Jahres eingetreten zu sein; und wir erinnern hier an Alles das, was wir früher*) bei Gelegenheit seines Geburtstages über die Bedeutung gesagt, welche derselbe für ihn in Folge seiner vergleichenden Witzübungen gewonnen hatte.

Und die Erwartungen Richter's gingen nach wenigen Wochen seines Aufenthaltes daselbst auf eine glänzende Weise in Erfüllung.

Die Eigenthümlichkeit, Tiefe und Größe einer wahrhaften Dichternatur ist wohl noch nie so leuchtend hervorgetreten, als durch Jean Paul in der Leitung und Gestaltung dieser Kinderschule und deren Rückwirkungen auf ihn selbst. Denn was gewöhnlicheren Menschen, ja selbst talentvollen, eine hemmende, wenn nicht ertödtende, Beschäftigung ist: das tägliche Unterrichten kleiner Kinder in den allerersten Elementen des Wissens — diese Beschäftigung öffnete in ihm alle Quellen erhabener und großer Gedanken, beschleunigte und vollendete die Entwickelung seiner Weltanschauung, fachte die empfindende und gestaltende Phantasie zu hellen Flammen an und führte ihr zugleich den ersten bildnerischen Stoff zu. Die Erscheinung Richter's in der Mitte dieser sieben Kinder in dem Fichtelgebirg'schen Marktflecken, und wie er aus derselben hervortrat, hat durchaus etwas ganz Außerordentliches. Denn noch nie war ein so reich begabter dichterischer Genius in der Epoche, wo die von der Sonnen-

---

*) 1. Bändch. 2. Kap. S. 46 u. 47.

wärme der von außen ihm endlich zugeführten Anregungen befruchtete Knospe dichterischer Erzeugungskraft in der Brust dem Aufbrechen bereits entgegen sich drängte, als Lehrer unter eine Schaar unschuldiger, hoffnungsvoller, lernbegieriger, kindlicher Wesen vom Geschick niedergesetzt worden, unter Kindern, die mit feuchtem Liebesblick zu dem Dichter heraufsahen, der mit Begeisterung der geahneten nahen Ankunft des seine plastische Bildungskraft entzündenden Strahles entgegenzitterte. Gerade dieser Berührung beider mußte der electrische Funke entspringen: der Dichter aus den Kindern das Wunderbare entwickeln und diese wiederum sich in ganz kurzer Zeit zu ihn selbst befruchtende Wesen erziehen. — Statt der Aufgabe, durch gewöhnliches Unterrichten äußerliche Kenntnisse und Fertigkeiten ihnen zuzuführen, wußte er in diesen Kindern zuerst gewissermaßen einen lebendigen Stoff, ich möchte sagen: die ganze Menschheit von Uranfang, in seine bildnerische Hand gegeben, und vor sich die Aufgabe und Anregung: in ihnen factisch seine Weltanschauung niederzulegen und sie an ihnen zu entwickeln. — Er mußte sie betrachten und behandeln wie lebendige Gestalten einer von ihm zu erdichtenden Welt, versuchen, an ihnen in's Lebendige zu entwickeln, womit sonst der Dichter seine Traumwelt bevölkert. Er sah sich in den Stand gesetzt, alles, was er als Resultat seines Nachdenkens, seiner Beobachtungen, seiner Entdeckungen aufgefunden und die in begeisterten Augenblicken seiner Dichterseele gewordenen Eingebungen — über die Menschen, über die Welt, über sein eigenes Leben und über sein Inneres — auszugießen, zu erproben, lebendig vor sich hin in's Leben

treten zu lassen an Kinderseelen, die, bildsam und weich wie Wachs, jeden Eindruck annahmen; erziehend zu dichten, ehe er dichtend erzog. Die Ausbeute aus der Anschauung der sich aus diesen Versuchen ergebenden Resultate mußte unendlich sein, und daher die immer steigende Lust und Freude, mit welcher er diesem so heterogen scheinenden Geschäfte vorstand. Aber beweist irgend etwas die ungemeine Größe seiner dichterischen Anlagen, so ist es das: daß er ein so gewöhnliches Verhältniß auf diese Weise zu nutzen wußte, und daß eine Kinderschulstube nicht nur für ihn eine socratische, sondern sogar eine poetische und Kunstacademie wurde.

Darum finden wir denn auch in der Erziehungs- und Unterrichtsmethode dieser Jean Paul'schen Schwarzenbacher Kinderacademie überall den Dichter, der sich in allen Schülern, so verschieden an Alter und Anlagen sie sein mögen, selbst reproducirt und sein eigenes Leben und seinen Bildungsgang, nur mit Wegräumung aller Hindernisse, die er selbst gefunden, von den Zöglingen, nur leichter und rascher, wieder durchleben und durchmachen lassen will. Dies ist's eben, was wir meinen, wenn wir sagen: daß Richter aus dieser Schule eine Art Gedicht machte. Denn wie der Dichter, wenn ihm ein bewegteres Leben nicht von Außen fremde Charaktere zugeführt, seine eigene Individualität, wenn auch unter den verschiedenartigsten Gestalten, beständig in seinen Charakteren wiederkehren lassen muß: so säete Richter, der in fast gar kein anderes Innere und in gar kein anderes Leben hatte eindringen können, als in das seinige, gewissermaßen lauter kleine Richter um sich her. Er setzte dabei voraus,

daß nicht nur Bedürfnisse wie Freuden ihrer Kindheit keine anderen sein könnten, als die seinigen gewesen, in die er, wie wir wissen, bis tief über das gewöhnliche Erwachen des Bewußtseins hinaus hineinblickte, sondern daß sie auch geistig alle die Stufen der Entwickelung, wie er, durchgehen müßten, nur mit seiner Hülfe schneller, glücklicher und müheloser, als ihm selbst bei Entbehrung so vieler menschlichen und Sachhülfsmittel möglich gewesen war. Bei der ungemeinen electrischen Einwirkung, die ein Geist wie er, anwendend zugleich eine an sich im Allgemeinen überaus glückliche Methode, auf diese Kinder haben mußte, war es kein Wunder, daß es ihm gelang, aus Allen ihm ähnliche geistige Ausflüsse hervorzulocken. Aber daß es ihm gelang, bei Allen gelang, und daß, wie wir sehen werden, der siebenjährige Knabe in dieser Beziehung hervorbrachte, was der funfzehnjährige, ergiebt sich daraus, daß er gewissermaßen die Individualitäten verwischte und, wie wir oben mit vollkommenem Rechte sagten, seine aus sich selbst entnommenen poetischen Gestalten, deren wir später so viele untereinander ähnliche auch in seinen Werken finden werden, in die Kinder hineindichtete. Vielleicht sind dies die Fehlgriffe dieser „excentrischen Barokschule," von welcher er selbst in einer sehr bedeutenden Stelle seiner „Levana" spricht*), und deren Beichte er dort in den „Jahrbüchern seines Lebens" verheißt, welche letzteren er leider! uns schuldig geblieben und die wir durch Combinationen und Vergleichungen hier zu ersetzen versuchen müssen. —

*) Levana, sämmtl. Werke, 8. Liefer. 3. B. S. 99 ff.

Sein Bestreben ging nämlich von da aus, den Kindern in Fülle zu geben, was er selbst in seiner Kindheit und Jugend entbehrt und wonach er sich gesehnt: eine umfassende und mannichfaltige Menge von Kenntnissen zu gleicher Zeit, und beständige Anleitung und Anregung, dieselben alle in einen Focus zusammenzuführen; dadurch zugleich mit den ersten Kenntnissen ein Reproductions- und Selbstschöpfungvermögen schon zu wecken und zu nähren, das in allen von außen zugeführten Kenntnissen nichts als einen Stoff, aus dem neue Combinationen zu bilden seien, betrachtete. Mit einem Wort: seine ganze Methode bezweckte, die Kinder zum Selbsterfinden, Selbsterschaffen fortwährend anzuleiten und ihnen dadurch zugleich das Bedürfniß beständiger Selbststudien einzuflößen. Er nennt dies selber „die Erweckung des geistigen Bildungtriebes, der, höher als der körperliche, nach und nach durch Willen schaffe, nämlich neue Ideen aus alten Ideen, welcher Wille das Abzeichen des Menschen sei vor dem Thiere, dessen Vorstellungsreihen durch kein Wollen bedingt würden." — Die Mittel zur Entwickelung dieser Bildungskraft waren ihm 1) die Sprache, und 2) die Aufmerksamkeit, welche beide durch Eingränzen und Abmarken eine Idee mehr vor die Seele brächten; 3) die Ein- oder Vorbildungskraft, welche eine ganze Ideenreihe festzuhalten vermöge, damit aus ihr die unbekannte, aber gesuchte, und folglich geahnete, Größe vorspränge, als Theil, Folge, Grund, Symbol, Bild; 4) der Witz; 5) die Reflection; 6) die Erinnerung. Wir müssen den Leser, damit er diese ganze eigenthümliche Methode mit ihren Gründen und in allen ihren Einzelnheiten kennen lerne,

das ganze 7te Bruchstück im zweiten Theil der Levana: „Entwickelung des geistigen Bildungtriebes," sämmtl. Werke B. 38. S. 74 bis 112, zu durchlesen bitten, wo Jean Paul, selbst mit Erwähnung seiner Schwarzenbacher Schule, dies System vollständig durchführt. Hier haben wir nur das Geschichtliche dieser Schule nachzutragen, die Ursachen dieser ihm eigenthümlichen Methode in seinem früheren Leben und seiner Subjectivität, und die Rückwirkungen derselben in der Gegenwart und für seine Folgezeit nachzuweisen. Wie er selbst erzählt, hatte der beste Kopf unter seinen Schülern nichts mitgebracht, als den Cornelius Nepos, und er fing nun, nebst der lateinischen Sprache, mit den Kindern an die deutsche, französische, englische, sammt allen sogenannten Realwissenschaften. Er gab täglich fünf Stunden Unterricht und regte in dem ersten halben Jahre zuerst die Aufmerksamkeit der Kinder dadurch an: daß er in den Wiederholungen verschiedenartige Thatsachen und Begriffe aus den mannichfaltigen Unterrichtszweigen zusammenzustellen versuchte, theils, um die paarweis zusammengestellten Kenntnisse, von denen eine an die andere erinnerte, weniger verloren gehen zu lassen, theils, um dadurch Gelegenheit zur Aufsuchung von witzigen Aehnlichkeiten zu geben. Zu gleicher Zeit forderte er die Kinder auf, während des Unterrichts ihre auf den Vortrag bezüglichen Fragen und Bemerkungen laut auszusprechen. Dann, nachdem er auf diese Weise die Wissenslust erregt, überließ er den Kindern ganz nach freier Wahl und nach freiem Willen die Größe und die Gattung der außer den Unterrichtsstunden zu Hause zu machenden Uebungen, dieselben nur

dem gegenseitigen Wetteifer überlassend, und legte dazu nur ein sogenanntes rothes Buch an, in welchem er die Anzahl der gelieferten Arbeiten eines Jeden einschrieb. Nach einem halben Jahre suchte er die Zöglinge zur eigenen Nachahmung seiner ihnen früher vorgeführten wizzigen Zusammenstellungen zu veranlassen, nicht nur durch die Erlaubniß, während des Unterrichts aufeinander und auf den Lehrer selbst Einfälle zu äußern, sondern, indem er auch eine besondere Stunde festsetzte, in welcher die Kinder nur zu sagen hatten, was ihnen einfiel, und endlich, indem er ein besonderes Buch anfertigte, in welchem diese Einfälle mit der Namennennung desjenigen, der sie gehabt, sogleich aufgezeichnet wurden, das immer aufgeschlagen dalag, **bon mot**-Anthologie hieß, und das natürlich, immerwährend den Ehrgeiz der Kinder anregend, zum Wetteifer in dieser Art des Nachdenkens und Erfindens beständig aufforderte.

Ein Blick auf dieses System zeigt, daß es nur die von ihm absichtlich herbeigeführte Geschichte des Entwikkelungsganges war, den er von selbst genommen, und daß die ganze Unterrichtsmethode nur aus seinem Leben abstrahirt war. An sich war die Idee der Entwickelung des Selbstnachdenkens und Ideenerzeugens, oder wie er es nennt: des Bildungstriebes, durchaus nicht neu, sondern nicht bloß von Rousseau, sondern namentlich von Pestalozzi aufgestellt. Nur die Mittel, oder wie er sagt: „die genetische Stufenfolge," dieser Entwickelung waren ihm ganz eigenthümlich, und er zeigte sich eben dadurch bei weitem mehr als Dichter, wie als Erzieher, daß er sein individuelles Leben und Sein zu einem allgemein

gültigen und menschlichen erhob, und ganz und gar vergaß, daß er nur durch eine Masse von hemmenden und außergewöhnlichen Hindernissen gerade einen so dunkeln Entwickelungsgang hatte hindurchdrängen müssen, auf welchem eine Menge Kräfte nicht hatten zur Thätigkeit und Ausbildung kommen können, andere dagegen vorzugsweise, mit Ausschluß der übrigen, hatten thätig sein müssen. Wie er nämlich nur sich ausschließlich aus innen heraus hatte entwickeln und alle Anregungen durch äußere Anschauungen und Einwirkungen entbehren müssen, wie nur Gelehrsamkeit und Bücherkenntnisse die Stoffe seines Bildungstriebes gewesen: ganz auf demselben Weg führte er die Kinder, ohne Rücksicht darauf, ob sie in der Folge, wenn er sie aus seiner Academie entlassen und wenn sie selbstständig den mannichfaltigen Forderungen des practischen Lebens genügen sollten, im Stande wären, in demselben Maße vorzuschreiten. Was nämlich als die beiden Hauptideen in dieser Methode hervortritt, ist 1) das, daß man frühzeitig die Kinder zum Witz heranbilden, 2) daß man sie vorzüglich zum schriftlichen Ausarbeiten von Gedanken und Ideen anhalten müsse. Er ging in letzterer Beziehung so weit, daß er behauptete: das vor dem Auge verharrende Schreiben diene weiter und länger dem Ideenschaffen, als das Aussprechen des Gedachten, und berief sich sogar in der „Levana" auf die Beispiele der Savigné, deren dictirte Briefe schlechter gewesen als die von ihr selbst geschriebenen, und auf Montesquieu, der, weil er nicht selbst schreiben gekonnt, oft drei Stunden nöthig gehabt, ehe ihm etwas eingefallen sei. Beide Ideen gründeten sich nur auf seine Erfahrung. Weil er

selbst den Witz hatte an sich ausbilden und so lange bei demselben verweilen müssen; weil er zur Zeit, als er die Kinder so unterrichtete, in sich selbst die Kraft der Phantasie, der Menschenliebe und des Ernstes dadurch ungeschwächt zu fühlen glaubte; und weil er in einer Art Selbsttäuschung meinte, diese höhern Geisteskräfte seien nur darum in ihm noch so frisch und stark, weil sie durch die Witzübungen verhindert worden seien, sich und ihn in den heißen Jünglingsjahren zu verzehren: — so folgerte er daraus, daß dies bei allen Menschen so herbeigeführt werden müßte. Zu Unterstützung in dieser Meinung verfiel er in mannichfachen Widerspruch. Er unterschied jetzt, eben so wie er früher Gedächtniß und Phantasie vermischt, zwischen Einbildungskraft und Phantasie, nannte erstere diejenige Kraft, welche stückweise auffasse, und die letztere diejenige, welche erzeuge, — setzte jene in die Kindheit, machte sie zur Mutter des Witzes, während er doch wieder in der Aesthetik, und mit vollem Recht, den Witz als eine Gattung der Phantasie bezeichnet, und namentlich §. 49. beim bildlichen Witze der Phantasie den überwiegenden Antheil über dem Verstande zuweist; und diesen bildlichen und metaphorischen Witz doch wiederum in den Zöglingen auf dieselbe Weise und mit denselben Mitteln hervorrief, wie er selbst seine Grönländischen Processe, voll bildlichen Witzes, geschaffen. — Ein neuer Widerspruch aber ist auch der, daß er jede künstliche Entwickelung der Seele für schädlich erklärte, und dennoch jene gewiß, wenn irgend etwas, künstliche Entwickelung zum Witze betrieb und forderte. Freilich erklärte er sie für die unschädlichste, und natürlich mit um so vollkommnerem

Recht, als eben der Witz, als der schwächste und allgemeinste Grad der Phantasie, bei weitem weniger erregt und angreift, als Abstraction und empfindende Phantasie. Und darin irrte er allerdings ebenfalls nicht, daß man diese noch weniger künstlich hervortreiben darf; aber deshalb ist immer doch auch der hervorgebildete Witz eine Treibhauspflanze! — Ein Philosoph in seiner Lage würde Bildung zur Abstraction, ein anderer Dichter, der frühzeitig mit der zeugenden Phantasie und bildnerisch-schöpferisch sich hätte ausbilden und thätig sein können, auf Erregung dieser Kräfte vielleicht hingearbeitet haben, und allerdings mit größerem Schaden und mit bei weitem weniger scheinbarem Recht. Zu Dichtern seine Zöglinge zu bilden, arbeitete Richter eben so gut hin, nur mit dem Unterschiede, daß er die natürliche genetische Stufenfolge in dieser Ausbildung verfolgte, weil er sie selbst auf so fühlbare und langsame Weise durchgegangen, wie wir nachwiesen. Seine Selbsttäuschung wurde dadurch hierin bestärkt, daß er recht gut nach Pestalozzi's richtigem System mit der Mathematik beginnen konnte, um sogleich zum Witz zu gelangen; aber er vergaß, daß der Witz neben der Mathematik nur auf dem Wege zur Dichtkunst oder wenigstens zur selbstschöpferischen Schriftstellerei liegt, für die nur wenige Menschen bestimmt sein können, nicht aber auf dem in's practische Leben. — Dort sind allerdings die Erstgeburten des Bildungstriebes witzige; und wenn er in der Levana sagt: „daß der Uebergang von der Meßkunst zu den electrischen Kunststükken des Witzes, wie Lichtenberg, Kästner, d'Alembert, und überhaupt die Franzosen, bewiesen, mehr ein Ueber-

schritt als ein Uebersprung sei, und daß Cato, Seneca, Tacitus, Baco, Young, Lessing, Lichtenberg Beispiele wären, wie die kraftschwere, volle, befeuchtende Gewitterwolke des Wissens in's Wetterleuchten des Witzes ausbräche" — so waren dies eben alles Gelehrte mit weniger oder mehr Phantasieanlagen. Man begreift nicht, wie die Spartaner mit unter jene Citate kommen, die nichts weniger als Wissenschaften pflegten und deren witzige Sprachkürze von den Lycurg'schen Gesetzen ebenfalls künstlich heraufgetrieben war. Um die Allgemeingültigkeit dieser Methode darzulegen, hätten gerade Beispiele von andern, nicht durch Schriften sondern durch Thaten großen, Männern angeführt werden sollen, nämlich: daß sie auch nur in ihrer Jugend auf diese Weise ihre Anlagen geäußert und vorher verkündigt hätten. Aber hier möchte schwer ein einziges Beispiel aufzuführen sein, will man nicht Witz, wie Jean Paul nach dem angeführten Citate thut, in so allgemeiner Bedeutung nehmen, wie oft das Volk, wenn er sagt: „jede Erfindung sei ursprünglich ein Einfall." — Es giebt eben so verschiedene Arten von Aeußerungen des Bildungs- und Erfindungstriebes, als es bestimmte Anlagen und geistige Richtungen in Individuen und Völkern giebt. — Witz ist nur eine Untergattung des Erfindungtriebes und findet sich gerade immer dort, wo mehr thatenloses, müßiges und beschauliches, mehr Gefühls- und Phantasieleben, und zwar merkwürdig genug! wo das letztere noch unklarer und unausgebildeter ist, höchst selten bei thätigen, weite und große Plane verfolgenden und ausführenden Individuen und Nationen. So sind unpoetisch, aber

practisch erfinderisch Amerikaner, und von den Engländern nur die witzig, welche sich dem Müßiggang oder der Beschaulichkeit ergeben; so sind dagegen Irländer, ungebildetere Gebirgsvölker, Neapolitaner, überhaupt alle, wo Mährchen, Volkslieder, Musik wohnen, witzig; es sind Philosophen, Feldherren, Staatsmänner selten witzig; es sind es fast immer Musiker; mit einem Wort: der Witz liegt auf dem Wege zur Poesie, er ist die erste Station zu derselben, die häufig von glücklichen und frühzeitig schwunghaft angeregten poetischen Naturen übersprungen, und nur von den untergeordneteren Talenten nicht verlassen wird. — — Wir sind hierüber darum so ausführlich, weil dieser Ideengang Jean Paul's unendlich viel Licht auf sein poetisches Streben und die eigne Anschauung der Verhältnisse seiner dichterischen Kräfte wirft. Man sieht hier wieder, wie er Witz, Laune, Satyre, Ironie für untergeordnete Grade der Poesie hält; sein ganzes Innere drängte ihn mit Sehnsucht nach dem Ernst und der Empfindung. Aber er glaubte, daß man durch jene den Durchgang zu diesen nehmen müßte, daß sie demselben später von selbst ganz weichen würden, ja, daß man Alle durch jene Stadien durchzuführen habe. Er ahnete damals nicht, daß er die kräftigste Zeit seines Lebens hindurch einen unausgesetzten Kampf gegen den Humor zu führen haben werde — und behielt selbst im spätern Alter den Irrthum bei, weil er in dem „Capitalwerke" den vollständigsten Sieg der Empfindung über den Humor davon getragen zu haben glaubte. Wenigstens hegte er diese Meinung in den Augenblicken, wo der später zu er-

wähnende Optimismus in ihm hervortrat. — Doch wir mögen nicht weiter vorgreifen.

Eine eben so aus seinem Leben und aus seinem individuellen Entwickelungsgange abstrahirte, und einen eben so merkwürdigen Aufschluß über ihn gebende Idee ist die: daß das Niederschreiben der geistigen Erzeugnisse das förderlichste Mittel zur Entwickelung des Bildungstriebes, und daß das auf dem Papiere herausentwickelte geistige Product das vorzüglichste sei. Hierbei ist besonders zu betonen, daß Jean Paul an jener Stelle in der Levana ausdrücklich dabei die mit dem Auge angeschauten Buchstabenzeichen im Sinne hat: „weil das Schreiben die Zeichen der Sachen selber zu Sachen erhäbe und dasselbe dadurch ein noch engerer Isolator und Lichtsammler der Ideen als das Sprechen sei, und weil unser Vorstellen mehr ein inneres Sehen als ein inneres Hören wäre." — Aber hier stehen ihm alle practisch-große Menschen, die im Augenblick zu schaffen, Pläne zu empfangen, auszuführen und zu wirken haben, entgegen, und die äußerst wenig oder Nichts leisten würden, wenn sie von Jugend auf nicht gerade im Gegentheil gewöhnt worden wären, ohne irgend ein äußeres Hülfsmittel in sich selbst schnell eine ganze Reihe von Ideen zu erzeugen und festzuhalten: so daß dieselben von dem Augenblick der Geburt an für immer ihr Eigenthum bleiben. Was für ein Feldherr, was für ein öffentlicher Sachwalter, was für ein politischer Redner, was sogar für ein Arzt würden die sein, die nur dazu erzogen wurden, auf dem Papiere ihre Ideen auszuspinnen. Wie viel hat selbst unsere ganze Bildung an Frische, Kraft, Gewandtheit verloren, seitdem wir vom

öffentlichen Leben in die Zimmer auf das Papier zurückgedrängt wurden! und selbst um wie viel mehr wirkt, erfaßt und ergreift das im Augenblick des Empfangens sogleich Ausgesprochene, als jenes erst auf das Papier Niedergeschriebene! Wie viel frische, ätherische und neue Gedanken gehen verloren, ehe die vorher empfangenen niedergeschrieben sind! Aber selbst in der Kunst und in der Poesie spricht gegen ihn eine große Autorität: Göthe, der Nichts schrieb, der Alles dictirte, bis auf den kleinsten Reim erst in sich alles ausarbeitete. Und gerade, wenn unser Vorstellen vorzüglich ein inneres Sehen ist, so wird der das Bessere und Größere sich vorstellen, der am klarsten, am schärfsten und am meisten bereits innerlich sieht. — Diese inneren Gesichter schon innerlich ausbilden, vervollkommnen und hervorrufen zu lassen, müßte also der Zweck der geistigen Bildung sein; denn nur dann, wenn sie im Innern vollkommen ausgebildet sind, treten sie als vollkommene Gestalten heraus, während sie verkümmern und Halbgeburten bleiben müssen, wenn sie aus dem innerlichen Bildungsschooße bruchstückartig herausgenommen und außen vor dem materiellen Auge durch materielle Schreibmittel aufgezogen werden sollen! — Alles plastisch Vollendete trat noch auf diese Weise in die Außenwelt, sogar nicht bloß die gesehenen, sondern auch die gehörten Kunstwerke. Es ist das eben das plastische Talent, welches innerlich die Gestalten fertig bildet und sieht; was aber innerlich vollendet ist, lebt, und entflieht nicht wieder. — Darum schrieb Göthe nicht, und darum konnte mit Recht behauptet werden, daß Raphael das größte Mahlergenie gewesen sein würde, auch

wenn er ohne Hände geboren worden! — Ja Jean Paul selbst fühlte dies in seinem poetischen Instinct so wohl, daß er nicht nur an manchen Stellen der Aesthetik später darauf hindeutete, sondern daß er in seinem „Cometen" selbst einen kränklichen Mahler einführt, der, zu mahlen außer Stand, beständig schlafend die schönsten Gestalten vor sich sieht. Und was in diesen höchsten Potenzen des Schaffens gilt, sollte dies nicht für die niedrigeren Bildungstriebe noch bei weitem mehr gelten müssen? —

Aber dieser plastische und innere Gesichtssinn war eben von früher Jugend auf in Richter unentwickelt geblieben, ja fast erdrückt worden. Dieser Sinn kann sich nur entwickeln an Anschauungen lebendigen Lebens oder an plastischen Meisterwerken. Aber wir haben gesehen, wie er schon in der allerersten Entwickelungsperiode der reiferen Knabenjahre nur in Bücher hineingeworfen wurde, und alle seine geistigen und moralischen Anregungen sich nur an gedruckte Worte knüpften, so daß er ganz besonders von sich sagen konnte: „daß, wenn er nachsänne, er eigentlich eine Druckseite herunterläse;" ja, dieser Mangel an Ausbildung des inneren plastischen Vorstellungsinnes ging so weit, daß er gedruckte Vorstellungen und Begriffe nur nach einander, nicht neben einander behielt, und daher noch in seiner Selbstlebensbeschreibung beklagt: „einmal Sinn für topographische und geographische Vorstellungen und nie ein klares Bild von Landcharten und Länderlagen gehabt zu haben." — Darum hatte er freilich eben zu allen jenen so unendlich mannichfaltigen und eigenthümlichen äußeren Hülfsmitteln, von denen wir bereits so manche ausführlich beschrieben haben, greifen

müssen, um durch Fixiren vor dem äußeren Auge bei seinen Studien und Compositionen das Gelesene, Gehörte, Erlebte, Gedachte, Erfundene festzuhalten, neben einander hinzulegen, und aus diesen verschiedenen Bruchstücken dann Neues sich anzuregen, zusammenzusetzen und gewissermaßen wie aus Karten zu mischen. Daß zu den neuen Aufbauten aus diesen vor und außer ihm liegenden Elementen, die er gleichsam vom Papier wieder in sich hinein lesen mußte, nun wiederum ein materielles und sichtbares Fixiren auf dem Papiere nöthig war, liegt am Tage; und die nothwendige Folge davon, daß er so lange Jahre das schlummernde, plastische, innere Sehen durch das äußere materielle zu ersetzen sich gezwungen fühlte, war: daß selbst dann, als jenes innere Auge sich aufschlug, die Gewöhnung zu stark geworden war, als daß er sich von diesem äußeren Vorzeichnen hätte losmachen können. Die Aengstlichkeit, irgend einen Gedanken zu verlieren, hieß ihn jeden Augenblick Schreibwerkzeuge in der Hand halten. Er ließ daher meist einen solchen in der Seele nicht wachsen und reifen, wo er allein sich wie eine Lavine zu einem Erdball voller Gestalten aufrollen kann; er war froh, wenn er ihn auf dem Papiere hatte, um ihn für einen Gebrauch aufzusparen. Er lag da wie ein todtes Goldstück, und wurde nur wie ein Baustein verbraucht, statt daß er hätte, künstlich geschlagen und ausgebreitet, eine Statue oder eine Domkuppel golden überziehen können. — Da sein Dichtergeist erzeugend immer thätig war, so erzeugte er unaufhörlich solcher unausgebildeter Baumaterialien, und trotz der ungeheuren Verschwendung dieser rohen Edelsteine war der

während seines Lebens davon erzeugte Reichthum so unermeßlich groß, daß in seinen Papieren gewiß eben so viel unbenutzt liegen blieb, als in sechszig Bänden verbraucht worden war. Doch davon später ausführlicher. Hier nur davon, daß er, was ihm selbst in dieser Beziehung zum Bedürfniß und als ein Geburtshebel seiner philosophischen und dichterischen Erzeugnisse aufgedrungen worden, als ein Allgemeines voraussetzte und an die der Entwickelung ihm anvertrauten Kinderseelen anzulegen für nothwendig hielt. —

Daß nun diese Zöglinge in einer oder der andern Gattung in den Witz- oder in den Schreibübungen Außergewöhnliches bei dieser außergewöhnlichen Methode eines so originellen und durch Sprache, Gedanken, Heiterkeit, die liebevollste Freundlichkeit und strengste Gesittung mit sich fortreißenden, durch geistige Belohnungen wie Strafen den jugendlichen Ehrgeiz weckenden Lehrers leisteten: wäre wohl kein Wunder; indessen läßt sich selbst aus dem, was er an Belegen von den Fortschritten und Leistungen dieser Zöglinge in den angegebenen Weisen an verschiedenen Orten seiner Schriften selbst mittheilte und was davon in der aufbewahrten Bon mots-Anthologie und in dem rothen Buche noch zu finden ist, selbst in Bezug auf die unter dem Erfinder dieses Systems gestandenen Zöglinge gar kein beweisendes Resultat ziehen, geschweige denn eines für allgemeinere Anwendung, die übrigens nach unserer festen Ueberzeugung lauter solche Dichternaturen als Lehrer bedingen würde. Es ist allerdings zum Erstaunen, wenn die beiden älteren Knaben, Leo Vogel und Georg Clöter, im October 1790 in ei-

nem Tage, ersterer: einen Bogen Uebersetzung aus dem Französischen, anderthalb Bogen in dasselbe und einen Bogen Aufsätze; der letztere: vier Bogen Aufsätze, drei Bogen Uebersetzungen aus dem Französischen und zwei Seiten Uebersetzung in dasselbe, als Proben ihres Privatfleißes beibrachten; am 8. December 1790: Georg Clöter wieder zwölf Bogen Aufsätze; im Januar 1791: Leo Vogel in acht Tagen dreißig Bogen; Georg in sechs Tagen vierundzwanzig; im Februar jeder fünfunddreißig Bogen, und im Mai desselben Jahres sogar Leo Vogel hundert und fünfunddreißig Bogen an Aufsätzen einlieferten! — Richter verspottet gewissermaßen sich selbst, wenn er in jenem rothen Buche dabei bemerkt: „daß die Knaben jene Erzeugnisse in dem Treibhause ihrer Studirstuben geliefert hätten.“ — Beispiele aber aus der **Bon mots**-Anthologie findet man in der Levana, §. 138. Dabei fällt auf, einmal: daß der Lieferant jener hundert fünfunddreißig Bogen in der **Bon mots**-Anthologie höchst selten vorkommt, während Georg Clöter, der verhältnißmäßig so bedeutend viel weniger niederschrieb und den Richter immer für den besten Kopf erklärte, am häufigsten; dagegen aber wiederum dessen neunjährige Schwester und die siebenjährigen Knaben ihm nicht viel nachstanden*). Ferner gehen die Notate über die Lieferung der Aufsätze nicht über den Mai 1791 hinaus, eben so die **Bon mots**-Anthologie, wäh-

*) So sagten unter andern die siebenjährigen: Der Mensch gehört zum Steinobst, weil er innen Knochen hat. — Gott ist unser Tafeldecker. — Das Gehen ist ein immerwährendes Fallen. — Einer der alles ausplaudert ist wie der Aetna, der alles herauswirft, was hin-

rend Richter beinahe drei Jahre lang der Lehrer dieser Kinder war. Es ist wahrscheinlich, daß, da er gerade um die bezeichnete Zeit seine größeren Werke zu schaffen anhob, er in jenen Anregungen nachgelassen, und diese künstlich aufgezogenen Uhren in diesen Beziehungen wirklich still gestanden haben. Und fragt man nach dem Ergebniß des ganzen Lebens dieser Zöglinge: so blieb das Schicksal auch darauf die Antwort schuldig, indem jene beiden ältesten als Jünglinge bereits starben, der begabteste namentlich, Georg Clöter, als Officier in dem französischen Revolutionskriege. Die Erscheinung hingegen, daß er so kleine Kinder zugleich neben den so viel älteren zu so frühreifen, witzigen Aeußerungen veranlassen konnte, steht der nicht seltenen mancher anderen Wunderkinder zur Seite, die man in demselben Alter Verse machen, philosophiren, die größten musikalischen Fertigkeiten entwickeln sah, ohne daß sie später sich vor anderen außergewöhnlich ausgezeichnet. —

Man sieht also an diesem merkwürdigen Erziehungsproceß überall nur den Dichter, der sich an den ersten Stoffen, die ihm in die Hände gegeben werden, im Schaffen übt und lebendige Wesen zu Trägern seines eigenen individuellen Selbst macht, wie die späteren Charaktere in seinen Dichtungen. Es ist *seine* Welt, für die er sie heranzuziehen sucht; und wie er keine andere kennt,

---

einkam. — Wenn die Seele sich selber schüfe, so müßte sie zweimal sein. — Die Welt muß ewig sein, weil Gott wo gewesen sein muß, und in der Welt muß er sein, weil er überall ist. — In diesem Leben sind wir in der Fremde, damit wir in dem andern Meister werden u. d. m.

als die des nur innerlich lebenden, beschauenden Menschen, und für keine andere Wirksamkeit und Thätigkeit Neigung und Sinn hat, als für diejenige, in welcher der die Welt beschauende, nur von innen heraus betrachtende Geist wirkt und schafft: so zeigt er sie diesen Wesen, und zu solcher Thätigkeit erzieht er sie. — Er lehrt sie, nur Kenntnisse und Ideen sich anzueignen, nicht dieselben auf das practische Leben, sondern zur Erzeugung neuer Ideen oder zur Erweiterung der Kenntnisse anzuwenden, und er lehrt sie diese auf dieselbe Weise suchen, in welcher er selbst zu ihnen gekommen ist. Es strahlte und herrschte hiebei nur seine Individualität, alle übrige vernichtend; die gewaltige Sonne seines Geistes entzündete sieben kleine um ihn her, als die kleinen Abbilder der seinigen, und es war jener Einfall, den zwei seiner Schüler in der **Bon mots**-Anthologie zu gleicher Zeit hatten, „daß er der Planet Saturn mit seinen sieben Trabanten sei," so wahr als treffend bezeichnend. — Alles in und außer ihm galt nur in Bezug auf geistiges Erzeugen, und er hatte kein Gefühl für ein anderes Ziel und Glück, und, wie er später auch seinem Freunde Otto zurief: daß dieser „sein Paradies, sein Peru, sein Tempe und seinen Prater, wie er, auf dem weißen und blauen Papiere suchen solle, wo es kein ärgerliches Wetter gäbe, kein Mißlingen, keine Gesandten- und Reichstagsformalitäten" u. s. w.: so zeigte er, ohne es bestimmt zu wollen, seinen Zöglingen dasselbe Ziel und Paradies, und führte und bildete sie unbewußt lediglich darauf zu. —

Die Hauptbestätigung aber von allem dem, was wir so eben, und zwar um des nun Folgenden willen, so

ausführlich von seiner Unterrichts- und Erziehungsmethode in der Schwarzenbacher Kinderschule berichteten und darlegten, finden wir nun in den Rückwirkungen dieser dichtenden Erziehung wirklicher Wesen auf ihn als Dichter im eigentlichen und gewöhnlichen Sinne des Begriffs. Denn nur wenige Monate hatte er über diese lebendigen Stoffe die Producte und Ergebnisse seines Lebens, Denkens und Empfindens auszugießen versucht, und sie gewissermaßen zu den handelnden Personen in einem reellen und in's Leben getretenen pädagogischen Roman gemacht; wie er denn selbst in seinem Tagebuche bemerkte: „daß er mit seinen Eleven Platonische Dialoge erlebe und aufführe:“ — als ihm auch schon, und zwar im Juli 1790 *), der feste Entschluß wurde: den bereits in Töpen im Entwurf getragnen pädagogischen Roman nun endlich zu schreiben, und die wirklichen Wesen seiner Schule zu den ideellen Stoffen einer Dichtung zu erheben, in die er mit größerer Fülle, unbeschränkterer Freiheit und in einer von der Phantasie so weit, als es die Fassung, Ausdehnung, Erhabenheit und Tiefe seiner Ideen, Empfindungen und Anschauungen forderte, erweiterten Welt, dieselben hinein zu ergießen im Stande wäre. — So gingen eine Zeit lang die beiden gewissermaßen gleich erdichteten, nur in ihren Stoffen verschiedenen, pädagogischen Romane, der reelle wie der ideelle, beide von ihm, dem Schöpfer und der Seele beider, geleitet und geführt, ne-

*) „So würde ich es auch mit dem Romane machen, an dem ich laiche“ heißt es in einem Briefe vom 18. Juli 1790, gerichtet an Christian Otto, dessen wir unten in der Folge weiter gedenken werden.

ben einander her, in einander übergreifend und sich verschmelzend; jedoch so: daß der ideelle, weil er sich nun nicht erst selbst, sondern auch seine Gestalten, die in ihm zu leben und zu handeln, und sogar erst den Boden und die Bühne, auf der er wurzeln sollte, zu erschaffen hatte, — noch ein Jahr lang in der Seele seines Erzeugers getragen werden mußte, ehe das wirkliche Gebären beginnen konnte; — worauf er dann aber freilich jenes materielle Stoffsurrogat vollkommen verdrängte. — —

Denn ehe er das Letztere in's Leben zu rufen im Stande war, mußten die erst vor Kurzem begonnenen, zu Ende des vorigen Kapitels dargelegten Gefühlsanregungen sich noch eine Zeit lang fortsetzen und steigern, um durch electrisches Wärmen des Herzens die poetische erzeugende und gestaltende Schöpfungskraft, die nichts ist als eine potenzirte und über die ganze Welt sich erstreckende befruchtende Liebe, zu wecken und den Wärmestoff der Phantasie von der ihn bedeckenden Eisrinde zu erlösen. Und außerdem war die plastische Bildungskraft, die dazu vonnöthen, erst noch durch einige Uebergänge aus den ganz gestaltlosen lyrischen witzigen Producten durch allmählige Uebergänge zu kräftigen und auszubilden; gleichsam wie einst in den rohen Anfängen des griechischen Drama's aus dem Chore erst ein Choragos hervortrat, dann mehrere folgten, bis sich eine ganze dramatische Welt gestaltet. Dies führt uns zugleich auf seine geselligen Verhältnisse und seine geistigen Erzeugnisse und Lebensschicksale bis zum Beginn und während der Ausarbeitung seines ersten Romanes zurück. —

In Schwarzenbach selbst erfuhr er zuerst die An-

nehmlichkeiten und Anregungen eines ununterbrochenen heitern und geselligen Verkehrs mit mehreren Männern, welche Sinn hatten für das, was seine Seele erfüllte. Er konnte jeden Tag mit Clöter, Vogel und Völkel sich von seinen Unterrichts- und Arbeitstunden erholen und Zuhörer bald für seine Scherze, bald für seine Reflexionen finden. Das Verhältniß erhöhte seinen Reiz durch ständliche Erinnerungen an seine hier verlebten Knabenjahre, und besonders erhebend und rührend erschien ihm ein Verkehr dieser Art mit dem Pfarrer Völkel, da er dem ehemaligen verehrten Lehrer als ein gleicher zur Seite stand, ja wohl manchmal im Stande war, ihm im erhöhten und gesteigerten Grade Erhebungen, die er früher von ihm empfangen, dankbar zurückzugeben, und er feierte es in seinem Tagebuche als ein ihm beglückendes Ereigniß: „daß den Pfarrer ein Trost von ihm getröstet habe." Aber es gelang ihm auch außerdem, diese Freunde und noch einen größeren Kreis zu einer geordneten und halb öffentlichen Geselligkeit zu veranlassen, und in seinen hinterlassenen Papieren fand sich noch ein von ihm aufgesetztes scherzhaftes Subscriptionscircular zu Veranstaltung regelmäßiger wöchentlicher Versammlungen jener genannten Männer und noch drei andrer Schwarzenbacher Bürger an einem hübsch gelegenen öffentlichen Lustort: zur Birke, weshalb Richter dieses Circular seine „Birkenpredigt" nannte. Aus den verschiedenen Unterschriften leuchtet überall die herzlichste Achtung und Liebe für Richter hervor, der sich in seiner jetzigen Lage gegen früher wirklich äußerst behaglich fühlen mußte. Die ihm hieraus entstehende Heiterkeit suchte er auch auf die ihm untergebenen

Zöglinge auszugießen und darin besonders ihnen liebevoll zu geben, was ihm die beengende und beschränkte Erziehung im väterlichen Hause an Kinderfreuden so schmerzvoll entzogen. Es muß uns gar rührend vorkommen, wenn wir in einem Briefe vom 10. August 1790 an einen Freund folgende Meldung finden: „wie man vom jüngsten Richterstuhle in den Himmel übertritt, so wurde unser Schulexamen mit einem Tanz im hiesigen Wallhalla verknüpft; und was mich am meisten wundert, ist: daß der Examinator selbst mittanzte"*). Ihn selbst finden wir sogar auch nicht ohne einiges Erstaunen in jenen „Birkenversammlungen" als eifrigen Billardspieler. Waren jedoch diese geselligen Verhältnisse am Ort in der Gegenwart reizend genug für ihn, und beschäftigte es seine Phantasie angenehm, in jeder Woche jenen Versammlungstag als einen heitern Punct im Auge zu haben: so war dies noch bei weitem mehr der Fall in Bezug auf die Fortsetzung seiner eben erst angeknüpften Höfer Verhältnisse, welche durch die räumliche Entfernung noch mehr im Werth gestiegen waren. Jede Woche eilte er nach der vier Stunden entfernten Stadt, um namentlich an den Scherzen und Spielen jener weiblichen Wesen Antheil zu nehmen, mit denen er in so freundliche Berührungen in der letzten Zeit gekommen war, und die ihm eine von den Schwarzenbachern so verschiedene Gelegenheit zu gemüthlicheren Anregungen und Ausströmungen seiner Gedanken und Empfindungen gaben. Hier

*) Man sehe hierüber das Kapitel vom Tanzen der Kinder in der Levana §. 55 bis §. 57.

war es, wo zuerst Empfindungen in den Scherz und in die Reflexion sich mischten, wo er zartere menschliche Wesen mit weicheren Händen anzufassen, die Satyre durch Ernst zu mildern, ihr die Form der Grazie zu geben gezwungen, und unwillkührlich durch liebevolle Antheilnahme in den Ernst der Empfindung und der Phantasie übergeführt wurde. Denn es konnte nicht fehlen, daß diese Mädchen, denen er schon in jenen Musikabenden als ein liebevolles, ernstes, streng sittliches und rechtliches Wesen erschienen war und die er darum nicht bloß erheitert, sondern auch erweicht hatte, ihm in die Sehnsucht wie in die Leiden ihres Herzens, ihre Schutzlosigkeit und ihre Gedrücktheit, Männern und Aeltern gegenüber, immer tiefere Blicke thun ließen, dann und wann Schutz bei ihm suchten. Die jetzigen Gänge aber nach Hof mußten seine Phantasie um so mächtiger erregen, als sie ihm ja diejenigen aus seiner Kinderzeit von Joditz aus, wo dieselbe Stadt fast auf demselben Wege als ein Gegenstand solcher Sehnsucht vor ihm gelegen, lebendig vor die Erinnerung brachten, mit denselben gewissermaßen fast ganz zusammenfielen und dieselben Gefühle und Empfindungen, von den Tönen der untergesunkenen Vergangenheit wehmüthig umklungen und von den Farben einer rosenrothen aufsteigenden Zukunft verschönert, in die Brust zurückführten. In nothwendiger Wechselwirkung wurde sein Verhältniß zu diesen weiblichen Wesen ernster und inniger, je mehr diese nach Art der Frauen natürlich an einem ernst poetischen und ihre Empfindung aufregenden Sein mehr Antheil nahmen, als an einem bloß scherzendem; — denn alle sind ohne Unterschied von der Natur

angewiesen, an Thränen der Rührung mehr Genuß zu finden als an denen des Lachens; — und von der andern Seite zog es Richter immer mehr zu Wesen hin, die diesen von seinen männlichen Freunden und Bekannten nicht gekannten Theil seines Wesens so gern in sich aufnahmen und ihn entzündeten. — Es ging darum nach und nach eine merkwürdige Veränderung mit ihm vor. Wie er das bereits entwickelte Bedürfniß hatte, alles, was ihn gerade erfüllte, schriftlich aufzuzeichnen und zu entwickeln, mit Ausnahme alles Philosophirenden und Reflectirenden, über welches er lieber sprach *): so suchte er im Betreff der immer mehr erwachenden Empfindungen, ehe er sie in organischen Erzeugnissen niederlegen konnte, einen Briefwechsel ernster Art anzuknüpfen, wie er früher einen mehr satyrischen und witzigen geführt hatte. So finden wir im Jahre 1790 verschiedene Versuche, mit einem oder dem andern jener Mädchen Briefe zu wechseln. Zuerst wählte er sich dazu Renata Wirth aus, von der er glaubte, daß sie ihn vorzüglich verstände und von der er in seinem Tagebuche notirte: „Eine versteht mich — Renata." Jedoch gelangen diese Versuche nicht gleich.

Es wurde ihm jedoch im Laufe des besprochenen Jahres eine andere Gelegenheit, die große und mächtige Veränderung, welche sich in seinem Innern zu entwickeln begann, auf sehr bezeichnende Weise auszusprechen. Ein neuer Bekannter von ihm, an welchen er sich zuerst wegen

---

*) Bemerkenswerth erscheint in dieser Beziehung, daß Jean Paul mit Fr. H. Jacobi über philosophische Gegenstände sehr dürftige Briefe schrieb, dagegen mit Herder in Gesprächen darüber Abende und Nächte verbrachte. —

dessen reicher Bibliothek anschloß, war der Rector Wernlein. Derselbe, ein bei weitem mehr ernster und gemüthlicher Mensch als die übrigen älteren Bekannten Richter's, war durch ihn angeregt worden, von Neuem philosophischen Studien sich zu ergeben, und war in dieser Beziehung gewissermaßen an die Stelle des Pfarrers Vogel in Arzberg in Bezug auf den Briefwechsel zu Richter getreten. Lag es nun in Wernlein's ernsterem Gemüth, oder darin, daß Richter nie in einem solchen Subordinationsverhältniß zu dem jungen Manne, wie früher zu Vogel, gestanden, oder in der sich jetzt anders gebenden und rückwirkenden Stimmung Richter's, vielleicht in allen diesen Gründen zusammengenommen — genug! Wernlein kam ihm mit Ausdrücken nicht größerer Ehrung und Liebe entgegen, als es Vogel gethan: und dennoch flammte Richter's ganzes Herz auf, als Wernlein in einem Briefe vom 28. Juli 1790 nach einer allegorischen Darstellung seines vergeblichen Suchens eines Führers durch die metaphysischen Gefilde mit herzlichen Worten sich in seine Arme warf. Da antwortete ihm Richter, vom 9. August: „Mein Herz ist noch voll von Ihrem Brief. O! wenn Sie mir vor zehn Jahren einen solchen geschenkt hätten, wo ich meine Arme um jeden ephemerischen Freund so innig schlug als jetzt um einen perennirenden; wo ich keinen Menschen kannte, nicht einmal den nächsten; mich selbst, Alle aber liebte; wo ich noch glaubte, ein Freund wäre so leicht aus der Glückszahlenlotterie zu ziehen, als eine Geliebte; wo ich aus dem Jugendparadiese noch nicht gejagt war, aus dem wir Alle müssen und in das des Alters, dem die Erfahrung mit dem blitzenden und

schneidenden Schwerdte keine Rückkehr verstattet; ach damals, wo ich die Sonnen- und Sommerflecke des weiblichen Herzens und die Phasen des männlichen nicht kannte; wo meine ungetäuschte Seele (ausgenommen von sich selbst) alle Seelen umschlang, und ich zugleich zehnmal dümmer und närrischer und glücklicher und tugendhafter war, ich möchte damals gethan haben was ich wollte! — Auch jetzt treibt Ihr Brief mit seinen literarischen Aeußerungen mein Blut um einmal öfterer um." Zwei Tage später setzte er dieses Schreiben auf folgende Weise fort: „Die Geschichte Ihres Skepticismus ist meine. Im Heerrauchjahr welkte dieser Seelenheerrauch meine so sehr ein, daß mir keine Wissenschaft mehr schmeckte, und ein Buch mit scharfsinnigem Unsinn las ich lieber, als eines mit schlichtem Menschenverstande: weil ich bloß noch las, um meine Seele zu üben, nicht aber zu nähren. Zum Glück wurde ich damals von der Witzmanie besessen, die mich, um Gegenstände des Witzes zu haben, durch die neuen Interessen zum Licht wandte, das ich durch das Witzprisma aus Strahlen in Farben verkehrte. In der Empfindung war ich gläubig, und bloß den Schriftstellern, die mich in jene oft versetzten, verdanke ich meine Transsubstantiation. Zum Unglück war dieser skeptische graue Staar auch in den Augen meiner zwei todten Freunde und ihrer Freunde." —

Hier kommen wir nun zugleich auf den oben erwähnten sonderbaren Widerspruch, der sich zwischen dem am 9. und dem am 11. August geschriebenen Theile eines und desselben Briefes kund giebt, wonach der erste seine Jünglingszeit für glücklich und dem Ernst, der

Liebe und der Phantasie überall offen, und doch wieder dieselben aus Mangel an Freunden und Anregungen entbehrend; der zweite dieselbe durch sein und seiner Freunde irrthümlichen Skepticismus für verfehlt und seine jetzige Stimmung und Ansicht für die rechte erkennt. — In diesen Widerspruch verfiel Richter seit dieser Zeit, wo er sich gewissermaßen durch die immer mächtiger werdende Phantasie von jener kalten Verstandesepoche losriß, sie aus dem Zusammenhange seines Lebens herausverlor, und seine Gedanken und Empfindungen wieder an die immer mehr ihm im poetischen Lichte erscheinenden Knabenjahre in Joditz und Schwarzenbach anknüpfte, bis an sein Lebensende fast jeden Augenblick. Bald beklagte er auf das rührendste, schmerzlichste, ja wohl auf das bitterste, diese verlorene, naßkalte und dürftige Jünglingszeit; bald erklärte er die Eisdecke, welche dieselbe über seine Phantasie und sein Herz gezogen, für eine Nothwendigkeit, ja für ein Glück, und suchte sich einzubilden, daß er in derselben doch eigentlich am seligsten und am froheſten gewesen wäre. Natürlich fällte er diese Urtheile nach der Subjectivität seiner Stimmung. Die letztere Meinung war stets entweder ein Product jener Augenblicke, wo er mit einer immer sich täuschenden, aber heiteren, Selbstzufriedenheit auf das Außerordentliche, was er geleistet, zurücksah, und nur die Vorzüge, nicht die Mängel seiner Leistungen vor Augen hatte: so daß er auch später sogar für jeden Dichter eine gleiche Jugend verlangte; — oder ein Product solcher, wo er in der Erinnerung eben jene Leipziger und Höfer Zeit mit der vorgehenden und nachfolgenden vermischte und wirklich glaubte, er habe da-

mals eben so feurig gefühlt; — oder endlich solcher Augenblicke, wo später das Leben ihn naßkalt berührte und er schmerzlich fühlte, daß ihm die Jugendkraft zur Ertragung solcher Momente in jenem Grade, wie damals, nicht mehr innenwohne. — Die erstere Meinung aber und die wahrere, für die jede Zeile aus der damaligen Zeit spricht, zuckte beständig auf ihn ein in den erhabensten und freudigsten Momenten der kräftigsten und reichsten Periode seines Lebens, wo er fühlte: daß die größte Anregung, die größte Erhebung und der höchste Genuß für ihn zu spät kämen; wo er mit Wehmuth auf die steifer gewordenen Hände blickte, die den nunmehr erst zugeführten Stoff nur mit Mühe und ungelenk zu handhaben vermöchten, und mit Schmerz auf die Jünglingszeit zurücksah, wo der frische aufflammende Bildnergeist aus einem unendlich viel geringeren Augenblicks Riesenwerke hätte aufbauen können! — Wir werden noch oft solche Aeußerungen aus Tagebüchern und Briefen anführen. — In derselben Widerspruchstäuschung klagt er hier gegen Wernlein über den Mangel an warmen Freunden in jener Epoche, während er an andern Orten nicht Farben genug zur Darstellung der heißen Gluth, mit der er Oerthel und Hermann geliebt habe, und der unersetzlichen Verluste, die ihr Tod ihm geschlagen, finden kann. — Er fühlte nicht, wie die Täuschung darin lag, daß erst jetzt so viel, sein Herz und seine Phantasie anregende, Umstände zusammengekommen waren, um einer entstehenden Freundschaft eine so entzündende Wirkung für ihn zu verschaffen, und daß ihm nicht früher ein Freund gemangelt: sondern daß er vielmehr der vom Zusammen-

fluß mehrerer Erregungen abhängenden Gefühls- und Phantasiekraft entbehre, die erst einem Freunde oder einer Geliebten eine solche Bedeutung gegeben und sie mit einem so poetischen Licht umzogen haben würden. — Jetzt war, ehe Wernlein's Freundschaftsbrief ihn so entzückte, jene Empfindungstranssubstantiation durch verschiedene andere Einflüsse bereits herbeigeführt worden. — Jedoch den Schluß des Briefes, der einen Theil der Schuld auf seine Freunde selbst schiebt, nehmen wir, in Bezug auf den später so viel zu besprechenden Hermann, dem er allein eine Rückwirkung auf sich in der Vorstellung einräumen konnte, ganz besonders in Anspruch. —

Aber der Grund dieser gestiegenen Empfindungsstärke lag einzig jetzt nur in zufälligen Aeußerlichkeiten; es war eine innigere Herzensfreundschaft, und selbst in einem unendlich höheren Grade als früher, jetzt ein Bedürfniß geworden, welches er auf alle Weise und an jedem Gegenstande, der ihm nur entgegen kommen oder dafür Stich halten mochte, zu befriedigen suchte. Denn da Wernlein nach Neustadt an der Aisch versetzt wurde, eben als er den, gleichsam wie an die erste feurige Liebesfreundschaft des Dichters gerichteten, Liebesbrief empfangen hatte, flog Richter mit einer, vorher nie in ihm bemerkbar gewesenen, Gluth zu Christian Otto, den er doch schon seit seiner Schul- und Universitätszeit gekannt hatte. Im Juli 1790 begann er nicht nur mit Otto jenen Briefwechsel, der vierzehn Jahre ununterbrochen bis zu ihrem letzten Sichwiederzusammenfinden an einem und demselben Orte fortgeführt ward, sondern er citirte den

Freund auch wöchentlich auf die Hälfte des Weges von Schwarzenbach nach Hof, wenn er seine Gänge dorthin antrat. Das Verhältniß Otto's zu Jean Paul ward nach und nach von diesem Augenblicke an eines der psychologisch merkwürdigsten, die es in der Welt je gegeben haben mag; so wie auf der andern Seite nicht leicht ein ähnliches Beispiel gefunden werden dürfte von der unendlichen psychischen Gewalt und Kraft, die ein Mann auf den andern ausgeübt. Richter wollte in diesem Augenblick einen Freund, er wollte, daß es Otto sei; und wie er später, noch in seinem sechzigsten Jahre, die wunderbarste Kraft des thierischen Magnetismus auf die jüngsten und stärksten Naturen durch die Seelenkraft seines Wollens ausübte und sie überwältigte: — so war jetzt, wo seine Phantasie und seine intellectuellen Kräfte der electrischen Entladung entgegengingen, im Augenblick Otto's ganzes Sein und Leben für immer ihm anheim gegeben und wirklich das Schicksal von des Letztern ganzem Leben entschieden. Von dem Moment an, wo Richter's gewaltiger Genius erwacht, wetterleuchtend von der befruchtenden Gewitterwolke in seinem Inneren, die der Entladung entgegen sich drängte, und zu Otto trat, wie ein Jehova im flammenden Busch, ihn mit seinen blitzenden Augen liebevoll anschaute, ihn mit seinen erhabenen Gedanken und Ideen unter dem Sternenhimmel oder im Morgenroth überströmte: — da gab es für Otto nichts anderes mehr in der Welt als ihn, und er lebte nur für und durch ihn. Er gehörte von der Zeit Richter'n förmlich an, und ward die Person für immer, welcher der Dichter bedurfte; daß sie ihn anhöre und seine Pläne, wenn er das Be-

dürfniß hatte, sich auszusprechen; daß sie vernähme seine Erlebnisse, die Zeichen seines steigenden Ruhms, die Schilderung seiner Bekannten, genug! die kleinere innere und äußere Geschichte seines Lebens; daß sie empfange und beantworte seine Briefe, welche ihm auch aus der Ferne in die Heimath zu schreiben beständiges Bedürfniß blieb; daß sie ihm nach jener Entfernung die Vorfälle in seiner Heimath berichte und ihm dieselbe, ohne welche er nicht mehr leben konnte, beständig vor die Seele bringe; daß er werde der erste Leser und Beurtheiler seiner Manuscripte, den er im Schaffen deshalb als Anregung immer vor Augen: — dies ward Otto's ganze Lebensaufgabe. Derselben zu genügen, dazu gehörte, daß der Freund eben so frei, so unabhängig und amtlos blieb, als der Dichter selbst, der gewissermaßen auf diese Weise die Selbstständigkeit und den Wirkungskreis eines zweiten Wesens für sich absorbirte, und für alles andere vernichtete. — Es war natürlich, daß dieser Aufgabe nur eine untergeordnete Natur sich hingeben konnte; — aber, wenn wir von der einen Seite wahrlich die Tausende beglückende Thätigkeit eines solchen Genius mit der Opferung eines Menschen, an dem die Welt etwa einen tüchtigen, rechtlichen und thätigen juristischen Beamteten verlor, nicht zu theuer erkauft finden: so erscheint uns doch Otto's Schicksal, der dadurch zu einem dunkeln und selbst ärmlichen Leben verurtheilt war, und namentlich das häufige Sträuben seines Männerstolzes gegen diese geistige Gewalt, die ihn unwiderstehlich fortzog und überwältigte, so wehmüthig als rührend. Und selbst der Lohn, der ihm dafür wurde, die Seligkeit, einen solchen Menschen den seinigen nennen,

dessen Leben mit ihm durchleben und sein höchstes Vertrauen allein vor allen Menschen, wenigstens die Glanzzeit von dessen Leben hindurch, genossen zu haben — jener Lohn ward ihm manchmal verkümmert und verkürzt, wenn der Dichter zuweilen von den höchsten Wogen des Glückes getragen auf Augenblicke sich erinnerte, daß er in dem Freunde ein selbstgeschaffenes, ideelles Wesen mit so heißer Gluth liebe, und wenn er ihm dann wohl den Abstand unwillkührlich fühlen ließ zwischen beiden; — oder wenn der Glanz höherer Bekanntschaften ihn auf Momente blendete und es den Anschein hatte, als wolle er Otto, den er aus Allem herausgerissen, auf einen ihm fremden Boden gesetzt, und der ohne ihn Nichts war, verlassen, und so unglücklich machen, wie etwa ein gewaltiger und hoher Mensch ein weibliches Wesen, dem er erst moralische und geistige Bedürfnisse kennen gelehrt, und das er in das gewöhnliche Leben wieder zurückstößt. Dasselbe ist ihr nach dem, was sie kennen gelernt, ja nichts mehr als eine todte Nacht, die ihr aber sonst als ein glücklicher heller Tag erschienen war! — Aus diesem Gesichtspuncte ist jener merkwürdige Briefwechsel zu beurtheilen, der seit drei Jahren dem Publicum vorliegt, und wäre dieses hier beschriebene Verhältniß Otto's zu Jean Paul früher bekannt gewesen, kein Kritiker würde, wie jener in den Berliner Jahrbüchern, sich über die beschränktere Natur des zweiten Briefstellers gewundert, am allerwenigsten ihm wegen des von Zeit zu Zeit hervorgebrochenen Schmerzes über die Kälte des Freundes, wegen der Eifersucht auf neue Bekanntschaften, mit denen er angeblich den Dichter gequält, Vorwürfe gemacht haben. Niemand würde an ihm das Glück

beneiden, ein so inniger Freund des mit überschwenglichem Geistes- und Herzensreichthum beseligenden Dichters gewesen zu sein. Denn nie hat noch ein Mensch dieses Glück mit größeren Opfern, mit größerer Treue, mit größerer Hingebung erkauft, und, was die Achtung vor Otto als Mensch zur Verehrung, ja Ehrfurcht steigern kann: nie hat es einer in so bescheidener Stille, in solchem anspruchlosen Dunkel genossen! — Denn wenn alle Adern seines Herzens bereits bluteten, sobald nur die fernste Befürchtung sich zeigte, daß er je losgerissen werden könnte von dem Besitz des Gutes, dem er mehr geopfert, als je ein Weib dem Geliebten und dem Manne: so strebte er nie danach, einen äußeren Abglanz davon auf sich und in sein dunkeles Leben hineinzuziehen, und war, wenn er auch sein Herz und seinen Geist ganz dem Freunde anheim gegeben, doch charaktergroß genug, um vor der Welt Nichts durch einen Andern sein zu wollen, und nur die Rückgabe der stillen Liebe, die er selbst gewährte, zu verlangen. Freilich hätte er sich selbst und den Freund weniger quälen dürfen; denn auch dieser war mit unlösbaren Banden an ihn geknüpft. Erst in Jahren hätte dieser sich wieder ein neues solches Wesen heranbilden können, und dies hätte immer der mächtigen Jugenderinnerungen, die Otto ihm theilte und repräsentirte, entbehrt! Aber jener Schmerz Otto's in den Briefen muß uns so heiliger und wehmüthiger vorkommen: als er in seinem Alter dennoch der theilweisen Verwirklichung desselben nicht entging. Denn als Jean Paul entschieden und für immer in seinem Jugendlande sich wieder niedergelassen, als die Zeit des langsamen Schaffens gekommen und er die Kräfte der

Phantasie und seines Herzens mehr für seine Arbeiten absorbirte; — als die Stetigkeit eines festgestalteten und eigenthümlichen Lebens das Bedürfniß mündlicher und schriftlicher Mittheilung geschwächt: — da verlor Otto an Bedeutung für ihn, trat in den Hintergrund und wich jugendlicheren Wesen, die anregender einzuwirken vermochten und kein immer drückendes Recht zu Erwiederung ihrer Hingebung aus den Verdiensten der Vergangenheit fordern konnten. — Denn so unendlich hoch Jean Paul als Mensch und liebevolles Wesen stand, war er dennoch ein Dichter, das heißt: ein geistiger Egoist, der alle Liebe, Freundschaft und Empfindung, sowohl die er selbst giebt als die er empfängt, nur als Tribut und Material für den Bau seiner Welten vindicirt, und sich immer nach den ergiebigsten Quellen hinwendet, den bereits von ihm erschöpften vorübergeht und sie mit früherer Erwiederung und Benutzung hinlänglich bezahlt glaubt; ja es ist mit Ueberzeugung anzunehmen: daß Jean Paul nie in diesem Leben genau wußte, was er aus Otto gemacht und was dieser ihm hatte opfern müssen. Und wenn obendrein die Selbstverläugnung dieses Mannes, der für Jean Paul auf die angegebene Weise so unendlich wichtig gewesen, dessen merkwürdig passive und duldende Lebensaufgabe treu und vollständig von ihm gelößt worden, so weit sich erstreckte, daß er selbst nach des Dichters Tode auf das Denkmal, das er ihm zu errichten beauftragt war, auch mit noch so kleiner Schrift und an der unscheinbarsten Stelle seinen Namen schreiben zu lassen verschmähete: so gilt es uns für eine um so heiligere Pflicht, hier laut seinen Namen und sein treues, stilles Wirken der Nach=

welt zu überliefern, je weniger wir demungeachtet Anstand nahmen zu erklären: daß mit Jean Paul's Tode auch die Bestimmung von Otto's Leben aufhörte und er der Aufgabe nicht gewachsen war, die ihm während der zwei Jahre, welche er den Freund überlebte, aufgetragen wurde. —

Es ist äußerst psychologisch merkwürdig, den Dichter in diesem Moment, wo der Sturmmonat seiner Gefühle und Empfindungen um ein Jahrzehend zu spät und darum, gegen seine irrthümliche Ansicht, so überaus viel gefährlicher hervorbrach, zu beobachten. „Jede seiner Kräfte war bereits fast eine eigene Seele bei ihm geworden, von der eine um die andere herrisch über ihn gebot, gleichsam örterungsweise. Jetzt standen sie alle in der vollen Blüthe, und es brach die üppig berstende Knospe seines Geistes, wie die einer überfüllten Nelke, ohne Ebenmaße auf." Jede dieser Kräfte hinderte darum die andere, ihr gewitterhaftes Feuer auf den herrlichen Ableiter des poetischen Gestaltens zu entladen, und drohete so den Dichter innerlich durch die unthätige Gefühlsschwelgerei, zu der ihn dies Verhältniß zwang, aufzureiben. Er hatte keine herrschende Kraft zum Gestalten, um das Feuer des Genies, das seine Seele entzündet, „in's Tintenfaß abzuleiten," und so die Wolke zu erschöpfen; und seinem treibenden Lebensbaume setzten sich darum bereits üppige Wasserschößlinge an, die den ganzen Wuchs auf immer zu verkrüppeln drohten. Er hatte darum jetzt „eine unzufriedene Seele," und die Phantasie überspann bereits zu Zeiten die Welt mit einem so dunklen Netze, daß er in einer abspannenden Sehnsucht nach dem Verlassen einer Erde, deren Belachen nicht mehr seinen Durst nach höheren

Gütern betäuben konnte, das Schicksal und den Weg eines gewöhnlichen Schwärmers zu gehen Gefahr lief. Wir finden nicht ohne Entsetzen darauf hindeutende Stellen in seinem Tagebuche, wenn er spät Abends stundenlang im bethaueten Grase gelegen, um in den Sternenhimmel aufzuschauen und die lechzende Seele zu stillen. Wenn er dann aufstand, und zufällig einmal den Blick auf den beperlten Boden wandte, auf seinen Körperabdruck im Grase: da sah er ihn einsinken zum Grabe und die Blumen über denselben zusammenschlagen, und es ergriff ihn der Schauder der Vernichtung mit eisiger Hand, und nur die warmen Strahlen der aufgehenden Sonne, der hellere Gedanke an Gott und an die Liebe zu den Menschen, die doch die Wände eines jeden Grabes sprengen würden, hoben das eingesunkene Herz wieder auf. —

Er fühlte, daß er hiervon sich nur durch angestrengtes Arbeiten befreien konnte, flüchtete noch einmal zu der Satyre, und ließ sich, da es ihn selbst nicht dazu drängte, durch einen von ihm selbst angeordneten Zwang von Außen dazu treiben.

Sogleich nach der Versetzung Wernlein's im Juli 1790 ward Otto mit dem ersten Briefe von Schwarzenbach aus in sein eigentliches Amt eingesetzt. Richter schickte ihm zweiunddreißig Titel entworfener satyrischer Aufsätze und verlangte, daß er ihm aus denselben einige auswähle und deren Ausarbeitung ihm als ein förmliches Pensum aufgäbe, damit er eine Veranlassung zum Arbeiten habe. Er gab unter den Gründen mit an: daß ihm jetzt jede Aussicht verschwunden sei, in dem Abdruck eines derselben eine Anregung zu finden.

Wir müssen darum nachträglich erwähnen, daß er in diesem Jahre noch zuletzt drei vergebliche Versuche gemacht hatte, solche durch Bertuch in's Modejournal, durch Herder abermals in's Museum, und durch Göschen in die Thalia zu bringen. Merkwürdig war die Antwort Bertuch's, durch den er zum ersten Mal auf die wirklichen Mängel dieser Aufsätze aufmerksam gemacht wurde. Denn so lächerlich der zweite Einwurf desselben war: daß der Aufsatz („Pasquill auf die schönste Frau in Deutschland," nach einer späteren Umarbeitung in der Herbstblumine abgedruckt und sämmtlicher Werke 10. Liefer. B. 1. S. 64. zu finden) einen falschen Titel habe, indem Pasquill eine persönliche Satyre sei, die doch in dem Aufsatze nicht enthalten wäre; so treffend war der erste: daß ihm Einheit und bestimmter Umriß fehle, und besonders: daß er keine Hauptfigur habe. — Es erscheint daher als ein äußerst glücklicher Zufall, daß, da Otto von den überschickten Titeln*) den ersten und den letzten bestimmte, ohne irgend einen besondern Grund (denn der letzte „über weibliche Ohnmacht" deutete eben wieder auf eine figurlose Abhandlung, und der erste gab nicht einmal den vollständigen den Inhalt bezeichnenden Titel an): Letzterer sich gezwungen sah, zum erstenmal eine um einen hervortretenden Hauptcharakter sich wendende erzählende Satyre auszuarbeiten und so den ersten Versuch im Gebiet der darstellenden Poesie zu machen, der die glücklichsten Folgen

---

*) Unter denselben sind sehr viele, die sich in den bis zum „Siebenkäs" ausgearbeiteten Romanen theils in die Handlung theils als Extrablätter vermauert finden.

für die nächste Zukunft hatte. Es war jene so äußerst ergötzliche Schilderung eines pedantischen Schulrectors, der mit seinen Primanern eine Vergnügungsreise anstellt und dieselbe nur zu Fortsetzung seiner Unterrichtstunden, ja sogar zur Einbläuung von Anstandsregeln benutzt, die Schüler im lateinischen Schimpfen sich üben, des Abends im Wirthshause Anstandsunterricht geben läßt, auf den Chausseen docirt, Pensa zum Auswendiglernen aufgiebt und auf Landcharten geographischen Unterricht ertheilt: während er die Zöglinge von allem Naturgenuß und sogar von dem Erkennen der Gegend, durch welche er sie führt, abzieht, und endlich sogar umkehren muß, ehe er das Ziel seiner Reise, den Genuß einer schönen Gebirgsaussicht, erreicht hat. Eine seiner besten Darstellungen, die als Anhang zu den beiden ersten Auflagen des Quintus Fixlein abgedruckt wurden, durch unbegreifliche Nachlässigkeit aber der späteren Herausgeber der sämmtlichen Werke nebst einem andern, um dieselbe Zeit gearbeiteten, noch mit größerer komischer Lyrik geschriebenen Aufsatze: „Freudel's Klaglibell über seinen verfluchten Dämon," aus den sämmtlichen Werken ausgelassen wurden! Der Aufsatz: „Freudel's Klaglibell" ꝛc. ist zugleich derjenige, in welchem Jean Paul zuerst sein Darstellungstalent, besonders das komische, in der Ausmahlung ihm bekannt gewordener Anecdoten oder von ihm erfundener einzelner Scenen übte. Er arbeitete sich von da an eine Menge derselben in Voraus zu deren späteren Benutzung aus und zeichnete sie sich auf; von ihnen wimmelten besonders später seine komischen Schriften, die er wegen seines reichen Vorrathes daran darum so schnell arbeitete, weil er sie

nur auf seine Charaktere anzuwenden brauchte. Wir erinnern in diesem Aufsatz besonders an die Schilderung der Scene, wo Freudel auf der Kanzel bei seiner Probepredigt während des stillen Vaterunser-Gebets ganz seine Predigt vergißt, in tiefes Nachdenken versinkt und, als er es endlich bemerkt, sich von der Kanzel herunterschleicht und seine Perücke auf dem Betpulte läßt, die der Küster alsdann mit Erstaunen der versammelten Gemeinde zeigt — und der Dichter darüber in eine Masse von Vergleichungen ausbricht, die ihn noch im spätesten Alter erquickten und electrisch durchschütterten.

Dieser erste Versuch einer erzählenden Charakterschilderung mußte ihm um so leichter und glücklicher gerathen, als er Originale zu diesen pedantischen Schulrectoren überall um sich fand, der Stoff ihm um so reichlicher fließen, da er gewissermaßen bloß die Kehrseite seiner eigenen jetzigen Thätigkeit, seiner eigenen Zöglinge und seines eigenen Erziehungsystems zu schildern hatte und derselbe Gegenstand täglichen Nachdenkens und Vergleichens gewesen war. Es verhielt sich mit diesem plastischen ersten Erzeugniß fast eben so wie mit dem ersten und vorzüglichsten satyrischen Aufsatze in dem ersten Theile der Grönländischen Processe; hier wie da hatte er sein eigenes Zerrbild darzustellen. Merkwürdig dabei aber war: er mußte jenem inneren plastischen Sehvermögen noch dadurch zu Hülfe kommen, daß er den Vorgang ganz und gar in seine Umgebung und in seine Gegenwart hineinzog, den Rector mit seinen Primanern die Reise auf das Fichtelgebirge antreten, ihn in Hof ankommen, durch Kirchenlamitz, ja sogar an

Schwarzenbach an sich vorbeiziehen ließ, um ihn sich selbst durch diese ihm bekannten Umgebungen anschaulicher und lebendiger zu machen und alle die Individualitäten und Farben der Oertlichkeit und der Bühne bloß copiren, nicht erst erfinden zu dürfen. Wir werden sehen, wie er fast immer auch späterhin, wie der Riese Anthäus, einen großen Theil seiner Darstellungskraft aus dem Boden seiner Heimathprovinz zu ziehen gezwungen, und, wenn er dieselbe nicht geradezu nannte und copirte, in der Hervorrufung neuer Oertlichkeiten durch Beimischung alter bekannter zu jenen nie besonders glücklich war. Aber er zog auf der andern Seite den für ihn unschätzbaren Vortheil davon, daß er eine an sich dürftige Gegend durch seine eigenen selbstgeschaffenen Gestalten poetisch belebte und auf diese Weise sie fortwährend zu einer Anregung hob und steigerte. Aus dem mit Otto als Kritiker über diesen Aufsatz geführten Briefwechsel geht übrigens hervor: daß es ihm dabei immer noch sauer wurde, die Objectivität der Darstellung getrennt von der Subjectivität des Erzählers zu halten; allerdings mußte er dennoch dieselbe hinein mischen, um Bemerkungen anzubringen, zu denen, wenn sie objectiv in die Darstellung hätten gebracht werden sollen, ein neuer Charakter hätte mit eingeführt werden müssen; dessen Erschaffung aber würde den ersten Darstellungversuch zu sehr erschwert haben. Denn der Umstand, daß ihm die Erfindung und Einführung der nöthigen Anzahl von Personen und ihre Verwebung in die Handlung, so wie die Erfindung einer hinlänglich verwickelten und mannichfaltigen Fabel, um einer genügenden Anzahl von Charakteren Spielraum zu

geben, zu schwer wurde: nöthigte ihn zu jener Hinein=mischung seines Ich, zu jener Unterbrechung der Erzählung und zu jenen Extrablättern, die man fälschlich für Ergebnisse willkührlicher Launen und gesuchter Originalität gehalten hat. Es stand ihm kein anderes Mittel zu Gebote, den Reichthum seiner Ideen und seiner poetischen Anschauungen, dessen er nicht mächtig wurde, zu Tage zu fördern; es war auch nicht eine Aeußerung seines Humors, den Cervantes, Shakespeare, Tieck, ohnehin beständig durch Charaktere offenbaren; und er unterbricht eben so oft durch ernste und erhabene, als durch satyrische und komische Ausgüsse die Darstellung. — Es war eben die nachtheilige Wirkung des so langgeübten und ausgebildeten Witzvermögens und der witzigen Anschaugewöhnung auf die combinirende und bildende Phantasiekraft: einmal durch das Zertheilen der Aufmerksamkeit auf die Materie, dann durch die Gewöhnung Alles zu zersetzen. Dies Hinderniß ist allen denen gemein, die vorzugweise Humoristen heißen. Sie mahlen alle mit wenigen Figuren, wie selbst der plastisch=vermögliche Cervantes im Don Quijote, Sterne im Tristram. Und Jean Paul's größerer poetischer Reichthum an Empfindung und Idee konnte zwar nur in vielen Romanen untergebracht werden; jedoch finden sich auch in ihnen wenige und immer wiederkehrende Hauptcharaktere. —

Was uns nun jedoch bei dem eben besprochenen Product am bedeutendsten erscheint, ist: daß Jean Paul den Fälbel nur unterbricht, um sich in ernsten Betrachtungen über die Verbitterung jugendlichen Sein's durch jenen verhaßten Schulpedantismus zu ergehen. —

Er war eben dahin gekommen, daß er nicht mehr im Stande war, solche menschheitliche Verhältnisse bloß satyrisch und scherzhaft zu besprechen, nachdem er dieselben in der Wirklichkeit mit heiligem Ernst selbst geleitet und angeschauet. Nachdem er selbst den Kinderseelen „über Pflanzen- und Thierwelt den gestirnten Himmel erschlossen, ihre Phantasie auf die glänzenden Welten und zu ihren Bewohnern geleitet, sie durch den Bildersaal der Geschichte der Völker und ihrer Religionen geführt, die Helden der Vorwelt vor ihnen aufgestellt und ihren Blick auf das Räthsel der eigenen Seele und die Bestimmung des Menschen gewandt," — da begann auch sein Herz überzufließen, und es drangen die Empfindungen heraus und die Wehmuth und die Erbitterung und der Schmerz über ein Treiben, das jene Erhebungen und geistigen Freuden der Jugend entzog; — da hatte seine Seele nicht mehr die kalten Begriffe und die Thorheiten, nicht mehr bloß die Thoren, sondern auch die durch sie Leidenden, Entbehrenden und Gemarterten vor Augen! —

Darum aber konnten selbst diese ersten Entladungen einer plastisch gestaltenden Phantasiekraft durchaus nicht die düsteren und zerstörenden melancholischen Schwärmereien beseitigen, welche die Nichtentladung der empfindenden Einbildungskraft herbeizuführen begonnen hatte; im Gegentheil stiegen sie zu einer besorglichen Höhe. Das merkwürdigste Beispiel, welches auch auf den ersten größeren Roman nicht ohne sehr bedeutenden Einfluß blieb, zeigte das Tagebuch vom 15. November 1790, an welchem sich jene Empfindungen in wirkliches Anschauen verwandelt. Es lautet: „Wichtigster Abend meines Lebens! — denn ich

empfand den Gedanken des Todes. An jenem Abend drängte ich mich an mein künftiges Sterbebette durch dreißig Jahre hindurch, sah mich mit der hängenden Todtenhand, mit dem eingestürzten Krankengesicht, mit dem Marmorauge; ich hörte meine kämpfenden Phantasieen in der letzten Nacht. — Du kommst ja, du letzte Traumnacht! — und da das so gewiß ist, und da ein verflossener Tag und dreißig verflossene Jahre eins sind, so nehme ich jetzt von der Erde und von ihrem Himmel Abschied; meinen Plänen und Wünschen fallen die Flügel aus; mein Herz mag noch so lange, als es nicht tief unter fremden Füßen liegt, am freundschaftlichen Busen schlagen; meine Sinne mögen noch, ehe sie sechs Breter einsperren, die herumflatternde Freude haschen beim kurzen Schritte von der Wiege in's Grab. — Aber ich achte Alles nimmer! — Und Euch, meine Mitbrüder, will ich mehr lieben, Euch mehr Freude machen! Ach, wie sollte ich Euch in Euern zwei Decembertagen voll Leben quälen, ihr erbleichenden Bilder von Erdfarben! — Ein zitternder Wiederschein des Lebens! — Ich vergesse den 15. November nie!" —

Wenn auch wirklich dieser Eindruck so überwältigend war, daß Richter seitdem ein ganz besonderes Grauen und Scheu vor dem Novembermonat, und diese eben einen psychologisch tieferen Grund als das schlechte Wetter in diesem Monat hatte: so war seine Seelenkraft doch immer noch so stark, um in der durch Fälbel und Freudel gewonnenen Bildnerkraft einen neuen stärkeren Hebel zu finden, um sich wiederum herauszuschwingen. Nicht ohne Bedeutung ist darum der Gang, den er selbst in diesem

Tagebuche bei Beschreibung des Momentes nimmt: „ich will darum Euch mehr Freude machen! Aufgebend meine großen Pläne, will ich mich darauf beschränken, Euch zu erheitern, und meine komische Kraft dazu anwenden, nicht mehr, wie bisher, Euch zu quälen! Wie ich daher selbst auch für mich in solchen Augenblicken mit meiner Kunst heiter zu sein und mich mit allen Beschränkungen zu begnügen, ihnen Freude abzugewinnen wußte: will ich auch meine Nebenmenschen zu beglücken suchen durch die Mittheilung des Gewinns meines bisherigen Lebens, der nach und nach von der Phantasie neben dem Witz ausgesonderten Kunst: Trost, Heiterkeit und Freude selbst an den beschränktesten Lebensverhältnissen zu finden. — In wiefern der letzte Gedanke sich als Folge jener düsteren Empfindungen in seiner liebevollen und menschenfreundlichen Seele gestaltete, davon zeugt auch der schon vom 25. October desselben Jahres in seinem Andachtsbüchlein selbst erzählte Zug: Gereizt durch unzarte Neckereien, die, wie er schrieb: „Fremde für Mißhandlungen ansehen würden," wollte er zur eben geschärften Waffe persönlicher Satyre seine Zuflucht nehmen, in Gegenwart von Kindern, die sich um ihn und seine Gesellschaft froh herumtummelten. Da sah er zufällig in's ruhige Angesicht eines Knaben, und der Gedanke an künftige Leiden, die darauf wohnen, und an die Thränen, welche seine Augen noch vergießen würden, brach den aufsteigenden Zorn; die Leiden der ganzen Menschheit durchzuckten ihn, und er hätte keinem, der ihr angehört, in den bittern Kelch seines Lebens noch einen Gallentropfen gießen können. Beruhigt ging er; doch mit

dem Entschluß „künftig seine Rechte fest, aber sanft zu behaupten," nach Hause. —

In diesem Zustande seiner Seele wurde ihm jene erste erzeugte Gestalt, Rector Fälbel, quälend und drükkend. Noch während des Schaffens wurd' er ihm — wie er gegen Otto sich ausdrückt — „feind;" nur mit Widerwillen zeichnete er ihn ganz hinaus, so viel Freude ihm das erste Gelingen eines plastischen Versuches machen mußte. Und hier finden wir denn auch sogleich nun die Bestätigung unsres früheren Haupteinwurfes gegen die Behauptung oder Annahme: er würde, wenn er früher mit seinen satyrischen Schriften Anerkennung gefunden hätte, sich zu einen bloß satyrischen, witzigen, komischen Schriftsteller ausgebildet haben. Wir sagten schon damals: daß, sobald er in ein bewegter geselliges Leben, wonach er in Leipzig so strebte, eingetreten, und mit mehreren Menschen und deren Leiden und Freuden in Berührung gekommen sein, er sogleich mit dem Herzen Antheil genommen, die tiefste Empfindung in sich aufgeregt und die ernste Phantasie mit aller Stärke in sich entwickelt haben würde. Hier ging nun diese Umwandlung sogleich mit ihm vor, als er außer jenen Höfer Verhältnissen an den sieben kindlichen Wesen täglich die Natur, das Leben und den Menschen vor sich vorübergehen und ihre Seelen in seine entwickelnde Hand gegeben sah. Wir bemerkten ferner: daß es ihm unmöglich geworden sein würde, sobald er zu Characterdarstellungen hätte gelangen können, und aus der bis dahin im Allgemeinen verschwimmenden Menschenmasse, die ihm darum nur als Sache oder Begriff erschien, einzelne Personen herausgehoben und vor sein Seelenauge gerückt

hätte: dieselben mit der Kälte des Witzes und der Satyre anatomisch zu zergliedern; sondern daß sie ihn unter den Händen zum höchsten Ernst erwärmt haben, und er sehr bald durch Individuen entweder zur höchsten Schwärmerei der Liebe, der Trauer, des Schmerzes und der Rührung, oder zu dem edler Erbitterung und erhabnen Zornes würde erregt worden sein. — Und dies geschah, trotz dem, daß acht der schönsten und feurigsten Jugendjahre unter Einwirkungen und Verhältnissen seitdem vorüber- und verloren gegangen waren, welche bei anderen Naturen jene Kälte des Gefühls und des Blickes hätten erzeugen können, wie vielmehr eine bereits vorhandene stärken müssen. — Er läßt zugleich uns hierbei einen noch tieferen Blick in seine Seele in dieser Beziehung thun. Er äußert gegen Otto: „daß er bisher jede satyrische Person wie eine Pfänderstatua angesehen, die man mit allem möglichen besteckt und umhängt; und er würde auch an den Fälbel, ohne Otto's Rath, alles Närrische gepicht und geheftet haben, was von den weitesten Sprüngen der Phantasie wäre aufzutreiben und zu erschwingen gewesen; jetzt stehe darum aber sein Fälbel desto kahler da;" worauf er dann später jene Aeußerung thut: „daß er diesem Schulemigranten immer feinder werde." Man sieht also hieraus, daß bisher die witzigen Zuthaten und der Schmuck, auf welche sich seine Phantasie in Ermangelung andren Stoffs hauptsächlich geworfen hatte, ihm die wenigen lebendigen Gestalten, die er vor Augen gehabt, verdeckt und in den Hintergrund geschoben hatten, so daß eben das persönliche Leben so lange jenen oben beschriebenen rückwirkenden Einfluß in

Erweckung seiner Herzenswärme und seiner ernsten Phantasie nicht hatte ausüben können: — bis er endlich gezwungen war, mit Hinwegräumung der äußeren, als Sache und Begriffe erscheinenden, Zuthaten eine Person und einen Charakter selbst in's Auge zu fassen und in den Vordergrund seiner Seele zu ziehen. Ein solcher entwaffnete seinen Satyr.

Es drängte ihn darum, sogleich seiner Phantasie ein Gegenbild vorzuführen, das den wahren Bedürfnissen seiner Seele genüge, die im Leben wie in der Poesie nach Liebe lechzte; — und, so wie an dem ersteren leichteren, weil Mängel analysirenden, nicht Tugenden zulegenden, Versuche seine plastische Bildungskraft erweckt worden: riß es ihn dort fort, während hier er sich selbst dazu getrieben hatte, ein Wesen in's Dasein zu rufen, das Liebe, Rührung zu erwecken, das Herz zu befriedigen, mit der Welt nicht zu entzweien, sondern zu versöhnen, nicht zu erbittern, sondern zu trösten im Stande wäre; und was dieses Bedürfniß in ihm in ein noch klareres Licht setzt, ist: daß es ihn trieb, dieses versöhnende Wesen aus demselben Stande, unter denselben Verhältnissen entstehen zu lassen, ja mit denselben, jedoch wenn dort erbitternden, so hier rührenden, wenn dort Andere verletzenden, so hier nur die Person selbst beglückenden, wenn dort zur Bekämpfung, so hier zur Duldung auffordernden Fehlern, nämlich denen diesem Stande so gewöhnlichen Fehlern der Eitelkeit und Beschränkung, auszurüsten. Er entwarf nämlich in zehn Tagen des Decembermonats (in vor und nach der Schule gestohlnen Stunden) die rührende und liebliche Idylle „Leben des vergnügten Schulmeisterleins

Maria Wuz in Auenthal," die er, — wie er selbst sagt — „mit unendlicher Wollust empfing und zeugte." Dieser Wuz ist gewissermaßen das Vorbild, das Thema, der Embryo oder wie man es nennen will, einer ganzen Hauptreihe seiner nachherigen Romane, und verdient nicht sowohl, weil er die erste eigentliche Composition ist, als vielmehr, weil er einen Menschen von der Wiege bis zum Grabe darzustellen versucht, die Weltanschauung des Dichters also in einem ganzen Menschenleben vor das Auge rückt, eine größere Aufmerksamkeit. — Durch ihn ward des Dichters oben erwähnter menschenfreundlicher, und von der feurigsten Liebe zu seinen Mitmenschen eingegebner Entschluß auf das Schönste belohnt. Denn es führte ihn derselbe auf die früher verschmähte Idylle, welcher, als der ersten Gattung der bildenden empfindenden Phantasie, er im Verhältniß seiner Kräfte gewachsen war, und aus welcher der Uebergang zu den höhern sogleich von selbst führte in einer ebenfalls bei ihm so leicht erkennbaren und eigenthümlichen Weise.

Bei diesem Erzeugniß springt nämlich zuerst in's Auge, besonders im Anfang und in der ganzen größeren Hälfte, der Widerspruch oder vielmehr der Kampf der Form der Darstellung mit der Tendenz und dem Stoff selbst. Der Dichter, der ein liebendes, wohlwollendes, in den beschränktesten Verhältnissen zufriedenes und aus den kleinsten Umständen Freude saugendes Wesen, „ein in sich selbst vergnügtes Ding," darstellen will, hat anfangs nicht den Muth, die Gefühle und Empfindungen zu offenbaren, die ihm selbst dieser harmlose Charakter einflößt, gleichsam als schäme er sich desselben und seiner Empfindung. Er

dichtete ihm nicht nur selbst übertriebene Narrheiten an, die ihn in Episoden lächerlich machen, sondern behielt auch den bisherigen Styl bei und untersagte durch Unterbrechungen sich selbst jenen ernsteren Erguß. Wir verweisen hier wiederum auf das, was wir früher von den in ihm sich bekämpfenden Doppelnaturen gesagt, von denen die ernste vor der andern sich schämte, sich selbst in dem größeren ersten Theile des Wuz unter jener verstecken mußte, ja sogar in dem ersten Entwurfe durchaus in ihren Aeußerungen untergeordneter erschien. — Der Dichter brauchte sogar einen Zwischenraum von einem Monat, ehe er sich ermannte, den rein ernsten, rührenden und erhebenden Schluß hinzuzufügen. —

Durch diese letzte Kraftanstrengung befreite er nun zwar die ernste schaffende Kraft von der unterdrückenden Herrschaft der spottenden und zersetzenden; aber dieser Entwickelungproceß geschah, wie wir bereits mehrmals andeuteten, zu spät, als daß jene erste die letzte ganz hätte verdrängen oder sich unterordnen können. Sie standen sich seit der Zeit mit gleichen Kräften gegenüber und begannen jenen merkwürdigen Kampf, in welchem jede ihr Recht in den Gestalten und in der Darstellung forderte, und in welchem eine die andere zu vernichten und aufzuheben strebte. Der Dichter nahm zwar selbst Partei und versuchte der empfindenden Phantasie, welche zugleich die plastisch oder optisch schaffende ist, mehrere Jahre lang den Boden ausschließlich zu erringen: aber er vermochte es nicht, und mußte seinen Aufflug stets in der Art nehmen, wie er selbst auf äußerst geniale Weise in der Aesthetik den Humor bezeichnet — der eben aus

jenem gleichartigen Kampfe dieser Doppelnaturen und aus ihrem Verhältniß entsteht — wenn er ihn dem Vogel Merops vergleicht, der zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieser Richtung zum Himmel auffliegt. Die ernste Phantasie trug ihn in die Höhe; aber gleichsam um ihren irdischen Bruder zu täuschen oder die Verschämtheit des Gefühls vor ihm zu verbergen: mußte sie das Angesicht der Erde und ihren Kleinigkeiten zugewendet lassen; so daß er das Aetherische und Erhabene fühlte und ahnete, das Irdische und Kleine aber sah, und durch dasselbe zerstreut und immer wieder herabgezogen ward.

Die zweite Merkwürdigkeit in der Geschichte des Wuz ist, daß, da der Dichter demselben kein anderes Leben leihen kann, als das seinige, hier zum ersten Male seine eigene Kindheit in poetischer Gestalt und als die seiner erdichteten Charaktere erscheint, und so ihn sich durch die rührende Vergegenwärtigung derselben in den Ernst hineinschwingen hilft. Wie Richter in Jodiß, hält Wuz den Mägden und einer alten Frau Bußpredigten, wie Richter, fährt Wuz im Hemde im Hof Abends als Schwalbe umher und trägt zu Neste, geht am Trinitatisfeste mit läutendem Schlüsselbunde durch das Dorf in den Garten, erwartet in der Dämmerung das Licht in der Stube, ja wie Richter, sucht Wuz Bücher zu schreiben, wie Richter, schickt er an seine Geliebte mit Ruß und Fett abgerissene Potentaten, wie Richter, schenkt er ihr aus der Stadt gebrachte Kuchen; — ja der Dichter konnte sogar nicht anders, als ausdrücklich seines Jodiß und der dortigen Cantorstube erwähnen; selbst der Finkenkloben

des Joditzer Schulmeisters ward dem Wuz zugetheilt u. d. m. —

Aber nicht bloß in dieser Beziehung ist der Wuz das Thema zu einer Menge späterer Variationen; der Quintus Fixlein ist fast ganz nur eine weiter ausgeführte und eine einen Grad höher gehobene Ausführung desselben, wie „Fibel's Leben" dieselbe sogar noch einmal in demselben Stande versucht; der „Jubelsenior" und viele Kapitel in den „Flegeljahren," fast alle Idyllen und Stillleben des Dichters, zehren von dem poetisch verklärten Reichthum der Kindheiterinnerungen Jean Paul's. Und wie er sich hier zuerst und von da an fast immer nach seinen untergesunknen Kindheitjahren hinwandte: so war ihm bei jedem seiner Charaktere dieselbe der wichtigste Zeitraum seines darzustellenden Lebens; ja selbst in den ernsten und Hauptromanen, wenn er mehrmals versucht hatte, Hauptcharaktere gleich in der Lebensreife vorzuführen, fiel er immer wieder im Laufe der Ausarbeitung in die Darstellung ihrer Kinderjahre zurück, und er mußte sogar, wenn dieselbe in Verhältniß zu ausführlich ausfiel, so daß sie nicht im Munde eines Charakters in die Handlung eingewoben werden konnte, unterbrechend und zurückschreitend dieselbe als Episode aus der Vergangenheit besonders einschalten. Nur da war er dessen überhoben, wo er nicht ein Jünglingsleben zu schildern hatte, sondern bereits Männer von reiferem Alter auf die Bühne traten. Denn da er selbst keine poetische Jünglingszeit genoß, war er, was merkwürdig genug! nie im Stande, eine glückliche andere, als im Reflex der Knabenjahre, zu schildern.

Während Richter auf seiner poetischen Laufbahn die eben angegebenen Fortschritte so rasch zurückgelegt, hatte dies ihn zugleich ermuthigt, um nunmehr auf alle Weise zu versuchen, die Poesie der Liebe in sein Leben zu ziehen. — Die Sehnsucht danach war natürlich zugleich mit der Entfesselung der eigentlichen poetischen Kraft erwacht und so stark geworden, daß selbst das Tagebuch die nicht, wie bei den rhythmischen Dichtern, in das Gewand des Reimes gehüllten Sehnsuchtklagen aufnehmen mußte. — Zur Zeit, als er den „Wuz" schrieb, war er bereits ziemlich nahe daran, mit seinen Höfer Bekanntinnen, wenn nicht gerade schon wirkliche Liebesverhältnisse, doch einen ziemlich lebhaften erotischen Briefwechsel anzuspinnen. Aber in den ersten Tagen des Januar 1791 geschah ein für ihn ziemlich kecker Versuch, eines jener Höfer Mädchen in ein ernstes und schwärmerisches Verhältniß zu ziehen; und eine der bedeutendsten Reliquien ist ein Brief, statt eines Neujahrwunsches, an ein Mädchen, dessen Vorname Caroline uns nur mitgetheilt ward, und nach dessen Zunamen wir schon um deswillen nicht forschen mochten, weil dasselbe nach mancherlei Andeutungen späterhin ein unwürdiges Ende genommen zu haben scheint. — Es findet sich, sagen wir, aus den ersten Tagen des Januar ein Brief an dasselbe, der sich wesentlich von allen früheren unterscheidet. „Ganze Tage und Wochen," hebt er an, „vergisset man, zwei, drei Minuten daraus ausgenommen. Ach! blieben uns nur von jedem Tage drei solcher nachtönender Minuten zurück, so wäre doch das Leben und der Genuß des Lebens etwas werth! Um den Nachklang einer solchen schönen

Stunde von gestern länger zu hören, hab' ich mir folgenden Traum gemacht: Ehe der Schöpfer die Seele meiner Freundin mit dem Körper umlaubt auf die Erde ziehen hieß, traten vor ihn die zwei Genien, die verborgen um jeden Menschen fliegen" — doch, wir verweisen unsere Leser auf den Schluß der Geschichte der Vorrede zur zweiten Auflage des Quintus Fixlein, wo er unter der Ueberschrift: „die Mondfinsterniß"*), eine Dichtung vorträgt, in der die in diesem Briefe zuerst ausgesprochene Idee ausgeführt ist, nur auf alle weibliche Wesen angewandt, wie hier ursprünglich auf die, welche er zu seiner Geliebten auszuerwählen und sie daher poetisch zu erweichen suchte. — Er erzählt nämlich: daß vor ihrer Geburt der schwarze Genius zu ihrer Seele getreten und ihr in Gegenwart des Schöpfers gedroht, sie auf Erden durch die Lockungen der Mode, Gefahr durch Männer und durch Eitelkeit zu verführen; aber der gute Genius habe sie dann zu schützen versprochen und den Schöpfer gebeten, die schöne Seele mit einem schönen Körper zu umblümen und zu umkränzen, ihr ein großes Auge zu geben und ein weiches Herz in ihren Busen zu legen. Unbesudelt solle dann die Hülle einmal von ihr fallen, die Falschheit solle das Auge nicht verdrehen, das Herz nicht zerstieben, ehe es für Natur und Tugend geschlagen. Denn in den Schimmer des Monds, in den Zauber der Frühlingsnacht wolle er sich verwandeln und mit Seuf-

---

*) Sämmtl. Werke, B. IV. S. 32 ff. Er liest dort diese allegorische Dichtung an dem Denkmal eines Unglücksfalls am Fuße des Bindlocher Bergs bei Baireuth einem von seinen wirklichen Charakteren, der Caroline Weiermann, in der Abenddämmerung vor.

zern sanfter Wehmuth ihren Busen heben; im Getöne der Musik wolle er sie rufen und von seinem Himmel mit ihr reden; die Stimme einer Mutter oder Freundin wolle er borgen und sie an sich ketten; oft im einsamen Dunkel wolle er um sie schweben und durch eine Thräne, womit er ihr Auge verschönere, ihr das Zeichen geben, daß er sie umarme und daß sie noch seine Freundin sei. — „O Du," schließt er dann jenen Brief, „für die ich dieses schrieb, denk' an mich und dieses Blatt; und wann einst meine Stimme, über der Erde entfernt oder unter ihr verstummt, nicht mehr zu Dir reicht: so höre sie auf diesem Blatte! Und wenn einst mein fortgewandertes oder ausgemodertes Auge nicht mehr sieht, ob Du glücklich bist: so werde nie unglücklich!" —

Wirft man einen Blick auf die Ausführung dieses Gedankens an der angedeuteten Stelle in seinen Werken, wo er den guten Genius beschreibt als „einen hohen, schönen Jüngling, dessen Stirn das goldene Licht des ersten Sonnenstrahls, der sprühend hinter der Erde heraufgeschlagen, beschienen und der ungesehen unter den zitternden Seelen gewesen war, mit einer Lilie vor dem Herzen, einem Lorberkranz von Rosenknospen um die Stirn und im himmelblauen Gewand; der im milden Weinen und warmen Liebesstrahlen auf die Seelen niedergeblickt, wie die Sonne auf den Regenbogen, der das schöne Auge bewegen und begießen und auf die Berge, oder die Sonne, oder die Sterne fliegen will und an den Schöpfer erinnern oder an die Welt über der Erde, die Lilie seiner Brust verwandelnd in das weiße Licht des Mondes und in das Abendroth der Frühlingsnacht die

Rosenknospen in seinem Kranz; und endlich in die Stimme der Dichtkunst die seinige verbergen und mit der Gestalt ihres Geliebten die seinige verschönen" — so hebt sich klar hervor, daß er in jenem Briefe die Poesie selbst, wie sie jetzt zu ihm getreten war, und den Dichter, wie er jetzt geworden, dem Wesen anträgt, das ihm beide aus ihren bisherigen Fesseln befreit. — Zugleich sieht man, wenn man seine wirklichen Höfer Verhältnisse zu jenen Mädchen überblickt, so wie, wenn man dort in der Geschichte der Vorrede die Motivirung der Herbeiführung des Momentes, wo er diese allegorische Dichtung vorliest, überschaut, nicht nur, was ihm damals als der Zweck und die Bedeutung und der Werth der Poesie und der Beruf des Dichters erschien, sondern auch das Moment, wann diese Idee in seiner Seele so schnell und plötzlich, wie früher in der Kindheit jener besprochene Blitzstrahl des Sichselbstbewußtwerdens, entstanden, die äußere Veranlassung, welche die feurigen Zungen des heiligen Pfingstgeistes endlich gelöst. Schon in den Zeiten der allerersten Bekanntschaft mit Jean Paul's Werken hat uns immer die Geschichte der Vorrede zur zweiten Auflage des „Fixlein" als diejenige seiner Arbeiten geschienen, welche einen großen Aufschluß über seine Poesie und den Zweck derselben geben mußte; und wir haben uns immer gewundert, dieselbe von allen denen, welche sein Wesen während seines Lebens wie nach seinem Tode besprachen, so ganz übergangen zu sehen. So nahe indeß dies der Dichter selbst gelegt, indem er mit dem Repräsentanten seiner Gegner, dem Kunstrath Fraischdörffer,

(unter dem beiläufig die Schlegel gemeint waren), auf der Chaussee von Hof nach Baireuth über seine Poesie disputirt: so hat man theils die ganze Anlage dieses Aufsatzes für einen gewöhnlichen excentrischen Scherz angesehen, gewöhnt, tiefe Motive in solchen Erfindungen bei ihm nicht vorauszusetzen, — theils war man mit der psychologischen Geschichte seines Lebens zu unbekannt. Da man zugleich seine Werke im Zusammenhange und vergleichend zu lesen nicht gewohnt war, so erinnerte man sich dabei nicht: daß Pauline, die er in jener fingirten Reise so eifrig einzuholen strebt, um ihr, nachdem er mit Entrüstung den Kunstrath mit dessen ihn auf das tiefste erbitternden Theorie abgewiesen: auf die Form komme Alles und auf den Inhalt Wenig an, — jene ernste Dichtung vorzulesen, — daß, sage ich, diese Pauline dieselbe war, welcher er in einer anderen, fast nicht weniger wichtigen, Vorrede, in der zum „Siebenkäs," verstohlen hinter dem Rücken einer gemeinen kaufmännischen Seele von Vater den ernsten Theil des „Hesperus" vorgetragen hatte; jener Pauline, einem einfachen, beschränkten, ungebildeten und gedrückten, nicht etwa einem der hohen ätherischen und durchsichtigen, aus lauter Licht und Duft gemahlten, weiblichen Wesen, die er im höchsten Schwunge seiner Phantasie zu erschaffen sich bestrebte. — Halte man sich nur die Gedanken und Empfindungen über das Schicksal solcher Wesen vor, mit denen er dort in das Antlitz Paulinens blickt: „daß sie, wie ihre meisten Schwestern, gleich weichen Beeren von der harten Manneshand zugleich abgerissen und zerdrückt würden; daß ihr weiblicher Frühling so viele Wolken und so wenig Tage und

Blumen gehabt; daß sie nie erfahren, wie ihr schönes Herz etwas Besseres und Wärmeres gebraucht, als Blut, und ihr Kopf ihnen nie höhere Träume, als die des Kopfkissens, bescheert; daß die duftenden Blumenblätter ihrer Tugend sich nur zu geruchlosen Kelchblättern zusammenzögen, zum Honiggefäße für den Mann, der von ihnen weder ein weiches Herz noch einen lichten Kopf, sondern nur rohe Arbeitfinger, Läuferfüße, Schweißtropfen, wunde Arme und bloß eine ruhende paralitische Zunge fordere; daß ihnen das ganze weite Sprachgewölbe des Ewigen, die blaue Rotunda des Universums, zum Wirthschaftsgebäude, zur Speck- und Holzkammer und zum Spinnhaus, und an glücklicheren Tagen zur Visitenstube, einschrumpfe; die Sonne für sie ein herunterhängender Ballonofen und Stubenheizer der Welt, und der Mond eine Schustersnachtkugel auf dem Lichthalter einer Wolke würde; daß die reichste beste Seele unter der Morgenröthe des Lebens mit dem unerwiederten Herzen, mit versagten Wünschen, mit den ungesättigten, verschmäheten Anlagen eingesenket würde in's übermauerte Burgverließ der Ehe, wo ihre Sonne ungesehen über ihrem überwölkten und unterirdischen Lebenstag von einem Grade zum anderen schleiche, und unter Schmerzen und Pflichten die Dunkle an dem Abend ihres kleinen Daseins ankäme, nachdem die goldnen Luft- und Zauberschlösser der früheren Jahre bald erblaßt und unbemerkt zerfallen, bis der Tod ihre von den Jahren entblätterte Seele voll eingedorrter Knospen anträfe und er sie erst unter einen günstigern Himmelsstrich verpflanze — daß er darum vor einem solchen Wesen ganz in Ei-

tronenblüthen der Dichtkunst ausgeschlagen sei — so wie er vorher eine Salzsäule aus satyrischem Citronensalze gewesen wäre; und daß er den Aeltern und Männern dieses quälende Gemählde nicht aufstelle, damit es der wunden Seele, der es gleiche, eine Thräne mehr abpresse: sondern daß er ihnen die gemahlten Wunden zeige, damit sie die wahren heilten und ihre Marterinstrumente wegwürfen." — Zu übersehen ist dabei nicht: daß er ausdrücklich in einer Anmerkung an der angezogenen Stelle diese Wesen als Töchter „bürgerlicher Herkunft" bezeichnet, denen man die Bildung und die Poesie so grausam entziehe, und sich dennoch wundere, wie sie die Heloten für uns Sparter sein könnten. Man nehme ferner dazu: daß er in jener verkleideten Darstellung des Zweckes und des Stoffes seines poetischen Strebens die oberste Krone seiner Poesie jener armen bürgerlichen Pauline hinreicht, um durch sie in ihr Leben zu werfen einen erfreuenden und beglückenden Genius, der sie über das ihr edleres Selbst vernichtende und den Blick zu dem irdischen Staub herabziehende Getriebe des häuslichen Lebens emporhebe; einen beschützenden, der sie vor der Vernichtung ihres moralischen Seins durch Verführung wahrt, sie wahrt vor rauher und harter Behandlung durch Männerfäuste; — ersteres vermöge einer Verklärung und plastisch schönen Umhüllung der Religion, letzteres, indem er theils die Männer in Bezug auf sie besänftigt und erweicht, theils indem er diesen weiblichen Wesen durch höhere Bildung, höheres Streben, höheres Bewußtsein ihres Werthes, eine

Achtung gebietendere Stellung den Männern gegenüber verschafft, und besonders, indem er sie zu höheren Anforderungen an das Leben und an die Männer erzieht. Man erinnere sich endlich an das, daß jener erste ernste Brief an ein weibliches Wesen, welches ein tiefes Gefühl für sich in ihm hervorgerufen, die Idee zur Grundlage zu dem angeführten, den Zweck seiner Poesie darstellenden, Aufsatze in einer Zeit ausspricht, welche nur einen Monat dem Beginn des ersten und allen übrigen großen und ernsten Bahn brechenden und denselben durchaus ähnlichen Romanes vorhergeht. —

Darum ist jener Brief als das eigentliche letzte Stadium der Vorbildung zu seinen größeren Schöpfungen zu betrachten. Schon darum, weil er das Moment ist, in welchem die Erkenntniß und das Bewußtsein von dem durch die ernstschaffende Phantasie zu erreichenden Ziele, dessen hohen, heiligen und erhabenen Werthe, deren unmittelbar eingreifenden großartigen Wirkung und der ihm für sie besonders angewiesenen Stoffe so klar und so stark vor ihm hintraten, seinen Entschluß und seine Phantasiekräfte so stark mahlen, und bei der Entfesselung von der Satyre und der kälteren Reflexion die Verschämtheit der Empfindung vor jenen so schwächten: daß der Ernst im stolzen Bewußtsein seines Werthes und seiner Bedeutung neben jene hintreten und sie sich unterthänig zu machen versuchen konnte. — Denn im „Wuz" war nur erst ein Theil des Hebels rege geworden, der die ernste Empfindung zur schaffenden Thätigkeit erweckte. So viel liebevolle Empfindung und Herzenswärme dieser auch bereits beurkundete: so vertrug er doch noch viel Satyre,

Spott und Ironie. Denn er mußte sich fast ausschließlich mit dem Ausmahlen gerade der kleinen Dinge beschäftigen, weil eines beschränkten Mannes, der nicht nach dem Höhern streben, sondern eben mit der Beschränkung zufrieden sein soll, siegreiches Kämpfen mit den kläglichen Jämmerlichkeiten des Lebens durch keine starke Leidenschaft geführt, ihm keine Sehnsucht zugelegt und darum der Ernst der Empfindung im Dichter wie im Leser nur bis zu der frohen Rührung der Liebe und des Wohlwollens für ein so unscheinbares Wesen gehen darf; zu derselben Theilnahme der Empfindung, mit der wir die Freude eines, mit Kleinigkeiten zufriedengestellten Kindes erblicken, und zu keinem andern Ernst, als den uns die Betrachtung einflößt, wie die großen Welterscheinungen hier nur im kleinen Maaßstabe sich abspiegeln. — Alles dies läßt, wie jede Idylle, wohl Ernst, aber keinen Schwung der Phantasie zu; wie denn alle großen Dichter dieselbe nur als Spiel behandelten, so Göthe, Virgil, Tasso u. A., keiner, der früh schaffende Kräfte in Thätigkeit setzte, damit anfing, und solche Dichter, die damit begannen, wie Voß, Geßner, Theokrit u. s. w. als Dichter der untersten Gattung dabei stehen blieben. Nur Jean Paul, dessen Geschick ihn durch alle Stufenreihen der Phantasiethätigkeit von unten auf durchführte, war es vorbehalten, damit zu beginnen, um auf ihren Schultern weiter aufzusteigen. — Dagegen vertrugen die Schilderung oben beschriebener weiblicher Wesen, die Gedanken an sie und ihre Schicksale, so wie die Tendenz einer auf die Erhebung und Verschönerung ihres Lebens, so wie auf die Erstarkung ihrer moralischen Kraft, ausgehenden Poesie,

wenigstens in Bezug auf sie selbst, gar keinen Scherz. Dieser konnte nur neben sie her und nicht von ihnen ausgehen; und namentlich durfte der erkältende und die Empfindung und den Ernst entwaffnende Satyr nur um sie her zum Schutz gegen die Angreifer, die Stacheln nach auswärts gekehrt, hingestellt werden — wie man Rosenstöcke mit Dornengehegen umgiebt. Der gegen Beschränkungen und den Druck eines dürftigen Lebens ankämpfende männliche Charakter dagegen verträgt um so eher Verspottung, als für ihn selbst Laune und Heiterkeit die besten Waffen gegen dasselbe sind. Wenn darum Jean Paul im Jahre 1821 in der Vorrede zur zweiten Auflage der „unsichtbaren Loge" sagt: „daß er nach den im neunzehnten Jahre geschriebenen Grönländischen Processen noch neun Jahre lang in seiner satyrischen Essigfabrik gearbeitet, bis er endlich im December 1790 durch das noch etwas honigsaure Leben des Schulmeisterleins Wuz den seligen Uebertritt in die unsichtbare Loge genommen, und daß dieses des Jünglings Herz von den Fesseln der Satyre erlößt, durch deren Schuld er Alles verschlossen gesehen, was in ihm selig gewesen und geschlagen, was gewogt, geliebt und geweint:" — so können wir ihm darin deshalb nicht ganz Recht geben, weil eben das Schulmeisterlein noch „honigsauer" war. Denn das entscheidet hier nicht: daß die nach dem Entwurf des „Wuz" und nach einem Zusammensein mit dem ihn zum erstenmale tief rührenden weiblichen Wesen empfangene und in jenem oftерwähnten Briefe ausgesprochene Idee, die uns für die Haupttriebfeder seiner ernsten Schöpfungen gilt, erst bei einer späteren Veranlassung in eine seiner Dichtungen verwebt

wurde, und später ausgeführt als die „unsichtbare Loge.“ Wir wollen auch darauf nicht zu viel Werth legen, daß zwischen der ernsten und rührenden zweiten Hälfte des „Wuz,“ und dem ersten Entwurfe desselben, von dem wir oben bemerkten, daß er einen Monat lang unterbrochen worden, jener Liebesblitz und jener Brief mitten innen liegt. Aber das scheint uns entscheidend: daß jene der ersten poetischen Darstellung oder der Idylle zu Grunde liegende Idee: von der Mittheilung der Kunst Freude und Zufriedenheit und Poesie in den kleinsten Lebensverhältnissen zu erblicken, darum bei weitem weniger die gestaltende Phantasie oder jene innere Sehkraft erregen und in Anspruch nehmen konnte, als jene durch Vorhaltung des größeren, erhabneren und würd'geren Zieles begeisternde und alle schlummernden plastischen Kräfte erweckende andere. Denn bei dem ersten Vorwurfe war das Schöne, Heitere und Beglückende in gegebenen Verhältnissen, auf gegebenem Boden, als vorhanden durch Zergliederung und nähere Beschauung derselben vermittelst der Erinnerung gemachter Erfahrungen und Beobachtungen und einer bloß combinirenden Einbildungskraft, aufzufinden: gewissermaßen Erlebtes und Wirkliches zum Gedicht zu machen; hier aber sollten Ideale und eben nicht vorhandene Verhältnisse und Naturen zum Muster und zur Erhebung für jene Töchter bürgerlicher Herkunft erst erschaffen werden.

Aus der bis jetzt gegebenen Entwickelung von der Bedeutung des Januarbriefes an Karoline darf es nicht auffallen, daß derselbe nach außen hin noch über anderthalb Jahre gar keine weitern Folgen hatte, im Gegen-

theil seine Verhältnisse zu den Höfer Mädchen so lange noch ganz dieselben blieben. Er begnügte sich damit, daß der erste Empfindungsblitz den letzten Schleiervorhang zerrissen, der ihm den Blick in die Zukunft seiner Poesie und den Blick in das von ihm zu erobernde poetische Sonnenland verhüllt. Statt nach außen irgend einen Schritt zu thun, eine Geliebte wirklich sich an's Herz zu ziehen, kümmerte er sich um nichts weiter, als an der durch seine Phantasie gewonnenen Herzenswärme zuerst den „Wuz," den er früher mit der Bemerkung an Otto geschickt: „daß es so viel sei, als schlüge er das Ei auf und besähe das rinnende Hühnchen," vollends auszubrüten, und dann sogleich die Schöpfung des ersten Romanes zu beginnen. Am 2. März 1791 war Wuz vollendet, dem Freunde überschickt, und der 15. März ist in Richter's Tagebuche als der erste Schöpfungstag der „unsichtbaren Loge" bezeichnet. — Wir bemerken noch schließlich in Bezug auf das angedeutete Liebesverhältniß: daß, während der ganzen Geburtzeit dieses Romanes, welche bis zum 29. Februar 1792 dauerte, kein einziges Billet an irgend eine seiner Höfer Freundinnen sich vorfindet.

Neuntes Kapitel.

Die unsichtbare Loge. — Moritz. — Endliches Aufhören der Armuth.

An den Punct endlich von Jean Paul's Leben gekommen, „wo, als sich sein Herz im 28sten Jahre öffnen und lüften durfte, es sich leicht und mild ergoß und wie eine warme überschwellende Wolke unter der Sonne; wo er nur zuzulassen und dem Fließen zuzusehen brauchte; wo kein Gedanke mehr nackt kam, sondern jeder sein Wort mitbrachte und in seinem richtigen Wuchse dastand ohne die Scheere der Kunst:" werfen wir noch einen kurzen Blick auf die allmählig aufsteigenden Durchgangspuncte, welche die sich entwickelnde gestaltende Phantasiekraft bis dahin geführt, zurück. Wie früher das bloß noch Gedanken und Ideen ohne Formen und Leben erzeugende geistige Selbstschaffen von der Philosophie ausgegangen und Verstandeszwecke zu erreichen versucht: so hatte die erste Idee, welche sich noch in Töpen als Vorwurf zu einem plastischen Gebilde der allmählig erstarkenden Einbildungskraft darbot, ebenfalls einen philosophischen Endzweck; es sollten pädagogische Systeme mit ihren philosophischen und psychologischen Gründen, als

Resultate des Nachdenkens und gemachter Beobachtungen, an Gestalten lebendig veranschaulicht werden; — wir können diesen Vorwurf nicht besser bezeichnen, als wenn wir ihn eine Erziehungslehre in dichterischer Form, etwa eine poetische Levana, nennen und an Rousseau's „Emil" erinnern. Aber schon weil das Gebiet der rein didactischen Poesie, wohin diese Gattung gehörte, zu viel Verstandeskälte in Anspruch nahm und zu wenig Empfindungswärme erzeugte, um vor dem, von den zersetzenden und auflösenden Witzbildern umschwebten, Seelenauge auch nur der bloß combinirenden Phantasie Spielraum zu lassen: mußte Richter wiederum, wie er früher die philosophischen Gedanken zunächst mit witzigen und satyrischen Einfällen und Bildern hatte vertauschen müssen, um den Drang des erwachten Bildungstriebes zu befriedigen, auch damals denselben dem Witz und der Satyre überlassen; und so wie diese früheren leicht sich um sich selbst drehen und die verschiedenen Producte bruchstückartig erzeugen, sich zu einer Kette machen konnten, in welcher sich die Ringe von selbst gleichsam in einander schlangen: so mußten später sie eben so leicht Gestalten finden, um welche herum sie sich anlegen konnten; namentlich, da sie nur einzelne Vorgänge aus dem Leben eines Charakters und nur einzelne Züge desselben, nicht einmal einen ganzen Menschen, geschweige eine vollständige Welt, brauchten, und obendrein Gegebenes nur zu copiren und zusammen zu stellen hatten. So stellt „Freudel" nur die eine Eigenschaft eines Menschen: seine Vergeßlichkeit, dar, so wie der, freilich schon mehr zusammengesetzte, „Fälbel" nur die eitele Pedanterei eines Schulmanns bei einem einzelnen Vorgange aus

dessen Leben. Wie dann früher zuerst kleinere ernste Aufsätze neben den satyrischen vorzudrängen begannen: um durch die Satyren weniger zu verwunden, um ernstere und weichere Naturen damit zu versöhnen, um selbst aus dem ihn drückenden Rufe, hartherzig und gefühllos zu sein, herauszukommen — so hatte die erste wirklich liebevolle und erwärmende poetische Idee, durch die Heiterkeit des Scherzes zu beglücken und zufrieden zu machen, sein Sträuben, hassenswerthe Charaktere zu bilden und durch schneidendes Hervorheben der im Kampf mit beschränkten und drückenden Verhältnissen hervorgehenden moralischen und geistigen Mängel bei den in denselben festgebundenen Individuen jene Zustände den Menschen noch unerträglicher zu machen, ihn schon in den Stand gesetzt, ein ganzes Leben mit einem vollständigen Chacakter darzustellen, die niedrigere Gattung eines organischen poetischen Lebens, eine Idylle, zu schreiben. Bis endlich ein Blitz von Geschlechtsliebe, der in sein durch diese Durchgänge tief durchackertes und aufgelockertes Herz fiel und die dasselbe mächtig durchschütternde Idee erzeugte, der Geliebten und ihren Schwestern poetische und sie erhebende und beglückende Welten in die Seele zu werfen, die Staubfäden der Blüthen seiner Phantasie befruchtete, und die Früchte derselben mächtig hervorschossen. —

Wir können, um nicht mißverstanden zu werden, nicht nachdrücklich genug darauf aufmerksam zu machen: daß wir das letzte entscheidende Ereigniß nur als ein rein psychisches betrachten, das nicht dadurch auf seinen ersten Roman auf eine materielle Weise einwirkte, daß es ihm erst einen Stoff, ein gewissermaßen zu copirendes Liebes=

verhältniß zugeführt. In dem ersten Romane suchte er sich gewissermaßen erst einen Boden zu erschaffen und eine poetische Welt, auf die er seine Gebilde aufbauen könne. Natürlich mußte er dazu nach dem Stoffe greifen, den sein Leben bereits ihm vorgehalten, zu dem schon so vieles vorbereitet da lag, und woran, wie wir oben ausgeführt, er in und neben der Wirklichkeit geschaffen. Er ging allerdings von der Idee eines pädagogischen Romanes aus, erhob seine Schule zu einem Gedicht, seine Schüler und den Lehrer zu poetischen Gestalten: indeß wurde derselbe während der Ausarbeitung etwas ganz anderes unter seinen Händen. Der zu erziehende Knabe brachte ihm die ganze Erde poetisch verklärt mit zur Welt, wuchs ihm gar bald aus der Erziehungsschule heraus, zu dem Helden einer romantischen Welt heran, zog eine Menge Anderer da hinein, die dann sehr bald in andern Verhältnissen auf eine weit größere Bühne versetzt werden mußten. Die „unsichtbare Loge" ist in mehr als einem Sinne die Genesis von Jean Paul's poetischer Welt und deren Bewohnern, die Geburtsgeschichte seiner ersten Romane. Aber auf der andern Seite durchlief er nach und nach in diesem Romane alle die eben angegebenen Stufenreihen der poetischen Entwickelung von Neuem, immer höher steigend, bis er so weit von seinem ursprünglichen Ausgangspuncte abgeführt worden war, daß er mit der ersten Anlage nicht mehr weiter konnte, daß er darum abbrach, um es auf einem neuen Terrain zu versuchen, mit den auf dem ersten gewonnenen Charakteren und Plänen, und in der Anlage gleich von der angegebenen höchsten Idee ausgehend: eine größere,

umfassendere, vom Anfang herein höher hinaufgehobne Welt vollendet und harmonisch hinzustellen.

Jean Paul nannte selbst wenige Wochen vor seinem Tode die unsichtbare Loge „eine geborene Ruine.“ So äußerst treffend diese Bezeichnung ist, so muß man sich doch darüber wundern, daß der Dichter in seinem hohen Alter glaubte, er würde dreißig Jahre später die Fortsetzung mit allem Feuer des Anfanges geben können, wenn er es wollte; ja, daß er im Jahre 1821 bei Gelegenheit der zweiten Auflage wirklich einen dritten Band verhieß, wenigstens die Möglichkeit denselben zu liefern erklärte. Denn es ist offenbar, daß auf dem Punct, wohin er beim Abbrechen gekommen, ein Schluß und ein Ziel gar nicht mehr zu erreichen war. Wenn er wirklich ursprünglich einen abgeschlossenen Geschichtsplan gehabt, so war er von demselben so abgekommen, daß er ihn aufgeben mußte. Wir sind fest überzeugt, wie wir denn dasselbe später an einem andern Romane aus den sämmtlichen darüber existirenden und in unserm Besitz sich befindenden Papieren nachweisen werden: daß ihm bei'm Anfang der Arbeit oft ein ganz andrer Plan und ein andres Ziel, wohin die Ereignisse führen sollten, vorschwebten; daß er namentlich vorzüglich mehr an eine Verwickelung, wenn sie nur zur Darlegung seiner didactischen Ideen, zur Schilderung erfundener und aus seinem Leben genommener ernster und komischer Charaktere und Scenen Veranlassung geben konnte, weniger aber an die Auflösung derselben dachte. Und es ist um so mehr anzunehmen, daß dies bei dem ersten Romane, zu dem er so mühsam durchgedrungen, der Fall gewesen sei. Wie unklar ihm

selbst in späteren Zeiten das Ziel, welches er in dem Gang dieses Romans zu erreichen sich vorgesetzt, geworden war, beweist der seltsame Widerspruch, in welchen er zu diesen verschiedenen Zeiten in Bezug auf die Erklärung des Titels verfiel. In der Vorrede zur 2. Auflage der „unsichtbaren Loge" vom Jahre 1821 behauptete er: „daß der Titel: unsichtbare Loge, etwas habe aussprechen sollen, was sich auf eine verborgene Gesellschaft bezöge, die aber freilich so lange im Verborgenen bliebe, bis er den dritten oder Schlußband an den Tag oder in die Welt brächte. Dagegen schickte er dreißig Jahre früher nach Vollendung der beiden Bände im Februar eine Menge Titel zur Auswahl an Otto, und äußerte sich namentlich in Bezug auf den: unsichtbare Loge: „daß er sich im Grunde bei diesem Titel gar nichts dächte, wiewohl ihm, bis er die Vorrede setze, noch gut einfallen könne, was er dabei denke; aber daß er nicht eher darin ruhen werde, als bis Andere mehr dabei dächten." — Da er jedoch am Schlusse dieses Briefes sich vornimmt: „dem größern Theil der Leser zu sagen, daß sie durch die höhern Beziehungen, die sich in dem Romane versteckten, nichts verlören, und daß es für sie eben so viel sei, als wenn er wirklich gar keine hätte; — daß er zum Beweise Homer's Odyssee, die Aeneide, Virgil's Ecclogen, Dante's Hölle, anführen wolle, die alle durch den mystischen, allegorischen, politischen Kern bei dem ungelehrten Leser nichts verlören, den der gelehrte fände und genösse;" — und wenn wir nun ganz am Schluß der „unsichtbaren Loge" plötzlich, wie durch einen Deus ex machina, einen Brief vorfinden, der den Helden in's Gefängniß werfen

und Mitglied einer geheimen Verbindung sein läßt, von der Niemand etwas geahnet: so erklärt sich dieser Widerspruch nur dadurch, daß der Dichter durch den gewählten Titel erst spät auf eine Idee gekommen, die sich hier nicht mehr ausführen ließ; daß er jenen Brief erst nach dem Schreiben an Otto und nach der Wahl des Titels hinzugefügt hat, schon auch um seinem Romane nachträglich das Gepräge eines tief angelegten und Mysteriöses verheißenden Planes zu geben, und das Ruinenhafte der Geburt dadurch zu verstecken. Da diese Idee die späteren Romane eben so, wie die Verhältnisse, auf welche die „unsichtbare Loge" gerathen war, aufnehmen und durchführen: so erklärt sich zwar zur Genüge daraus, wie Jean Paul später sich über den ursprünglichen Plan der unsichtbaren Loge selbst getäuscht haben mag, aber auch auf der andern Seite, warum je später desto mehr eine Fortsetzung rein unmöglich war. Der Hauptzweck war der oben angegebene, so wie das Bestreben, in ihm Alles los zu werden, was ihn bisher beschäftigt, gequält, erhoben und gedrückt. —

Es lassen sich nämlich in diesem Romane nicht nur verschiedene Epochen aus der oben angegebenen letzten Bildungsepoche nachweisen, während welcher er denselben mit sich herumgetragen, und zwar aus den Vorfällen, Personen und Umgebungen aus seinem Leben seit dem Momente, in welchem ihm überhaupt die erste Idee zu einem Erzeugnisse der Art aufgegangen war: sondern es finden sich auch neben einander Producte aller oben nachgewiesenen verschiedenen Entwickelungsstufen der plastischen Erzeugungskraft und der Didaris, — der Witz, die Idylle

und das Streben nach einer poetischen Weltverklärung so wie nach einem Hinaufstürmen nach den höchsten Gipfeln der Menschheit, nicht nur in geistiger und moralischer, sondern auch in bürgerlicher und geselliger Beziehung — ein Streben, sich auf den höchsten Höhen des Lebens ein Gebiet zu erobern, von wo aus nicht nur die Erde zu überschauen, sondern auch die überirdische Welt zu erreichen wäre. Je nach den verschiedenen Epochen und den denselben entsprechenden Stimmungen, so wie den mit ihnen im Verhältniß stehenden Schöpfungskräften, ganz besonders auch mit den verschiedenen aus ihnen hervorgehenden oder von außen vor sein Auge geführten Charakteren, veränderte sich nach und nach Plan, Terrain, Stoff, Behandlungsweise. Wir sind im Stande, in derselben eine Töpener, eine Höfer und zwei Schwarzenbacher, die eine bis zur Ausarbeitung der ersten Hälfte des „Wuz," die andere von jenem Januarbriefe an, zu unterscheiden, und sind, zumal nach der bereits angedeuteten und später noch ausführlicher darzulegenden Arbeitsweise Jean Paul's, überzeugt: daß beim wirklichen Beginn der Arbeit eine Menge Scenen und Charaktere entworfen bereits dalagen, als Bausteine und Baumaterial'en, für deren Anwendung durch die von uns angegebenen Einflüsse der Dichter mit dem belebenden Hauche nunmehr begabt worden. Ihrer aber sich zu entäußern war er um so weniger im Stande, als die verschiedenen Elemente in ihm damals um so gebieterischer noch sich geltend machen mußten, wenn sie ja ihr Recht als gesonderte und nie zu einem harmonischen Ganzen verschmolzene Naturen noch in der glänzendsten Schöpfungsperiode forderten. — Der

Dichter mußte daher auf alle Weise jenes Aeltere dem Neuen anzupassen suchen, um nur endlich einmal eine organische Ideen- und Gestaltenwelt aus seinem Inneren herauszuheben, theils einen idealen Boden und eine ideale Sphäre außer sich zu gewinnen und an dem Anschauen derselben sich zu ferneren Bildungen anzuregen, theils los zu werden, was ihn so lange gedrückt, beschäftigt und zerstreut, und gewissermaßen das abzuheben, was wie eine Decke über den in tieferm Dunkel der Seele nachsprießenden Gestaltungen lag und den Keimen das Hervordringen verwehrte. — Woran er freilich noch Jahre lang zu kämpfen hatte!

Diese verschiedenen Epochen und Elemente liegen nun in der unsichtbaren Loge nicht in der Folge, wie sie an dem Dichter vorübergegangen und in demselben ausschließlich thätig gewesen waren, vor Augen, sondern sind durch die spätere Ordnung untereinander gemischt worden, wie es die Zeit in den Ereignissen erforderte. Dem Helden Gustav z. B. liegen mehrfache Individuen, die sich zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Verhältnissen dem Dichter darboten, zum Grunde, die mithin verschiedene Vorbilder für die verschiedenen Altersepochen des Helden lieferten, so wie auch zum Entwurf von Scenen in verschiedenen Epochen und Stimmungen Veranlassung gaben. Dies wird die äußere Geschichte des Romanes, der Scenen und der Charaktere klar vor Augen bringen.

Wir setzten die erste Idee zu einem pädagogischen Roman in das Jahr 1788, und es war natürlich, daß Richter seinen Blick zuerst um sich her und auf seinen

damaligen Zögling wandte. Die Täuschungen, welche er aber in Betreff des Werthes desselben hatte erfahren müssen, und die unangenehmen Auftritte, welche ihm derselbe bereitet zu haben schien, das tägliche Befangensein in solchen, den poetisch zu erdenkenden in der Wirklichkeit so unähnlichen, Verhältnissen: ließen ein poetisches Interesse an einer auf eine solche Wirklichkeit aufzubauenden Welt nicht aufkommen, da sich natürlich der wirkliche Zögling mit dem in dem Roman aufzuführenden in der Vorstellung beständig vermischen mußte. Die einzige schöne und lichte Epoche in Bezug auf sein Verhältniß als Informator zu dem jungen Oerthel war die gewesen, in welcher er, durch dessen Aeußeres bestochen, sich durch die freudigsten Hoffnungen von dem innern Werthe und der innern Empfänglichkeit des Knaben eben von Hof nach Töpen hatte ziehen lassen. Die Erinnerung an den Augenblick, wo der Anblick dieses Knaben zum ersten Male nach einer so langen Gefühlsdürre nicht nur in ihm tiefe poetische Empfindung erregt, sondern ihn auch mit der Hoffnung auf die endliche Erwiederung seines heißen Liebesdranges gewiegt hatte: blieb so hell vor seiner Seele, daß er dieses Moment als einen Grundstein zu dem aufzuführenden Gebäude fest hielt. Fast alle andere Figuren aber, die er später um sich herum sah, waren beinahe eben so unheimlich, als der Anblick eines nicht gerathenden Zöglings: der alte Oerthel, ein von schmutzigem Geiz zu einem fast verächtlichen und unmoralischen Charakter erniedrigt; der Sohn desselben, ein durch Hypochondrie und weichliche Schwäche sich aufreibender Freund; — alles dies nur sehr wenig gemildert

durch die Gattin des Geizigen, von der wir wissen, daß sie dessen Kargheit öfters durch Geschenke an Lebensmitteln und Geld sühnte; — endlich seine eigene immer zunehmende Hypochondrie! — Es ist nun sehr wahrscheinlich, daß Richter sich damals mit dem Plane trug, in seinem pädagogischen Roman den Helden unter den Einflüssen einer solchen häuslichen Umgebung den Erfolgen des pädagogischen Systems des Lehrers widerstreben und gegen sie ankämpfen zu lassen, bis endlich die letztern obsiegten. — Welches auch der damalige Plan gewesen: — es hatte sich das Bild des alten Oerthel immer tiefer in des Dichters Seele abgedrückt, eine Reihe von Scenen erzeugt und in den nächsten Vordergrund seiner innern Welt gestellt, die er nicht wieder los werden konnte, von so düsterer, bitterer und feindseliger Stimmung sie auch erzeugt gewesen. Um so leichter jedoch reihete sich in diesen Plan jede satyrische Erfindung an Scenen und Charakteren ein, und, wie der erste Aufsatz der „Grönländischen Processe" schon, die erste dichterische Arbeit, von der Selbstverspottung der Motive seines Schriftstellertreibens überhaupt ausgegangen war: so erweiterten sich wenigstens der unorganische Nebenstoff und die Nebencharaktere durch die von der Ironie ihm eingegebene Idee, zu verspotten und zu persifliren, daß er seine Stellung und Erlebnisse als Erzieher zu einem Romane benutze, seinen Zögling zu dem Helden desselben erhöbe und daß er gewissermaßen „Informator geworden, um Lebensbeschreiber zu werden." — Und diese Idee hatte den in der unsichtbaren Loge auftretenden Legationsrath

Oesel geboren, welcher dem Helden Gustav überall nachläuft, um ihn ganz nach der Wirklichkeit zu copiren. —

Doch diese meist unangenehmen Gestalten hätten in der Zusammenstellung einen bloß satyrischen, höchstens komischen Roman gebildet, eine ganze Welt voll jener Figuren, die allein in's Leben gerufen zu haben den Dichter gequält hätte, deren Anschauung ihm selbst unerträglich gewesen wäre. Zumal mußte gerade das Philosophische und rein Didactische ein Element in das Werk hineintragen, neben welchem jene Figuren nur um so unangenehmer erschienen wären, indem die philosophische Tendenz ihnen das poetische Spiel oder den Zweck des poetischen Erheiterns ganz genommen haben würde. — Zum erstenmale darum von einem wirklich belebenden Schöpfungsdrange ergriffen wurde erst der Dichter, als das Bild jener Gestalt vor seiner Seele aufstieg, die allen komischen und satyrischen Schein im Aeußern vertrug, an die sich Komisches und satyrisch Kleines anheften lassen, die aber dennoch in edlere Umgebungen versetzt, der ein Emporstreben beigelegt, ein Ernst in den Hintergrund der Seele gestellt, das letztere aber unter dem ersteren verdeckt werden konnte; von dieser konnten Aeußerungen und Scenen ausgehen, die keinen ernsten Aufschwung der Phantasie forderten, sondern nur durch Wohlwollen, Gutmüthigkeit und Anstreben gegen das Schlechte und Lächerliche im Leben gemilderte, und Verstand und Herz wenigstens erfreuende; dabei konnten ihre, dem Streben und dem verborgenen Ernst derselben angemessene, äußeren Verhältnisse jeden Augenblick hohe, erhabene und rührende Vorgänge und Charaktere herbeiführen und

möglich machen. Eine solche Gestalt mußte dadurch um so mehr des Dichters damaliger, erst im Erwachen begriffener aber noch nicht wirklich hervorgetretener, gestaltender ernster Empfindung, die nur erst in der Ferne das Großartige, Erhabene, Verklärende und die poetische Liebe herannahen fühlte, vollkommen entsprechen. — Als eine solche Gestalt bot seiner Phantasie nun sein Freund Hermann sich dar. — Um diese Zeit war es, als ihm Richter zurief: „Er wolle des Teufels sein, wenn er seinen Charakter nicht einmal in einen Roman brächte!" — „Aber lehre mir," fuhr er fort, „wie ich Lesern die Wahrscheinlichkeit Deiner Cynismo-Manie beibringe; es wird Jeder sagen: ich hielte den Charakter schlecht und zwänge die ungleichartigsten Züge zusammen." — Wir fahren darum auch erst hier fort, diesen den Lesern bisher im Ganzen absichtlich noch verborgen gehaltenen Charakter durch Nachtragung der desfallsigen Züge aus seinen und Richter's Briefen, so wie aus den von Otto gegebenen Mittheilungen zu ergänzen:

„Die glühendste Liebe zur Freiheit," sagt Otto von ihm, „konnte ihn nicht von einem zweiten Ich befreien, das er haßte, und hinter welches er dennoch sich stellte, um sich zu verstellen. Hinter einem Cynismus, selbst einer Rohheit des Ausdrucks, verbarg er einen reinen, ja jungfräulichen Sinn, der seines Lebens innerstes Heiligthum war und den er nicht sattsam verhüllen zu können glaubte. Immer erschien er anders, als er war, weil die streitenden Gewalten in ihm an ihm selbst den Friedensrichter nicht gefunden: so daß nur der, der dieses Beben der Natur in ihm wahrnahm, sein wahres Wesen er-

gründete. Seine innere Freudlosigkeit suchte er, mit bitterer Ironie, durch eine Art Wohlgefallen am Unschönen aufzuheben." —

„Jene Kleinigkeiten," sagt ihm Richter selbst in jenem wichtigen mehrmals angeführten Briefe, „diese Liliput'schen Annalen müssen Dich ganz einnehmen: denn Dich laben bloß entweder die wichtigsten Arbeiten, oder die erbärmlichsten Sagen, und Du bist wie die Lerche, entweder singend über den Wolken, oder nistend in einem Dreckloche auf der Erde." —

„Du willst haben," antwortet ihm Hermann, „ich soll Dir schreiben was ich denke. Gott weiß es, daß ich nie glücklicher war, als in den Jahren meines Schülerstandes, wo ich sichtbar meiner sehnenden Einbildungskraft nach zugenommen, und hernach in den ersten vier Jahren auf der Universität. Sorgen und Kummer haben mich das letzte Jahr wahnsinnig gemacht, und mein Höfer Aufenthalt (die wenigen Stunden in Töpen ausgenommen — brauchst Du Versicherung? —) hat mich gelehrt, was Platner meinte, wenn er sagte: daß die Menschen aut schlafen, aut taumeln, und jetzt befinde ich mich in einer Lage, die, obschon glücklicher als die vorjährige, doch so einfältig und verwünschenswerth ist, als je eine in meinem ganzen Leben war — siehst Du, das ist das Einzige, was ich jetzt denken kann." —

Kurz darauf tritt die Erscheinung Hermann's in einer Selbstschilderung seiner Flucht von Erlangen nach Göttingen uns noch klarer vor die Augen. „Sonnabend den 6. September früh um 5 Uhr ging ich aus Erlangen, wie ein Don Quijote, braune Weste und Hosen, in

denen ich vom Höfer Gymnasio und seinen Plagen einst Abschied genommen und die mir die Mode bisher zu tragen verbot; meinen weißen Rock, den ich schon in Hof zu tragen mich schämte, weil er bereits ein Jahr als Schlafrock gedient, in dessen rechter Tasche Schreibtafel, Papier, wovon dieser Brief ein Theil ist, Inscription, den Grundriß nebst excerpirten nothwendigen Nachrichten von Göttingen, ein Schnupftuch, ein Paar rothe Handschuhe, die mir Oerthel einst gegeben, als er mir die empfindsamsten Stellen aus Moritz Erfahrungsseelenlehre vorgelesen, in der linken ein Paar Bänderschuhe, eine Schachtel mit Siegellack, Petschaft, Rasirmesser ꝛc.; unter dem linken Arm meinen Regenschirm, mehr, um ein Schnupftuch, zwei Hemden, ein Halstuch, ein Paar Strümpfe und eine Schlafmütze darin verbergen zu können, als gegen den Regen mich damit zu schützen. **Omnia mea mecum!** — Als sich Nachmittag B., der mich bis Bamberg begleitet hatte, von mir trennte, fühlte ich erst die Concentrirung meines gegenwärtigen und meines zukünftigen Schicksals. Wer hätte glauben sollen, daß da, wo obendrein die unerträgliche Sonnenhitze mir jeden Schritt erschwerte, die so häufig an den Weg gepflanzten katholischen Bilder mich trösten konnten! Da sieht man immer den vortrefflichsten Menschen und Wahrheit liebenden Mann zerprügeln, mit bittern Kränkungen noch mehr, als mit Stacheln, Spießen ꝛc. ꝛc. verwunden, und bei den häufigen Stößen und Schlägen unter dem Kreuze erliegen. — — Noch weiterhin begegneten mir ein Paar Lumpenkerls, barfüßig und durch und durch defect, die mit einer Branntweinfistel einander secundirten: das, das

und das, das ist eine harte Buß, weil, weil, weil und weil ich aus Hallstadt muß! (ich ging gerade darauf zu.) Ich schlage Hallstadt aus dem Sinn, und wende mich nach Bamberg hin! Fand ich nicht in all' diesem Wiederklänge und Beruhigung?" —

Es erscheint aber als psychologisch bedeutsam, daß Richter noch damals diese so schreiende und gellende Verkörperung der eigenen in ihm kämpfenden Doppelnaturen, welche das Schicksal in seiner Jünglingszeit neben ihn hingestellt, jener Doppelnaturen, die in Hermann nur dadurch so schroff auseinander fielen und immer zu gleicher Zeit vorhanden waren und sich geltend machten, weil die ihm mangelnde Phantasie weder die hohe und ernste Natur zu befriedigen, noch die niedrige, wie es Richter vermochte, zu erheben und zu veredeln, und die nicht zu befriedigenden Forderungen der ersten auf eine lange Zeit zum Schweigen zu bringen vermochte, — daß er damals dieses äußerlich im Leben sich kund gebende, fast zur Carricatur sich steigernde, Spiegelbild von sich selbst nicht gewahr ward. Es weis't nichts mehr das damalige völlige Befangensein in sich selbst und das Schlummern seiner sehnenden Einbildungskraft und die Decke, die über seinem eignen Innern lag; es beweis't, wie er Alles nur noch von der Oberfläche abschöpfte und daß die Wirklichkeit und das Abstoßende, das ihm ein Charakter bot, so viel objectiver ihm in der Entfernung Hermann auch vor die Seele getreten war, dennoch ihn so befangen hielt, um das Organische oder das Poetisch-Versöhnende an ihm entweder zu entdecken, oder es demselben aus Andern oder aus sich anzudichten. Der Charakter, den er

dem Bilde, das er von Hermann hatte, für die beabsichtigte Schöpfung abzuziehen gedachte, war nur ein solcher, dem die das Erbärmliche angreifenden Satyren, die er seiner Persönlichkeit als Erzähler, welcher natürlich moralisch über dem Angegriffenen steht, in Mund legen, und der nicht wie Oesel, Oerthel und andere lächerlich erscheinen, sondern Andere lächerlich machen, von dem unter andern auch die höheren und namentlich politischen Satyren ausgehen konnten. Ganz besonders nun aber gewann Hermann in nächster Beziehung zu dem pädagogischen Roman eine passende Stelle, als dieser in Göttingen wirklich Hofmeister bei einem Grafen wurde, und so auch die höchsten Stände und ihre Erziehung mit sich selbst in den Roman hineinzog. —

Dies war etwa, was an Entwürfen, Stoff und Ideengängen für ein größeres Ganze vorhanden war, als einestheils das Erscheinen der Grönländischen Processe, anderntheils der Tod Oerthel's in seinen Armen, den ganzen Plan störte. Denn besonders der letzte war ein solches Nachtstück in seiner Seele, das ihm, wie jedes Erlebte, immer mehr ein Ereigniß ward, das früher oder später seine poetische Darstellung von ihm forderte. Aber er war demselben noch nicht gewachsen, und es schien ihm für jetzt gar nicht zu passen; viel trug auch das Aufhören des Informatorverhältnisses, oder vielmehr das Mißbehagen, das er an demselben gefunden, dazu bei, alle diese Entwürfe in den Hintergrund seiner Seele zu drängen. Dies legt besonders auch sein erwähntes Sträuben, irgend wieder in ein solches Verhältniß zu treten, dar. Es kamen nun dagegen in Hof ganz andere Elemente

dazu, hervorgehend aus dem wenn auch oberflächlichen, doch heiteren und belehrenden ersten Umgang mit Frauen und Mädchen. Hier war er nun im Stande, als kühler Beobachter theils der ehelichen Verhältnisse der mittlern gebildeten Stände, theils der unerschöpflichen kleinen weiblichen Künste, mit denen sie sich wehren gegen die Beschränkungen, die ihnen Sitte, Mode, Convenienz ꝛc. umziehen, und das, was er selbst „den kleinen Dienst der Liebe" nennt, so wie „das Gesindebrod der ehelichen," zu beobachten. Jede Idee an einen Roman ward um so mehr dadurch verschoben, als er sich Lichtenberg's Warnung, von einem genügenden Schatze eingesammelter Lebens- und Menschenkenntniß einen solchen zu schreiben, sehr zu Herzen nahm, und schon die Begier, solchen einzutragen in seine Zellen, so lange Gelegenheit sich bot, jedes andere Drängen seiner Seele zum Schweigen gebracht hatte. Er studirte die weiblichen Launen, so wie überhaupt das weibliche Herz im seltsamen Wechsel der Eindrücke von Lust, Schmerz, Erhebung, Zerstreuung durch Aufmerksamkeit auf das Kleine; und wie er durch sein Clavierspiel in der Wirklichkeit zum Verkehr mit den Frauen und zum Eindringen in das Boudoir ihres äußeren und inneren Lebens gekommen war: so eroberte ihm der Gedanke, sich selbst in einer Dichtung als Claviermeister zu introduciren und damit die Darlegung dieser gewonnenen psychologischen Kenntnisse zu motiviren, ein neues Feld für eine solche. — Auch fehlte es ihm jetzt nicht mehr an Gelegenheit, diese Studien in den höhern Kreisen der Gesellschaft zu machen. Wir haben darum hier auch der Familie eines Herrn von Spangenberg zu

gedenken, mit welcher Richter durch Oerthels bekannt geworden war. Derselbe wohnte auf dem Gute Ventzka, einige Stunden von Töpen; seiner wird als großer Musikfreund und mehrmals der musikalischen Unterhaltungen gedacht, welche derselbe in seinem Schlosse zu veranstalten pflegte. — Bei dieser Gelegenheit hatte Richter besonders auch die Manieren, die Ideenkreise und die Verhältnisse des umwohnenden Landadels näher kennen gelernt, und war auch hier auf einzelne Männer aus demselben gestoßen, welche ihn wenigstens durch gute Eigenschaf'en und edlere Ansichten von dem Werth und dem Gebrauch ihrer Vorurtheile mit demselben etwas versöhnten, und darum Gestalten seiner Einbildungskraft vorführten, an deren poetischer Nachbildung er Freude haben konnte und die, in ein höheres Dasein gerufen, die Anschauung des Dichters vertrugen, ohne seine, immer mehr zu erwärmenden und erhebenden Bildern sich hinneigenden, wachen und Schlummerträume zu quälen und zu stören, während sie dennoch zur Anbringung satyrischer Scenen und Ausfälle gegen ihren Stand Veranlassung gaben. Ein solcher war ihm Spangenberg. — Zugleich aber führte ihn auch die Verbindung mit diesem nicht nur ein für die ganze Folgezeit bedeutendes Terrain vor, auf welchem er nicht allein seine höhern Stände auftreten lassen konnte, sondern das zugleich auch seiner Phantasie durch Naturschönheit als eine liebliche Oase in seinen rauhen Naturumgebungen sich tief einprägte. In der Nähe von Ventzka lag nämlich das reizende und durch nahe Felsen romantisch gelegene Bad Untersteben bei Hirschberg, welches um so öfter unter verschiedenen Namen in seinen Romanen vorkommt,

als es nicht bloß von dem umwohnenden Adel, sondern auch von den in der Nähe wohnenden Fürstlich Reußischen Familien besucht wurde.

Diese Reihe von Stoffen hatte sich ganz besonders und getrennt von dem vorigen in ihm abgelagert, als seine Versetzung nach Schwarzenbach und die dort weitläuftig beschriebenen Verhältnisse ihn auf den alten pädagogischen Plan, und was dazu sich speciell vorbereitet, zurückführten. Denn schon die poetischen Erinnerungen aus seiner Kindheit und aus seinen Knabenjahren, die hier mit der größten Lebendigkeit wieder erwachten, mußten ihm einen Vorwurf um so näher an's Herz ziehen, welcher die Darstellung einer solchen nothwendig erforderte. Aus den hoffnungvollen und mit Liebe an ihm hängenden Zöglingen trat schnell einer hervor, Georg Clöter, der ihm den unangenehmen Eindruck des jüngsten Oerthel verdrängen und seinem Ideale ein bestimmtes, mit individuellen Zügen und Verhältnissen versehenes, Urbild vor die Seele führen konnte, als ein Knabe mit andern äußern Eigenschaften, in andern äußern Verhältnissen und mit einer andern äußeren Gestalt als der seinigen, der ihm unschuldig, talentvoll und liebenswürdig genug erschien, um ihn als den Repräsentanten seiner Empfindungen und Gedanken, welche er in die Kindheit und Jugendzeit seine Helden verlegte, gern erblicken zu mögen. Denn natürlich mußte Richter aus sich dem Helden dieses Romanes, der ohnehin aus dem Gange und der Entwickelung seines Lebens abstrahirtes Bildungssystem poetisch darstellen wollte, seine eigne Kindheit leihen, schon weil die innere Kindheitsgeschichte eines außer dem

Dichter liegenden Charakters psychologisch gar nicht darzustellen ist. Denn das Mehr oder Weniger in den Kindheitsanlagen giebt keinen individuellen Charakter und ein solcher bildet sich ja erst später durch den Zusammenfluß der vom Leben zugeführten Eindrücke und Umstände als ein besonderer heraus; die Kindheit des Dichters unterscheidet sich von andern nur dadurch, daß derselbe später die früheren, der allen Menschen in ihren Zügen gemeinsamen Entwickelungsjahre mit Klarheit, Bestimmtheit und Bewußtsein herauszustellen vermag, und darum hat kein Dichter auf mehr mitfühlende und ihn verstehende Leser, mithin auf eine allgemeine und erschütternde Wirkung zu rechnen, als der, welcher die Empfindungen, Gedanken und Vorstellungen seiner eignen frühesten Menschenjahre darzustellen im Stande ist. Denn er hebt damit gewissermaßen von jedes Menschen erster Lebenszeit die Decke ab, welche das spätere Handwerksleben mit allem verhüllenden Schmutz in den Kämpfen zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse und der Leidenschaften über dasselbe gezogen hat. — Da nun Jean Paul's eigene Kindheit so rein-idyllischer Natur gewesen, daß sie unter gar keiner andern Form, selbst in der Selbstlebensbeschreibung nicht, aufgefaßt und dargestellt werden konnte: so mußte sie, selbst daringewoben, wo der romantische Dichter auf den Kothurn sich zu halten beabsichtigte, stets ein idyllisches Gepräge mit hineintragen.

Nachdem er sich durch die Hinzuthaten aus seinem eigenen Leben in seinen Helden selbst hineingedacht und hineinversetzt und gewissermaßen mit einem sehr wesentlichen Theile seines Ich's aus demselben herausschaute: so

war natürlich, daß er demselben für den Verfolg von dessen Lebenszeit auch noch sehr vieles Andere aus seinen eigenen späteren Lebensverhältnissen anreihete, zumal da er denselben mit jenen andern beschriebenen aus seinen mannichfachen Lebensepochen abstrahirten Charakteren und Scenerieen in Verbindung setzen mußte. Freundschaft des Helden, besonders eines jugendlichen, war ihm ein fast eben so wesentliches Moment, daß er ohne solche gar keinen hohen Menschen denken konnte. In allen höhern Romanen ohne Ausnahme: Hesperus, Siebenkäs, Titan, Flegeljahre, Komet — in allen schritt sie neben der Liebe her, oder ging ihr zuvor; wie wir schon früher im 1sten Bande ausgeführt. Dem Zögling war um so eher ein, Adam von Oerthel nachzubildendes, Wesen zum Freunde gegeben worden, als dessen weibliche Weichheit einer an Liebe gränzenden Freundschaft zum Motiv dienen konnte.

Alle diese Elemente waren aber immer noch nur einzelne Baumaterialien, denen kein befruchtender Hauch inwohnte, um sie zu einer organischen Welt zusammenzufügen. Es ist immer doch nur die Liebe, welche poetische Schöpfungen zu beleben und einen Centralpunct zu erschaffen im Stande ist, nach welchem hin alle Gestalten entweder streben, oder von welchem aus sie durch die zu derselben sie verbindende Fäden in Bewegung gesetzt werden können, und welche, mag die von dem Dichter in die Hauptperson zu legende Empfindung höherer oder niederer Gattung sein, der Focus wird, der, wie von der Wiege des Christuskindes, die Strahlen in das dunkel gebliebene Land des Dichters wirft, möge der Schein, den sie auf die von ihm erreichten Gestalten und Gegen=

stände werfen, noch so viele verzerrte zeigen. Bis jetzt kannte er nur Freundesliebe oder die gewöhnlichere oder seine eigene Kindheiterinnerung; aber mit der letztern war nur der Held im Kindheitalter und in idyllischen Umgebungen, mit der andern keine höhere Natur, mit der ersten kein gewöhnlicher Charakter in flammende Empfindung zu setzen. Nach seinen bisherigen Erfahrungen aber, wohin wäre auch eine hohe weibliche Gestalt, — gesetzt, eine solche wäre ohne eine warme und begeisternde Empfindung für eine ähnliche in der Gegenwart oder in der Erinnerung zu gestalten, — in welches von den vorhandenen Elementen wäre eine solche zu versetzen gewesen? Bis dahin hatte er eine solche nur in den höchsten Ständen, in Folge der nur dort von ihm gesuchten reinsten Erziehung, vermuthet; aber er kannte weder diese Umgebungen, noch die individuellen äußern Charakterzeichen, die ein solches Wesen aus einem Luftgebilde zu einem wirklichen und menschlichen machten, seinem Ideale menschliches Leben und wirklich: Boden, gaben. Eine solche taugte ihm also bis dahin weder in die Spangenberg'schen, geschweige in die Oerthel'schen Umgebungen; und hätte er sich für die letzteren entscheiden wollen, so war es ihm nicht möglich, unter einem Vater, wie der alte Oerthel, seinem Helden eine solche Kindheit, wie die seinige gewesen, verleben, ihm einen solchen Erzieher, wie dazu nöthig war, verschaffen und den Knaben, als einen fleckenlosen Stoff, in die Hände desselben gelangen zu lassen. Denn nur durch das Hinzutreten der von uns als die Spangenberg'schen bezeichneten Lebenskreise war nach einer desfallsigen Modification des ersten Planes die

Erziehungsidee überhaupt möglich geworden. Der Brief an Wernlein zeigt, daß er bisher von seinen Höfer Bekanntinnen eine poetische Ansicht nicht gehabt, indem er im Gegentheil über die „Sommerflecken" sich beklagt, die er nun an den Frauen entdeckt. Es verschönte und erhob die Empfindung keine. — Aber nun begreift sich leicht, warum jener Liebesaufblitz und alles das, was wir von dem poetischen Januarbriefe an Caroline, dessen Bedeutung und dessen Folgen für den Augenblick, entwickelten, so electrisch plötzlich selbst jene vorhandnen Baustoffe und Gestalten beleben konnte. Denn indem er sich jetzt zu einer tiefen und heiligen Herzensempfindung durch ein weibliches Wesen angeregt sah, mußte von deren geistigem Werthe, von deren moralischen Reinheit und von deren tiefen Empfänglichkeit für das, was ihm als groß, erhaben und begehrenswerth erschien, seine Phantasie sich auf jeden Fall wenigstens ein glänzendes Bild zu machen Veranlassung gefunden haben. Und dies weibliche Wesen war dennoch ein solches geworden und geblieben unter niedrigeren bürgerlichen und moralisch vielleicht nichts weniger als geistig fördernden Verhältnissen, ohne ausgesuchter, im Gegentheil mit mangelhafter und verkehrter Erziehung, und trotz der herabziehenden kleinstädtisch-ärmlichen Umgebungen, und nichts weniger als erhebende Beispiele vor Augen habend. So erkannte er, daß der weiblichen Natur, ursprünglich mit Seelenreinheit ausgerüstet, eine, allen Schmuz so zurückstoßende, negative Polaritätskraft einwohnen konnte, daß sie wenigstens bis in den Mai ihres Lebens die weißen Blüthen ihrer Seele unbefleckt mitten auf moralisch schmuzigem Boden zu erhalten wußte.

Mit welchem Geschick er den Giftboden, aus dem eine reine Lilie aufgesprossen sein konnte, für seinen pädagogischen Zweck, und zu einem hochsittlichen zugleich, nutzte, sehen wir sogleich. — Indem er aber die Heldin zur Tochter des Charakters machte, welcher den alten Commerzienrath Oerthel repräsentirte, gewann er allerdings, jedoch nur auf eine andere Weise, zugleich eine Verwickelungsintrigue, welche zur Darstellung der bewegtesten Leidenschaften und zu den erschütterndsten Scenen Anlaß gab, nicht nur für diesen Roman allein. Denn Amandus, der Freund, war aus psychologischen Gründen weder in Röper'sche Abstammung zu nehmen, noch das Erzogenwerden daselbst zu gestatten. —

Somit war der Cyclus seiner poetischen Gestalten und deren Einreihung in die verschieden entwickelten und zusammenzufügenden Lebenskreise vollendet. Wir brauchen es wohl kaum auszusprechen, daß der Commerzienagent Roeper und seine Frau Louise dem Oerthel'schen Ehepaar, der weiche und sterbende Amandus seinem Freunde Adam von Oerthel, der als Botaniker den Fürsten begleitende humoristische Doctor Fenk dem in Göttingen hofmeisternden Hermann nachgebildet sind, jedoch die beiden Letzteren allerdings nicht ohne bedeutende Modificationen. Denn der Erste hatte in seinem passiven und schwächlichen Leidenswesen zu wenig Individualität, und konnte mit derselben zu wenig in die Verwickelung eingreifen, als daß ihm nicht irgend eine active Eigenschaft, den aufreibenden Mängeln der Schwäche nicht ein Fehler der Kraft hätte zugelegt werden müssen: nämlich der der Eifersucht, des Freundequälens durch Mißtrauen, des

Schmollens, der gereizten Empfindlichkeit, hervorgehend aus dem Kampfe des Stolzes mit dem Selbstgefühle der Schwäche. Das Bild dagegen, welches er nach Hermann entworfen, hatte ihm zu viel störender Individualität, als daß er nicht auf alle Weise hätte versuchen sollen, sie zu mildern und gewissermaßen eine zu treue Copie zu vernichten. Er brauchte zumal für seinen Fenk durchaus nicht die wehmüthige ernste Seite Hermann's, die ihm dessen äußere Gestalt in die Seele rief. Deshalb trug er nicht nur einige Züge von sich auf ihn über, sondern vernichtete auch dessen schönes Aeußere — besonders weil ihm immer noch die Vereinigung so grell verschiedener Elemente, wie sie in Hermann vorhanden waren, unerklärlich schien und weil er noch eine Zeit lang einen Humoristen sich nicht anders als häßlich vorstellen konnte, ja sogar deshalb seine eigne Person, wo er sie einführte, als mit körperlichen Fehlern behaftet darstellte, gewissermaßen sich selbst seiner poetischen Ansicht zum Opfer bringend und dadurch den Charakter den Lesern wahrer zu machen glaubend. Er schlitzte dem Fenk den Mund weit auf, stülpte ihm sein breites Kinn wie einen Biberschwanz empor und gab ihm kleine funkelnde Augen. Er versetzte ihn zugleich in die frühere Jünglingszeit zurück, wo das Urbild selbst heiterer, lebendiger, elastischer gewesen; ließ ihm aber den Cynismus des Aeußern. — So glaubte er der Gestalt frei die dithyrambischen bis zum Extravaganten steigenden Geburten des Witzes, der Satyre und der Laune, welche sich nur mit der vollständigsten saturnalischen Freiheit in dem Gebrauche

selbst der niedrigsten Bilder und Sprachformen Luft macht, zulegen zu können. Denn diese von sich selbst ausgehen zu lassen, hatte damals der Dichter noch den Muth nicht, befürchtend, das Bild seiner Persönlichkeit in der Einbildung des Lesers dadurch zu sehr herabzudrücken, und dadurch zugleich auch den Eindruck der von ihm ausgehenden erhebenden, rührenden und heiligenden Ausgüsse seiner Seele zu schwächen. — Wir sehen darum die Ausbrüche des Komischen immer stärker werden, seit er ein sie vertretendes Wesen darzustellen und ein wirkliches Urbild dasselbe vertreten gesehen hatte. Man begreift, wie freudig er darum den Stand des hier besprochenen Vorbildes als Arzt für den Fenk beibehalten mochte, indem die Beschäftigung eines solchen das Cynische und Niedrige, wie im Leben so in der Poesie, am meisten entschuldigen und erklären kann; denn Jeder kann die Erfahrung machen, daß unter den Aerzten am meisten witzige Männer gefunden werden: theils weil sie das Große in seiner Wechselwirkung mit dem Kleinsten und seine Bedingung durch dasselbe, und in diesem Betreff gewissermaßen den Witz der Natur selbst, täglich anzuschauen Gelegenheit haben, theils weil eben nach dem im Allgemeinen bei ihnen geltenden Grundsatze: **Naturalia non sunt turpia**, sie sich in der Ausdrucksweise diejenige Freiheit mit der allgemeinen Zustimmung nehmen, welche die erste Bedingung des Witzes und das Element, in welchem nur derselbe gedeihen kann, ist. Dies giebt zugleich den Grund von Göthe's Bemerkung an: warum die Mediciner sich am meisten und fast nur allein von ihrer Wissenschaft unterhalten; so wie auf der andern Seite es Richter's

erwähnten medicinischen Dilettantismus auch auf eine höhere Weise, als durch den allgemeinen Wissensdurst, erklärt.

Was den Amandus aber betrifft, so fügen wir noch hinzu, daß den oben berührten Freundesschwächen desselben die früher bereits besprochenen ähnlichen von Seiten Otto's als Vorbild saßen; denn dieser sträubte gerade damals sich auf diese Weise noch gegen die von ihm noch durchaus nicht anerkannte und eingestandne moralische und geistige Gewalt und Ueberlegenheit Richter's, und suchte sogar mit Richter in literarischen Arbeiten nicht bloß seiner, sondern auch Richter's eigener Art, zu wetteifern. So nahm er unter Andrem eines der ihm von Richter überschickten satyrischen Themata: „die Schilderung der öffentlichen und Privatbibliotheken in Hof," für sich selbst heraus, um es zu bearbeiten. — Den äußern Beweis, daß zu jenen Zügen im Amandus Otto gesessen, finden wir nicht nur in dem gedruckten Briefwechsel, in welchem Richter sich zu jener Zeit über das Schmollen und Gesichterschneiden Otto's beklagt: sondern besonders auch in dem Schreck, mit welchem derselbe bei Durchlesung des Manuscriptes sich getroffen fühlte*). —

---

*) „Wie wäre es möglich," sagt Otto in dem ersten Briefe über das ihm mitgetheilte Manuscript, über welches er ein Urtheil fällen sollte, „wie wäre es möglich, daß ich mein eigenes Gefühl der innigsten Freude, der Traurigkeit, der herzlichsten Liebe und der Wehmuth überwinden und alles mein Lob unter Tadel verbergen könnte? Auch die Erinnerung, daß die durchlesenen Blätter die Nahrung eines ungegründeten Verdachts bei mir waren, kann mich zu einem so hohen Grad des Unwillens gegen mich selbst nicht bringen, und mich überhaupt zu einer solchen Härte gegen mich selbst nicht geneigt machen. Du mußt jeden Verdacht ganz auf meine Rechnung bringen und vergeben. Man kennt sich am wenigsten selbst; und soll man sich deswegen von Fehlern frei halten, weil sie einen Andern mit uns unzufrieden machen könnten, ohne dessen Achtung wir fühlen: daß unsre Selbstachtung nicht bestehen kann?" —

Der Plan also, mit dem Richter sich an die Ausarbeitung der unsichtbaren Loge machte, basirte ursprünglich ganz auf die Darstellung seines Erziehungsystems. Dies bestand, wie wir bereits sahen, hauptsächlich darin: in Knaben und Jünglingen nicht frühzeitig die Wärme der Empfindung zu wecken, sondern durch mathematische und philosophische Bildung den Verstand in dieser Zeit selbstthätig zu beschäftigen und die Einbildungskraft in den Witz abzuleiten; — theils um die Phantasie bis zu dem reiferen gestaltenden Alter, damit sie nicht verrauche, verschlossen zu halten; — theils und hauptsächlich, damit der auflösende und zersetzende, das Kleine neben das Große stellende und zugleich das Kleine neben dem Großen stets erblickende, Witz und Scharfsinn vor den moralischen Verirrungen schütze, welchen eine zu früh geweckte und genährte Phantasie ausgesetzt ist: da diese durch das überwältigende Gepräge, das sie Allem aufdrückt, das Licht des Verstandes verlischt und in diesem eine weit kräftigere Stütze gegen die Verlockungen des Lebens, als jede auf Gefühl basirte, wegwirft. — Gustav also, auf eine phantasiereiche Weise erzogen, sollte darum erst später in die Hände des Lehrers gebracht werden, damit dieser zwar sein System folgreich an ihm entwickele, jedoch immer noch zu spät, als daß nicht in einem moralischen Fall die Folgen der ersten Eindrücke zum Vorschein kommen sollten. Diese Ideen bewähren sich aber nach des Dichters Ansicht in allen Naturen und in allen Ständen, während ihre Wirkungen jedoch und die dagegen anzuwendenden Mittel sich nach jenen Verschiedenheiten der Anlage, Bildung und Umgebung verschieden modificiren.

Nach diesen Modificationen sind auch die Charaktere in der unsichtbaren Loge verschieden. —

Darum führen die Eröffnungscenen des Romans in den Großältern Gustav's schon zwei diese verschiedenen Contraste repräsentirende, und dem Roman seine Haupthebel verleihende, Personen ein. Der Oberforstmeister von Knör hat der Mutter Gustav's, einer gewöhnlichen weiblichen Natur in den höhern Ständen, eine mehr mathematische Verstandeserziehung gegeben, und dieselbe ist dadurch allen, gelegentlich geschilderten, Nachstellungen von Seiten adeliger Gecken, in deren Schlingen jene Naturen eine Nährung ihrer Phantasie und Empfindsamkeit geführt hätte, entgangen. Die Mutter dagegen Ernestinen's ist eine Herrnhutherin, und hat der sonderbaren Grille ihres Mannes: die Tochter nur dem zu geben, der sie in einem Schachspiele besiegt, sich nur unter der Bedingung gefügt, daß auch der ihrigen gewillfahret: und der von dieser Tochter zu erwartende Sohn von einem herrnhuthischen Jüngling zehn Jahre unter der Erde erzogen werde. — Ernestine ist darum als eine fertige Schachspielerin dargestellt, und die Schachpartie, mit welcher der Roman beginnt, ist eine eben so glückliche als bedeutungsvolle Introduction. Denn hier wird nicht bloß die Widerstandskraft eines mit solchen Eigenschaften ausgerüsteten Weibes veranschaulicht, sondern auch in dem Einfall mit der Katze, durch welche sie auf so sinnreiche Weise das zu ihrem Vortheil sich hinneigende Schachspiel, kurz vor Ablauf der entscheidenden Frist, zerstören läßt, ihre Ueberlegenheit dargelegt, und zwar über gewöhnliche Männer nicht bloß, sondern auch über den sehr geschickt

dabei eingeführten Fenk, eine Ueberlegenheit, die sich selbst bis zur Beherrschung ihres eigenen von wirklicher Liebe zu dem Falkenberg ergriffenen Herzens steigert. Zugleich giebt dies reiche Gelegenheit, des Dichters eingesammelte psychologische Kenntnisse vom weiblichen Herzen vorzuführen. Der Bräutigam Ernestinens muß sich wie die erste so auch die zweite Bedingung gefallen lassen, und Gustav wird wirklich auf die angeführte Weise zehn Jahre lang unter der Erde verborgen gehalten. Es ist darum sehr natürlich, daß der Vater, der, ein Soldat, mit Unwillen diese Verweichlichung seines, ebenfalls zum Soldaten bestimmten, Sohnes erträgt, nach Ablauf der unterirdischen Erziehungszeit erst nach einem heiteren und kräftigen Lehrer sucht, ehe er den Sohn in ein, jener Geniushöhle so grell gegenüberstehendes, Kadettenhaus bringen läßt. Gustav trägt nun das Gepräge beider Erziehungsarten. So ist die erste Folge von seiner früheren zu großen Phantasieerregung: daß er den kränklichen, weichlichen und sich auflösenden Amandus zum Freunde wählt, der seine Richtung dahin unterhält, u. s. w. Und nun vermag ihn später die Liebe zu Beaten, der Heldin, dennoch nicht vor dem Fall in dem Augenblicke, wo ein kokettes Weib, die Ministerin Bouse, ihn verführen will, zu retten: indem ein überwiegendes Vorhandensein von Phantasie und Empfindung immer eine leicht erregbare Sinnlichkeit zur Folge hat. —

Weniger klar ist die Idee an Beaten veranschaulicht, weil der Roman eben abbricht, wo sie mehr handelnd auftreten soll. Wohinaus der Dichter in Bezug auf sie den Plan führen gewollt, ver-

räth deutlich die in einem Briefe Fenk's dargelegte Schilderung derselben, Seite 166 bis 168 des 1sten Bandes. Die Lehre nämlich, welche an ihr poetisch dargelegt werden soll, ist: daß bei höheren Weibern oft der Geist zu zart, zu wallend, zu fein und zu feurig für geistige Anstrengungen sei, und daß dieselben weniger an ihrer Diät, als an ihren excentrischen Empfindungen erkrankten, die „ihre Nerven wie den Silberdraht durch immer engere Löcher trieben;" daß, wenn die Seele mancher Menschen zu zart und rein für diese Morasterde sei, dies auch mit dem Körper oft der Fall wäre, und ein zarter Körper und ein zarter Geist sich einander aufrieben; und daß endlich, wenn man den weiblichen Naturen aus den Mittelständen dadurch, daß man durch die Poesie ihrer Einbildungskraft erhabene Bilder und Ideen vorführe, eine Würde gäbe, welche ohne prüde Aengstlichkeit die weibliche Tugend sicherte: auf der andern Seite die höheren weiblichen Wesen ans den höchsten Ständen, deren Phantasie durch Ueberreize eines Kunstluxus, der die vielen müßigen Stunden derselben ausfüllt, so schon genährt werde, durch eine Steigerung derselben ganz untauglich würden, den Affecten, Stürmen und moralischen und geistigen Widrigkeiten des Lebens lange zu widerstehen. — „Eine Frau," läßt er darum Fenk ferner sagen, „eine Frau, wenn sie Schiller's Feuerseele hätte, stürbe, wenn sie damit eines seiner Stücke machte, im fünften Acte selber mit nach;" — als das Heilmittel dagegen läßt er ihn angeben, daß „solche Wesen sich nur durch die immerwährende Zerstreuung und durch häusliche Arbeiten erhielten." — Ein neuer Contrast zwischen Beaten und Gustav

liegt zugleich in der Idee: daß die zu früh erweckte Phantasie selbst in höheren männlichen Wesen, welche dieselbe nicht durch poetische Erzeugnisse auf geistige Weise zu beschäftigen vermögen, sondern in's practische Leben übertreten sollen, deren Moralität in die höchste Gefahr bringe; während bei höheren weiblichen die Phantasie ihre Moralität über jede, selbst die glänzendste, Anfechtung hinaushebe, dagegen aber ihren Körper ganz zerrütte oder sie für ihre Bestimmung auf der Erde völlig untauglich mache. So liegt offenbar vor: daß, nach dem Plane, Beate dem Tode geweiht war. Und, um die leidenschaftlichen und stürmischen Scenen herbeizuführen, an denen Beate erliegen sollte, dazu war nach dem ersten Plane eben das Verhältniß des Amandus und die Verwickelung, zu welchem es Anlaß gab, bestimmt; wie sich dies aus mehrern Andeutungen, namentlich in der Introduction, erkennen läßt. Er war nämlich der uneheliche Sohn von Gustav's Vater und Beaten's Mutter, die früher ein Liebesverhältniß gehabt; frühzeitig aus dem Hause entfernt, später geraubt, erscheint er auf der Bühne, ohne daß er sein Verhältniß kennt und ohne daß es die Andern wissen. Später sollte wahrscheinlich den beiden Liebenden das zwischen ihren Aeltern früher bestandene Verhältniß bekannt werden und die Meinung in ihnen entstehen, daß sie Geschwister seien. Darum wird in den Einleitungscenen auch nur gesagt: daß Falkenberg und die Röper ein Kind gehabt, das Geschlecht desselben aber nicht bezeichnet. Möglich aber auch, daß der Dichter anfangs das, später im Hesperus aufgenommene, Verhältniß von einer Liebe eines Bruders zu einer ihm unbekannten Schwester im Auge hatte, daß

selbe während der Arbeit aufgab, die Stürme auf Beate nach dem zweiten höhern Plane durch den Fürsten erregen lassen wollte. Beate erscheint nun zwar in der unsichtbaren Loge in stiller und gleichmäßiger sanfter Ruhe der Seele: aber eingeleitet ist das verdeckte lodernde und verzehrende Feuer in ihrem Innern, welches sie aufreiben soll, wenn die inneren Stürme durch die Leiden wegen der vermutheten Blutsverwandtschaft zwischen ihr und dem Geliebten und die äußeren Quälereien durch die Nachstellungen des Fürsten eintreten, durch zwei in ihrer Einsamkeit sich kundgebende Ergüsse ihrer Seele: im Brief an Gustav und im Gebet für den Geliebten, Seite 26, Band 2. und Seite 72 des 3. Bandes. Es bezeichnet die Kurzsichtigkeit von Otto's in dem gedruckten Briefwechsel enthaltenen Kritiken, daß er die Motive dazu nicht erblickte, und den Dichter zur Unterdrückung dieser beiden so wichtigen Documente zu bewegen suchte: weil sie mit dem ruhigen Charakter der Beate nicht im Einklang stünden; wie denn sämmtliche Briefe der Art von ihm nur an Einzelnheiten klebten und nur gelegentlich zur Aufhellung der Motive, des Zusammenhangs und der Tendenz von Jean Paul's Schriften beitragen. Aber ging es doch den größten Kritikern nicht anders, welche den Dichter gerade wegen der, dieser Beate nachgebildeten, weiblichen Charaktere am meisten verdammten; freilich erging er sich mit aller Gluth seiner Seele in der Ausmahlung solcher weiblichen Wesen, die, hoch und rein an Seele, zerfließend und durchsichtigen Körpers, leise hinhauchend wie Elfen, nach dem Jenseits wiesen, und darum so unendlich schöne Stoffe für die

Poesie waren. Aber man würde ihn im höchsten Grade verkennen, wenn man meinte, daß er sie als weibliche Ideale aufstellen gewollt. — Doch wir werden, da Beate in der „unsichtbaren Loge" nur wie ein Schatten kurz vorübergleitet, bei einem späteren Romane ausführlich auf diese wiederaufgenommene und ganz durchgeführte Figur zurückkommen. Nur hier noch: daß der Dichter äußerst klar den angegebenen Contrast zwischen Gustav und Beate hinstellt, indem er die beiden Verführungscenen, in denen Gustav der Residentin erliegt, Beate aber über den Fürsten obsiegt, dicht neben einander stellt, zugleich aber Beaten in ihrer Scene an Migräne und Kopfschmerzen leiden läßt, und dadurch ein desto helleres Schlaglicht auf die ebenfalls in höheren und müßigen Ständen erzogene, aber mit ihrem kalten Schachverstande munter und frisch über alle Klippen sich hinwegspielende Ernestine fallen läßt. —

Eben so vorüberschwebend als Mann, jedoch das, was Beate als Mädchen ist, ist der Capitain Ottomar. Wir sind überzeugt, daß derselbe erst nach Beaten's Gestalt und während des Schaffens des Romans, und zwar als der Gang des Werkes den Dichter auf die zweite große Intrigue oder Verwickelung, die durch seine höheren Romane geht, auf die fürstlichen Intriguen gebracht hatte, hinzugetreten und, wie wir oben sagten, von dem „Grafenhofmeister" hereingezogen ist. Ein auf der höchsten Höhe des Lebens geborener, als unehelicher Sohn eines Fürsten aber aus dem Bereich des verderbenden Hofes entfernter, mit den edelsten Anlagen des Herzens und des Geistes ausgerüsteter Jüngling, der die ihm eigentlich ge-

bührende höchste Stellung im Leben, auf welcher allein er das Große und Erhabene, das seine Seele erfüllt, in's Dasein rufen kann, sich vorenthalten, und durch das widrige Geschick seiner illegitimen Geburt sich in ein müßiges Vegetiren hinausgewiesen sieht — ein solcher konnte die dritte Gattung eines durch die Phantasie bedrohten Wesens darstellen: eines durch die Nichtbefriedigung derselben in der blühenderen und gereifteren Jünglingszeit zerrütteten „durch das Widerspiel seiner Bestimmung mit seinen Mitteln aufgeriebenen" Mannes. — Es ist der Dichter selbst in jenen düstren Momenten, die wir früher beschrieben, wo die in ihm tobende, aber keinen Ergießungsweg vor sich sehende poetische Empfindungsgluth den innern Keim des Lebens anfrißt, und einen am Leben verzweifelnden und sich verzehrenden, mit dem Tode und der Vernichtung buhlenden, Schwärmer aus ihm zu machen droht; — „eine Seele in voller Blüthe aller Kräfte, die, wie eine überfüllte Nelke, ohne Ebenmaß ausbricht;" — ein Vulkan, der, sich selbst zerstörend, den gehemmten Ausgang sucht. Ihm konnte er alle jene dithyrambischen Ausbrüche des tragischen Schmerzes übertragen, dessen Quelle nicht ein vorübergehendes Leiden, sondern welchen die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit der Befriedigung der Sehnsucht nach unerreichbaren Gütern auf dieser Erde gebiert und welche Sehnsucht bei Ottomar auf eine bestimmte Weise an die Vorenthaltung seiner fürstlichen Stellung, wie bei Hermann auf die Vorenthaltung eines höheren mediciniſchen Wirkungskreises, sich bezieht, bei dem Dichter selbst aber auf die Vorenthaltung von Stoffen, Ereignissen, Bil-

dungsmitteln, welche seine plastische Phantasie vervollkommnen und seiner Poesie eine vollendete und ganz befriedigende, in sich selbst abgerundete Formenwelt zu schaffen in den Stand gesetzt hätte; — denn dies ist durchaus nur bei ihm die Quelle der im Humor sich aufzulösen und zu beschwichtigen suchenden Zerrissenheit. — An Ottomar war jener Witz der Verzweiflung zu geben. Es ist in ihm des Dichters tragischer Schmerz darüber, daß ihm vorenthalten war, was er durch Ottomar so genial bezeichnen läßt: „durch seine Gehirnkugel und sein Herz durch irgend etwas dauerhaft Wurzelndes das Blut abzuverdienen, das sie röthete und nährte: damit sein hungriger Stolz satte Demuth würde und vier niedrige Wände für ihn groß genug würden, damit er sich nach nichts Großem mehr, als nach dem Tode, sehnen dürfte." — Diese Elemente waren weder Gustav einzuverleiben, der eben als edle, gesunde Gestalt in Folge der Wirkungen des nachträglich angewendeten richtigen Erziehungsystems am Ziele ankommen sollte, noch Fenk, dem es ja gelungen war, den hohen Schmerz des Lebens dadurch, daß er seine Phantasie mit dem Kleinen ausfüllte, zu übertäuben, und den, als die dritte Gattung phantastischer Extreme repräsentirend, die ausschließlich und über die nothwendige Periode hinaus fortgeführte Ableitung der Phantasie in den nur zersetzenden Witz zwar meistentheils froh, aber zum positiven Wirken, sey es im Leben oder in der Poesie, untauglich und nur negativ, durch Spott, nützlich machte. Wohinaus er in dem dunkel vor ihm stehenden fernern Plane mit Ottomar wollte — ist nur aus der spätern

wirklichen Ausführung und Erweiterung der in der unsichtbaren Loge zuerst nach und nach sich auseinander gebährenden, von der Schule ausgehenden und in die Welt, die im Dichter mit jener eins war, überspringenden Ideen zu folgern. — Tief ergreifen muß es uns, wenn wir Ottomar absichtlich an sich den grauenhaften Moment der wirklichen Todesanschauung, den der Dichter an sich erlebt, durch die Anordnung seines eigenen Begräbnisses herbeiführen, und mit schauerlicher Lust von Jean Paul diesen Moment beschrieben sehen. — Aber offenbar sollte Ottomar durch das Hineinstürzen und Vergegenwärtigen des so lange gefürchteten Momentes, — weshalb er früher das Begraben sogar nach seinem wirklichen Tode verboten, — heilen, und, wie der Dichter aus jener Todesidee selbst wirklich in's schaffende poetische Leben hineingeführt worden, auf dieselbe Weise frisch und grün das Leben wiedergewinnen und in ihm wirken.

Man sieht hier nun wiederum deutlich, wie Erziehungssystem, Lebensanschauung, mit den Verhältnissen seiner poetischen Kräfte, wie sich dieselben in ihm gestaltet, im Dichter vollkommen als identisch sich durchdrangen und sich einander darstellten: daß er lebte, wie er erzog, und erzog, wie er dichtete; und daß er zweitens nicht neue männliche Figuren und Seelenzustände erdachte: sondern unter die männlichen Hauptfiguren nicht nur seine eignen Gedanken und Ideen, sondern sein Leben, seine Erfahrungen, seine Erinnerungen und die verschiedenen Epochen seiner Seelengeschichte vertheilte; daß er meist zwar wirkliche Urbilder aus dem Leben dazu nahm, jedoch nur in soweit, als diese ihm wie Träger der verschiedenen Theile

seines Ich's und wie Repräsentanten derselben tauglich erschienen waren, das heißt, für tauglich, ihm selbst als Verkörperungen der Theile seiner Seele außer sich vorzuschweben, die durch individuelle Züge verschiedenen wirklichen Lebens jene Seelenzustände in besondere und verschiedene Gestalten von einander trennten, und denselben durch Zuthaten von dem geistigen und äußeren Sein der Urbilder gewissermaßen so viel Leben hinzufügten, als den verschiedenen Theilen, in die er seine Seele gespalten, zur Vervollständigung und Beseelung außer ihm durch sich selbst bestehender Wesen gemangelt haben konnte. — Die Figuren, denen er die Theile seines Ichs und seines Lebens einhauchte, waren also im obersten Grade Ottomar, im niedrigern Fenk, — und zwischen Beiden inne stellte er Gustav, in dem die beiden erstern nach dem anfänglichen Plane sich zu verschmelzen und zu versöhnen suchen sollten, und in dem er gewissermaßen sich, wie er eigentlich ohne die störenden Elemente in seinem Leben und seinem Schicksal hätte werden können, darzustellen vornahm. Er gab Ottomar'n seine Träume, Hoffnungen, seine Sehnsucht und die wenigen vom Leben ihm zugeführten erschütternden Empfindungen, und den schneidenden Zorn über die Verweigerungen des Schicksals; an Fenk die satyrische Epoche und deren Tröstungen; und an Gustav den edleren Theil seiner Kindheiterinnerungen, deren Tenier'scher Theil an Wuz bereits so eben noch vertheilt war. — So hat Gustav aus ihr die Glockenspiele seiner Augustina in Jodiz, den ersten Kuß und das Abendmahl in Schwarzenbach, die kleine Thierarche u. s. w., alles dies in dem idyllischen Theile des Romans so aus-

führlich geschildert: daß die Darstellung aller dieser Momente in seiner Selbstbiographie jene Romanscenen fast mit allen einzelnen Umständen, nur in einem einfacher poetischen Gewande, wiedergab.

Weil er aber den Gustav in keine poetischere und phantasiereichere Kindheit führen konnte als in seine ärmliche, aus der nur jene drei Momente als hohe Berge herausragten, und weil darum in derselben nicht Motive genug lagen, um die zu große und erweichende Phantasieaufregung an derselben darzustellen und von ihr veranlaßt zu werden: so mußte er durch irgend ein außerordentliches Mittel dem Seelenauge des Knaben den höhern prophetischen Reflex einflößen, in welchem er diese Kindheitsauen in der sie schöner wiedergebärenden Erinnerungsphantasie erblickte; um demselben ferner dadurch den ewigen, das Herz und die Einbildungskraft mächtig aufregenden Hebel zu geben, den er selbst entbehrt, und welcher den Gustav zu dem höheren Ziele, das er ihm bestimmt, durch die mächtige Nachwirkung in der Erinnerung fortschnellen könnte: — darum ersann er jenes Leben vor dem Beginn seiner Kindheit, jenes Leben in der nächtlichen Höhle. — Aus derselben zu jener Zeit heraustretend, wo dem Knaben der unendliche Contrast zwischen dem vergangenen einsamen nächtlichen Sein mit der sonnerhellten Erde auf bleibende Weise fühlbar war, sollte ihm die im Blüthenbrautschmuck daliegende irdische Welt gerade so erscheinen, wie wir uns eine jenseitige höhere denken. Das dem im Leben selbst nach und nach den äußeren Erscheinungen sich zugewöhnenden Knaben während der ganzen ersten Lebenszeit bedeutunglos seiende

Natur- und Menschenleben sollte dem Gustav durch das plötzliche Hereinbrechen einer solchen Lichtwelt schon unendlich viel höher sich darstellen, und durch die Vergleichung, die anzustellen er bereits im Stande war, seine Phantasie mächtig erschüttern und emporreißen. Und er schuf ihm nicht nur so unsere Welt zu einer höheren um, sondern warf ihm auch die Sehnsucht, die uns erst im zweiten Jahrzehend des Lebens erfaßt und die ein Kind sonst nicht kennt, durch vorbereitende Andeutungen des ihn dort erziehenden eremitischen Jünglings in die unterirdische Welt, und hüllte dieselbe ihm sogar in lokkenden Blumenduft und in lockende Töne ein.

Schon aus der gegebenen Geschichte der Entstehung und Bedeutung der Charaktere geht deutlicher hervor: warum die unsichtbare Loge eine „geborene Ruine“ werden mußte. So unendlich groß und bewundernswerth der innere Reichthum eines Dichters erscheint, der mit seinem ärmlichen Leben und aus seiner eigenen, nur von Außen niedergedrückten, selten erhobnen Seele dreien erhabenen Menschen zugleich Leben und individuelle Gestaltung einhaucht: so war es doch unmöglich, Alle durch eine längere Reihe von Ereignissen, wie sie der Plan gebot, ihrer einmal ihnen vom Anfang herein verliehenen Bedeutung gemäß, ich möchte sagen: bei'm Leben zu erhalten. — Das bemerkt Otto schon ganz richtig: daß Ottomar, Fenk und Gustav, je länger desto mehr, in einander überzufließen begönnen, — und sie würden auch, namentlich wenn in Gustav die gereifte Epoche vorüber war, höchstens drei, nur in der Sprechweise verschiedene, Ausgaben eines und desselben Charakters geworden sein; wie

sie denn wirklich auch nur von den verschiedenen Epochen eines im Ganzen so kurzen Lebens zehrten, das denn am Ende auf einen Punct zusammenführte, wollte der Dichter nicht in einen ganz gewöhnlichen Erzählungsroman übergehen. Denn so viel Ueberfluß an Leben konnte in und um Richter nicht vorhanden sein, um solche Charakterbiograghien — denn sehr richtig nannte er so seine Romane — weiter in ein Leben hinaus zu begleiten, das er selbst noch nicht kannte. — Nach dem Fall Gustav's und dessen moralischem Wiederaufstehen war dieser Roman für ihn zu Ende, und Gustav hätte für die neuen Verwickelungen, die sich vorbereiteten, seiner Anlage nach gar keine Rolle übernehmen können, und eben so in den Hintergrund treten müssen, wie auch Beaten auf diese neue Bühne zu ziehen keine in ihrem Charakter und in ihren früheren Verhältnissen motivirte Veranlassung vorlag; wenn ihm auch nicht schon die Vorstellung des von der Tendenz gebotenen moralischen Falles Gustav's diesen Helden, mit dem er sich so sehr identificirt, widerlich gemacht hätte. — Denn die neuen Verwickelungen sollten offenbar in einem Kampfe des Schicksals zwischen jenem illegitimen genialen Ottomar und dem legitimen, aber physisch wie moralisch verderbten Fürsten, seinem Bruder, bestehen. — Wir verweisen vorläufig in Betreff dieser Idee nur auf das, was wir von den erlöschenden Mannsstamm der fränkischen Hohenzollern sagten, und fügen nur hier hinzu: daß, gerade während der Dichter die unsichtbare Loge schrieb, das Schicksal dieses Landes und seiner Fürsten sich entschieden, und die Fürstenthümer Anspach und Baireuth an die Krone Preußen gefallen wa-

ren. Ob der Glaube an ein absichtliches Herbeiführen dieses Erlöschens durch Verderbung der letzten Sprossen von Seiten des erbenden anderen Zweiges der Zollern, der damals wegen der bekannten Maitressenherrschaft der Gräfin Lichtenau unter Friedrich Wilhelm dem Dicken nicht hoch in der Volksmeinung stand — ob vielleicht auch das Gerücht von dem Vorhandensein eines den bei der Geburt schon physisch und moralisch verderbenden Nachstellungen entzogenen Sprößlings des zum Verlöschen sich neigenden Hauses verbreitet war — oder ob Richter sich dies sehr Naheliegende und allerdings zur Behandlung poetischer Zwecke äußerst Günstige erfunden hat: darüber hätte Otto genaue Auskunft geben können. Daß jedoch der Dichter diese Idee aus den Verhältnissen jener markgräflichen Familie geschöpft, wird gar keinem Zweifel unterliegen, selbst wenn er nicht für diese Vorgänge die augenblicklich wieder zu erkennenden Localitäten der Baireuther markgräflichen Schlösser und Parks rc. beibehalten und schon in der unsichtbaren Loge zu beschreiben angefangen hätte*). Den sich hieran knüpfenden Gedanken, durch geheime Machinationen der Anhänger des aussterbenden Hauses den kräftigen Erben verbergen, dadurch die Intriguen des

*) Auf Seite 76 Band 1 des herausgegeb. Briefwechsels zwischen Jean Paul und Otto ersehen wir, daß Richter in dem Sommer 1791 mit seinen Zöglingen die fürstl. Anlagen der Eremitage und Fantasie bei Baireuth zu besuchen sich anschickte, aber von schlechter Witterung abgehalten wurde; und wir haben aus den sehr unbestimmten Beschreibungen in der unsichtbaren Loge zu folgern gegründete Ursache, daß er damals diese Orte, von denen er doch nur sechs Stunden entfernt wohnte, wirklich noch nicht gesehen, vielmehr sie damals, wie später Italien, nach mündlichen und gedruckten Beschreibungen geschildert hat.

andern vereiteln, und einen edlen Jüngling wirklich auf den höchsten Gipfel der Gesellschaft stellen zu lassen — diesen Gedanken, dessen Fruchtbarkeit sowohl für die Tendenz seiner Poesie wie für den Bereich der ihm zu Gebote stehenden Stoffe so augenscheinlich vorlag, konnte ihm die damals kurz vor der französischen Revolution so Mode gewordene Idee geheimer Bünde und verborgen handelnder Gesellschaften, die sich von Cagliostro's Erscheinen datirten, eben so gut wie Göthen, der ähnliche Maschinerieen ebenfalls nicht verschmähete, eingeflößt haben. Und ein, nach Abentheuern und sonderbaren Ereignissen und nach Motiven für die phantastischesten Scenen uud Einfälle, wie sie die Einsamkeit gebiert, lechzender Dichter, wie hätte dieser nicht mit Begier nach Vorgängen greifen sollen, die das so sehnlichst begehrte Wunderbare in seine Schöpfungen führte? Vorgänge, die Schiller in seinem „Armenier" und sogar Göthe in seinem „Meister" benutzte. — Wir erinnern hier namentlich an eine im ersten Bande schon angeführte Aeußerung des Dichters: daß Schillers Armenier im Stande gewesen sei, die Entzückungen im Manne zu wiederholen, die der Robinson Krusoe in dem Knaben Paul erweckt; — der Grund davon ist jetzt wohl klar. Wir werden aber später sehen: daß Richter den Gedanken, so viel schwerer ihm die Beherrschung und Ausführung eines solchen Stoffes werden mußte, sowohl in Hinsicht der Gestaltung der darin handelnden Personen, als in Beschreibung der dafür passenden Terrains, der Draperieen, und der Lebensweise der auf denselben sich herumtummelnden Stände und der von denselben aus erblickten Erd- und Weltabschnitte, —

daß, sage ich, Richter diesen Gedanken für seine Zwecke und Mittel verhältnißmäßig bei weitem geschickter und ergiebiger zu benutzen verstand, als jene in der Ausbildung ihrer Kunstkräfte in formeller Beziehung und an äußerer Menschenkenntniß ihn überragenden und Mittelreicheren Geister für die ihrigen.

Aber die ursprüngliche Anlage der unsichtbaren Loge konnte nur bis an die Schranken dieses hohen poetischen Gebietes führen, nur der Vorhof zu demselben werden, zu dem die Begeisterung den Dichter wider seine Absicht so schnell hinauf gerissen. Auf jenem Gebiet war Ottomar der Held. Dieser aber hatte bereits nicht nur sein ganzes Knaben- und Jünglingsleben, sondern auch seine Liebe an Gustav abgetreten. — Noch tausend andere Rücksichten geboten dem Dichter an der erreichten Stelle Halt. — Er konnte nicht nur mit den vorhandenen Figuren nicht weiter, sondern es fehlten ihm auch damals noch eine Menge anderer Charaktere, die auf einer solchen erweiterten Bühne erforderlich waren. Hatte doch selbst Wuz sich in die unsichtbare Loge zur Ausfüllung der Lücken hineinziehen lassen und noch mehr Idyllisches hineinführen müssen. Alles ferner, was sonst im Roman edel war, zehrte von dem Dichter und gehörte einer niedrigern bürgerlichen Sphäre an; — die übrigen waren Geburten der Ironie, Satyre oder der Laune. — Gecken, Heuchler, Narren, Egoisten, bietet als Vorbilder und Copieen das Leben überall dar, und das Ungeregelte, Unorganische und Principlose solcher Naturen macht es unendlich leicht, neue Figuren aus den überall vorhandenen zusammenzustellen. Das Regellose und Anomalische derselben stellt der Schöpfungskraft gar

keine Gränzen. Es giebt psychologisch fast nichts Unwahrscheinliches, dessen ein Geck, ein Geiziger, ein Narr, ein Furchtsamer, ein Egoist u. dgl. m. nicht fähig wären, und für sie ist das ganze Gebiet der Möglichkeit geöffnet. Aus einer Menge krummer Linien lassen sich eher vom ungeübtesten Auge Figuren zusammenstellen, als aus geraden. — Auf der andern Seite sind die Ideengänge solcher Leute überall so gleich, weil sie alle unter die Rubrik moralischer und geistiger Beschränkung zu stellen sind. Sie fassen die Gegenstände auf ähnliche Weise auf, und die Einwirkung derselben auf sie ist überall dieselbe, so daß man einen unmoralischen, eiteln oder egoistischen Hofmann nach einem mit ähnlichen Eigenschaften begabten Actuar des kleinsten Städtchens studiren kann und diesen nur in die äußere, aus Büchern kennen zu lernende Sphäre des ersteren zu versetzen braucht. Es sind negative Charaktere, die selbst unter dem mit gewöhnlichen Geistes- und Herzenseigenschaften begabten Menschen stehen, und deren Horizont man nicht allein übersehen, sondern auch beliebig verkürzen und abstecken kann. — Unendlich dagegen und unberechenbar sind positive und schaffende Naturen, sei es in moralischer oder geistiger Beziehung, indem sie von dem Puncte, wohin sie das Schicksal gestellt, fortschreiten; daher der mit noch so großer Phantasie begabte Dichter, der sie philosophisch und psychologisch in dieser Beziehung darstellen, und die Art, wie diese die Welt und Menschen anschauen, entwickeln will, auf jeden Fall wenigstens auf demselben Terrain gestanden haben muß, um die Eindrücke der Umgebung dieses Standpunctes zu erfahren. Ein Tasso, der eben=

falls an das didactische Gebiet der Poesie streift, war nur von einem Dichter im vertrauten Umgange mit einem edlen Fürsten und seiner Familie zu schreiben. — Eben so konnte Richter sehr leicht die Schwächen von lächerlichen und zu verspottenden Seiten und Charakteren der Höfe schildern; eben so, wie andere Dichter in den Tragödien die überall in edlen Naturen gleichen Leidenschaften an Thronen, in Kämpfen mit einem ihr Inneres gewaltig aufregenden äußeren Schicksale. Aber selbst der große Shakespeare mußte, um einen ernst über das Höchste im Leben reflectirenden Fürsten darzustellen, die Jugendzeit des Hamlet vom Throne herabziehen und sie unter die Professoren und Studenten von Wittenberg versetzen; — d. h. seine Ideen, die er ihm lieh, durch jene bürgerliche Jugendzeit des Fürsten motiviren. — Als darum Richter an den Punct gekommen war, wo Ottomar, ein gereifter Fürstenjüngling, auftreten sollte, legte er den Griffel nieder, bis er, was er noch hoffte, später ein solches Urbild würde haben anschauen können. Eben so fehlten ihm höhere und andere Frauen, als die gleichsam aus Luft und gewissermaßen nach einem Schema gewobene Beate. Es war daher ein sehr glücklicher Einfall, nach den beiden Verführungsscenen die Unterbrechung des Ganzen mit der Darstellung seiner eigenen Töpener Hypochondrie herbeizuführen, mit seiner Heilung durch Fenk und den wiedererwachten Frühling, unter Zusammenführung aller seiner lieben Personen in Lilienbad oder Untersteben in der Blüthenzeit, zu schließen, gewissermaßen das Geburtsfest seiner in der unsichtbaren Loge geborenen Poesie zusammen mit den von derselben erzeugten und zu

Trägern derselben noch ferner bestimmten Charakteren in der Festzeit ihres wirklichen Erscheinens auf dieser Welt zu feiern, und durch den erwähnten Brief von Fenk eine fruchtbare schwangere Gewitterwolke am Horizonte anzuzeigen, deren Ergüsse die bereits emporgestiegenen Fluren seiner Welten tränken und deren electrisches Feuer sie erleuchten sollte. —

Wir haben nur wenig noch über das Detail der unsichtbaren Loge hinzuzufügen. Daß in Amandus Tode der Adams von Oerthel geschildert wird, — daß der Legationsrath Oefel des Dichters biographisch=pädagogische Verhältnisse ironisch persifliren soll, haben wir bereits gesagt; daß Neuscheerau: Baireuth, Altscheerau: Hof sei; und daß er wegen der hier so viel erlittenen Unbillen selbst durch den Namen: Scheer=Au, seinem Unmuth Lauf lassen wollte — (und er konnte das um so eher, als er sicher war, von den Höfern nicht gelesen, am allerwenigsten verstanden zu werden); daß Auenthal: Jodiz; Mausenthal: Töpen; und das stille Land Ottomar's: die Baireuther Fantasie ist — brauchen wir aufmerksamen Lesern kaum noch auszusprechen. —

Was die Behandlung selbst betrifft, so haben wir bereits früher angeführt, daß der Roman unter des Dichters Händen etwas ganz anderes wurde, als wozu er ursprünglich bestimmt war. Er trat mit dem Helden zugleich aus der Erziehungs= und Kinderstube in die Welt, das rein Didactische und Philosophische als Lehre hinter sich zurücklassend, und sich nur mit der Ausbildung seiner Gestalten, der Erschaffung eines Terrains für sie beschäftigend — mit einem Wort: es wuchs aus dem Leh=

rer nur der schaffende Dichter, und aus dem Zögling der Held empor. Doch, wie wir bereits ausführten, fehlte es an Ereignissen, an Terrain, Kräften und Mitteln, um die so schnell unter seinen Händen emporgeschossenen Wesen dem Antheile gemäß, welchen sie forderten, handeln zu lassen. Wenn der Dichter den Roman begonnen hatte, auf der Stufe stehend, wie die Poesie selbst in den ältesten Zeiten der Völker, wo sie Alles in sich enthielt: Geschichte, Religion, Moral, das vorhandene Wissen, und wo der Dichter allein in seiner Weise Alles dies den Menschen vortrug: so war Jean Paul im Verlauf des Schaffens auf den Punct gekommen, wo in der Geschichte durch die Schrift, durch Beobachtung und Analyse alle jene Elemente sich von einander lostrennten, und jedes sich besonders ausbildete; wo also der Dichter aufhörte, der unmittelbare Lehrer und Führer der Menge zu sein, und er nur vermittelst der Einwirkung auf die Phantasie durch Erschaffung höherer Naturen selbst Muster zur Nacheiferung aufzustellen und sich an die Empfindung und das Herz mehr als an den Verstand zu wenden sich bemühte. — Eben so trennte Jean Paul ebenfalls später alle directen und philosophischen, moralischen und psychologischen Betrachtungen und Lehren in der zweiten größeren Hälfte des Romanes ab, und behielt nur einige Kapitel von dem Lehrsysteme bei. Dadurch entstanden natürlich große Lücken im Stoff, die er bei der Armuth der Handlung und der geringen Anzahl der Charaktere nicht anders auszufüllen im Stande war, als einmal durch die umfangreichere Umschreibung der Gedanken und Empfindungen durch Metaphern und Gleichnisse, ganz

wie es in dem Bau der Satyren geschehen war; er gab darin der Phantasie einen Stoff in der Gestaltung und dem Spiel mit der Sprache. — Hier müssen wir übrigens zugleich ein Wort über diese Metaphernsprache des Dichters im Allgemeinen hinzufügen: Die Metaphern und Gleichnisse, so wie die plastische und poetische Lebendigkeit der gewählten Ausdrücke wurden auch für seine ernsten Darstellungen ganz das, was für andere Dichter der Rhythmus, der Vers, und namentlich der Reim, welcher bekanntlich ebenfalls verwandte und ihnen sich anreihende Bilder und Gedanken erzeugt. Er verwandte darum zugleich auch auf diese so eigenthümliche Prosa fast denselben Fleiß, wie andere Dichter auf ihre Verse, und wie schon das besprochene Mitwörterbuch bewies, war seine Schreibart nichts weniger als das Resultat excentrischer Regellosigkeit, und, so wie der gewöhnlichen Formeln mächtigen Dichtern die Gedanken gleich in metrischer Gestalt zuströmen, so ihm in der seinigen. Ja er suchte sogar einen Rhythmus hineinzubringen. Das Außergewöhnliche dieser Formen, deren Schwierigkeiten an sich nicht schwerer zu überwinden sind, und die alsdann wegen des größeren Gedankenreichthums, welchen sie mit sich führen, noch mehr Genuß gewähren, erscheint nur darum größer, weil wir von Jugend auf in der Verständniß und Constructionsauflösung der Verse und des Rhythmus geübt worden sind. —

Ferner füllte Jean Paul aus durch Einschiebung episodisch ausgeführter und einzelnen Charakteren angepaßter früher erfundener komischer Scenen oder Anecdoten, wie im „Freudel;" (z. B. die Scene, wo von fünf Personen

Jeder die vier anderen dadurch betrunken machen will, daß er selbst Wasser trinkt, den anderen Wein vorgesetzt glaubt, und Jeder sich betrunken stellen zu müssen meint; ferner die, wo Fenk die Scheerauer Damen mit Vorzeigung und Erklärung eines Herbariums ärgert u. dergl. m.). Aber dennoch blieben ihm eine große Anzahl meist satyrischer jedoch auch ernster Aufsätze (z. B. über die menschlichen Leidenschaften, gegen den Zorn, aus seinem Andachtsbüchlein) übrig, für die er keinen Charakter als Träger hatte und welche er in die Handlung zu vermauern nicht wußte; die ferner zu ausführlich waren, um sie sich selbst als Erzähler beizulegen: und darum kam er denn auf die Idee jener vielbesprochenen Extrablätter, mit denen er die Darstellung unterbrach und wodurch er, sie an passenden Stellen einschaltend, eine Menge unabhängig von dem jedesmaligen Romane entworfener Aufsätze los wurde *). —

So groß uns jetzt schon das durch die Schöpfung der unsichtbaren Loge gewonnene Resultat erscheinen muß; so viel mehr Bedeutung und Interesse aber dieselbe noch durch die Geschichte und Zergliederung fast aller seiner folgenden Romane gewinnt: so müssen wir doch noch einmal auf unsere frühere Aeußerung zurückkommen: daß sie die Geburtsgeschichte seiner Poesie sei, und wir

*) So finden sich in die unsichtbare Loge theils vermauert, theils als Extrablätter angebracht, gegen fünf Satyren, deren Titel er an Otto, um sich dieselben als Pensum zum Ausarbeiten aufgeben zu lassen, geschickt hatte; so: „daß die Weiber unsre Päbste sind" Bd. 2. S. 19; „über weibliche Ohnmachten" Bd. 2. S. 100; „Apologie des Ehebruchs" Bd. 1. S. 52; „daß wahre Tugend nur im Reden bestehe" rc. rc.

meinten damit nicht bloß die eine Reihe von Charakteren und Verwickelungen für die späteren höheren Romane, sondern auch die des poetischen Bodens für alle. — Das zur Motivirung der Veranschaulichung einer pädagogischen Idee erfundene unterirdische Leben vor dem auf der Erde ward für ihn von einer weit höheren Bedeutung. In ihm selbst ging vor, was er dem Knaben andichten wollte; er selbst gebar sich dadurch den dürftigen Boden, auf dem er gestanden, in einem verklärten und poetischen Lichte wieder, hob sich die Erde selbst und ihre Bewohner auf die Höhe, die er zu finden bisher vergebens gesucht, und das Auferstehungfest Gustav's ward das seine; wie denn, wie aus verschiedenen Andeutungen im Briefwechsel mit Otto zu ersehen, diese Scene in den letzten Momenten der Arbeit, wo die andern Resultate derselben schon gewonnen waren, geschaffen, und darum mit einem so unendlich schönen Glanz und Schmuck, und mit so erhabnen Ideen ausgerüstet wurde. Seit er mit Gustav sich in eine dunkle Welt unter die unsrige hinabversenkt, und mit ihm dann unter den blauen Himmel und in die Sonne und in den Duft der Blumen und Gräser und unter die Sterne der Nacht herausgetreten war: seitdem war ihm die bisher so drückend und ärmlich erschienene Natur seiner Umgebung ein verklärtes Feld für die höchsten Gestalten seiner Sehnsucht und Phantasie, mit einem Wort: es war ihm die poetische Anschauung der ganzen Welt geboren. Und wie die ähnliche mythologische Dichtung der Alten, die Menschen zu Göttern erhob und ihnen irdische Wohnplätze anwies, die sich dadurch in ihren Augen zu himmlische verklärten, und diese Ver-

klärung auf diese ganze Erde zurückwarfen — wie diese mythologische Dichtung erst später ihre allegorischen Bedeutungen erhielt: so erscheint erst unseren Augen jene Erfindung Jean Paul's als eine so schöne Allegorie der Bedeutung und der Wirkung erhabener Poesie. Dem Dichter war sie es nicht; sie war ihm Wirklichkeit, und erhob ihn als solche. —

In wiefern aber auch die, für Jean Paul so äußerst charakteristische und ihn so wesentlich von allen seinen Vorgängern und Zeitgenossen in der Poesie ablösende und der neuen jugendlichen Welt zuweisende, politische Richtung schon in dem ersten Romane gewonnen war — dies auszuführen gehört schicklicher in die Betrachtungen über das große Werk, welches das Ziel aller seiner Anstrengungen wurde, und dessen Keime die unsichtbare Loge alle schon in sich trägt, während die zwischen inne liegenden Arbeiten jene mehr oder weniger noch zu umgehen suchten. —

Und mit der Vollendung dieser ersten dichterischen Welt waren nicht nur die langen mühsamen Vorbereitungjahre vorüber, durch die der Dichter, immer und immer wieder von dem Blüthenwege der empfindenden Phantasie zurückgeworfen, sich durchwinden gemußt, jener peinliche und freudenlose Weg, auf dem wir bisher auch den Leser durchzuführen hatten: sondern auch die verzehrende Armuth und die drückende Dürftigkeit wichen vor dem von heiliger Begeisterung strahlenden Auge und vor dem Siegel des Erha-

benen und Göttlichen auf seiner Stirne zurück. — Denn seine durch die unsichtbare Loge wehende Begeisterung erfaßte und erwärmte gleich das erste Herz, vor dem er sie ausbreitete, und das gütige Geschick wollte: daß dieses ein Mann in der Brust trug, der in der Lage war, auf directe und unmittelbare Weise sich des einsamen und verlassenen Dichters im Fichtelgebirge zu erbarmen und die Blüthen, die dieser auf den Höhen seines einsamen Gebirgs und denen seiner einsamen Seele gepflückt, selbst auf den Markt vor die Menschen zu führen. Es war Moritz, der Dichter des Anton Reiser, des Hartknopf, und der Verfasser der Mythologie und Erfahrungsseelenlehre, der als ein rettender und schützender Genius in sein Leben trat, gerade zur rechten Zeit, ehe die jetzt von der Satyre und dem Witz nicht mehr niedergehaltene „entnervende, empfindende" Phantasie nach innen wieder zurückgedrängt und mit ihrem lodernden und nicht nach außen entbundenen Feuer geistig und physisch ihn selbst zur Mumie gemacht. — Eine äußere Veranlassung, welche den Dichter bewog, im Juni 1792 das Manuscript an Moritz nach Berlin zu schicken, war nicht vorhanden; denn er wußte nicht, daß Moritz so großen Einfluß auf einen Buchhändler hatte, um dessen Tochter er sich in demselben Augenblicke bewarb. — Es leitete ihn hierbei nur jener von der eigenen stark gewordenen Empfindung großgezogene Instinct: wessen Herz von den bedeutenderen Männern in Deutschland am stärksten für sein Erzeugniß schlagen würde. — Glück war es freilich, daß der Mann, an den er sich wandte — im reifern Alter, wie er selbst, erst liebend, und diese Liebe um so stärker empfindend —

grade in einer für seine ernsten und phantastischen Gaben so empfänglichen Stimmung sich befand. — Richter's Brief an ihn lautete: „Ich wollte, Sie hätten diese Seite schon hinuntergelesen, damit ich nicht erröthete über Ihr Erstaunen bei'm Anblick dieses Volumens. Das schwarze Wachstuch umwickelt, wie das Leben eines Menschen, Charakter, Freude, Schmerz, einen halbabgebrochenen Plan — kurz: einen Roman — ich hätte beinahe geschrieben: einen Menschen!" „Es sei ihm süß," sagt er wieder, „wenn er wisse, er schicke das Buch zu einem Herzen, das, seine Superiorität abgerechnet, dem ähnlich sei, unter welchem jenes getragen und genährt worden. Dieses könne er nicht auf der Buchhändlerbörse circuliren lassen und es den gefühllosen Tasten von geistigen Sclavenhändlern anbieten." „Die Wolke des Lebens," so schloß er, „ziehe langsam und schimmernd und mit sanften Thränen über Ihr Haupt, und entblöße spät den Himmel, der auf der zweiten Welt liegt, die so weit im Hintergrunde ist! Indem Sie auf dem steinigen und blitzenden Aetna des Lebens stehen, sei es Ihr Trost und meiner auch, daß wir darauf die Sonne schöner kommen sehen." —

Moritz, von vielen ähnlichen Gesuchen bestürmt, mochte mehrere Tage den Brief Richter's nicht erbrechen. Sein großes breites, in's Schwärzliche fallende Gesicht, auf dem sich auch die kleinste Gemüthsbewegung mit den deutlichsten Zügen darstellte, zog sich in die verdrießlichsten Falten und er dehnte ein „Aeh!!" hervor. Als man ihn aber endlich Richter's Brief zu lesen vermochte, hellte sich bei den ersten Zeilen sein Auge auf, und am Ende des-

selben war auf dem ganzen Gesichte auch nicht eine Falte mehr zu sehen. Er konnte jetzt das Manuscript von der Post kaum erwarten. „Das sei kein unbekannter Gelehrter!" „Das sei Göthe, Herder, Wieland, irgend ein solcher, der ihn nur durch eine fremde Hand in Versuchung führen wolle!" Aber als er einige Blätter des Manuscripts gelesen, rief er aus: „daß er das nicht begreife;" „das sei noch über Göthe;" „es sei ganz etwas Neues *)!" — Es ging sogleich ein Brief nach Hof ab, der dem Verfasser meldete: „daß er ihm erst mit der nächsten Post schreiben werde, heute aber aus der ganzen Fülle der Empfindung ihm sagen müsse, daß das, was er in dem Werke gelesen, ihn entzückt habe." — Zwei Tage brachte Moritz hierauf über dem Romane zu und las am dritten, dem ersten Pfingstfeiertage, auf einem Observatorio, welches er über seinem Hause sich hatte anbringen lassen, mit begeisterter und gerührter Stimme die Auferstehungscene Gustav's seinen Brüdern und seiner Braut vor. —

Wie groß war aber die Wonne des Dichters, als er, von einer kleinen Erholungreise zurückkommend, in Hof nicht nur jenen ersten Brief, sondern auch folgenden Zuruf von Moritz vorfand: „Und wenn Sie am Ende der Erde wären, und müßte ich hundert Stürme aushalten, um zu Ihnen zu kommen: so fliege ich in Ihre Arme! Wo wohnen Sie? Wie heißen Sie? Wer sind Sie? Ihr Werk ist ein Juwel; es haftet mir, bis sein Urheber sich mir näher offenbart!" — Als nun Richter, dem die zwei Blättchen sein zitterndes Herz mit Freude

*) Nach einer Schilderung dieser Scene von dem jüngern Bruder von Moritz.

und Blut überfüllt, von sich Rechenschaft gegeben; als er der unsichtbaren Loge seinen „Wuz" noch nachgeschickt und um Beifügung desselben an jene gebeten; als ihm Moritz über diesen zurückgeschrieben: „daß dessen Verfasser nicht sterblich sei;" und als er ihm dann hundert Ducaten für das Werk anbot und sogleich eine Rolle von dreißig überschickte — da konnte der von so vieler auf einmal hereinbrechender Wonne trunkene Dichter am sechsten Juli mit pochender Brust dem schönsten Abende seines ganzen Lebens entgegeneilen, nach Hof in das hinter einer Kirche versteckte ärmliche Stübchen seiner betagten Mutter, und der erstaunten, Freudenthränen über den Sohn, den sie geboren, und über die Aussicht auf einen milden Lebensabend nach so viel kummervollen und durch Elend zerrütteten Jahren weinenden, Matrone das Gold in den Schooß schütten. —

Zehntes Kapitel.

Der Hesperus. Vom Juli 1792 bis zum Juni 1794. —

Wir sagten, es sei für die Rettung des Dichters die höchste Zeit gewesen, daß Moritz auf diese Weise dem jetzt in Jean Paul's Innerem nach Durchbruch der Dämme in tobenden Fluthen sich ergießenden Strome der Empfindung und der derselben entsteigenden Phantasie ein Bette grub, wohin er sich unaufhörlich ergießen konnte. Denn wiewohl er sich vor dem Hermann'schen Schicksal in dem gefährlichen Moment durch seine Phantasie noch einmal selbst gerettet, indem er jetzt, was ihn quälte, in dem Charakter des Ottomar aus sich herausgeschrieben: so war das Gespenst jedoch noch nicht besiegt, es war nur scharf angefaßt, an das Tageslicht gezogen, aber noch nicht ganz zergliedert, wie die mehr körperliche Hypochondrie, durch die psychologisch-medicinische Darstellung derselben in der unsichtbaren Loge. Die einmal erwachte Flamme der Empfindung in der dieselbe immer neu erzeugenden Brust des Dichters, die eine ewig sich wiedergebärende, immer riesengroß sich wieder erhebende und in ewigem Hunger nach Befriedigung lechzende, und die, wenn sie

nicht fortwährend nach der Außenwelt oder nach einer poetischen abgeleitet wird, am Ende ihren eigenen Sitz zur Lava ausbrennt; sie ist wie ein aus einer Flasche, die ihn verschlossen gehalten, entfesselter Geist, der, wenn ihn der Meister nicht fortwährend nach außen zu beschäftigen weiß, die Brust, in der er herumtobt, zerstört. So mahnte dieser finstre Geist sehr bald wieder nach der Vollendung der unsichtbaren Loge, und Richter beschreibt diesen wieder zurückgekehrten Zustand seiner Seele in den Briefen an Moritz, die diesem neuen Freunde zugleich auseinandersetzen, welches Glück er ihm in's Leben geworfen, sehr schön also: Körperschatten flössen ineinander: aber die incrustirte Seele schlänge mit einem vergeblichen Sehnen den Arm um einen Gedanken! — Er habe Stunden, wo Ottomar's Ideen ihn niederfällten, und in dieser Verfinsterung habe er kein Licht, als das Angesicht eines Menschen; das zweite Ich erst hebe seines, das fremde Leben wachse in seines. Moritz solle nur den thonigen, böotischen Boden kennen, in den das Schicksal ihn gepflanzt und gedrückt, die allgemeine Kälte um ihn her gegen Alles, was den Menschen über den Bürger hebe! und von den wenigen Freunden, in denen es höhere Bewegungen, als physische, gegeben hätte, ständen bloß die Gräber neben ihm. —

Hiermit steht, worauf wir hier zuerst von Neuem aufmerksam machen müssen, die Unklarheit in Verbindung, mit welcher er auf seinen eigenen Entwickelungsgang und auf den Werth und die Einwirkung der Epoche in seinem Leben von der Schulzeit bis an das Jahr 1790 zurücksah, so wie die Widersprüche, in welche er beständig in

Bezug auf die Würdigung derselben verfiel und die sich selbst in den Briefen an Moritz auf das auffälligste kund geben. — Auf der einen Seite bejammerte er hier wieder den „böotischen Boden," auf dem er stand; auf der andern läugnete er sogar der Umgebung einen entscheidenden Einfluß auf die Stärke der gestaltenden Empfindung ab. „Er wisse recht gut," sagt er in dieser Beziehung, „wie viel der Funke, der eine volle Mine berühre, sich vom Feuerglobus anzumaßen habe, den er aufjage. Die mit allen Saiten der höhern Melodie bespannte Seele töne nicht bloß gleichen Seelen, sondern auch dissonirendem Geräusche nach. Kuhglocken hätten oft so harmonisch auf ihn gewirkt wie Harmonikaglocken: aber es sei nicht von dem gekommen, was er dabei gehört, sondern von dem, was er dabei gedacht habe." — Auf der einen Seite ferner sagt er Moritz: „daß dessen Phantasieen, (die doch alle ernster und vorzugsweise empfindender Art waren,) kräftig wider den Strom der äußeren Lage angeschwommen hätten und um desto schneller mit demselben fließen müßten;" und auf der andern Seite wünschte er sich selbst Glück: „daß ihm der Witz und der Spaß über die Sturmmonate des Gefühls hinweggeholfen." — Er übersah also hiebei: daß die ernste Phantasie in dem Einen bewirkt habe, was er bei sich der Unterdrückung oder der Abwesenheit derselben zuschrieb; er übersah: daß er nicht nur die komische Einbildungskraft dem Grad und der Stärke nach, auch in Betracht ihrer Wirkung, der empfindenden und ernsten unterzuordnen hatte; und daß er sogar in der Aesthetik ausdrücklich den Moritz sehr glücklich als ein „passives Genie" bezeichnete, der nur eine

empfangende, nicht selbstzeugende Phantasie gehabt habe. Wenn nun in Moritz die bloß empfangende Phantasie so Glückliches für dessen kummervolles Leben gewirkt, so hätte er selbst nach richtiger Schlußfolge von der erzeugenden, wenn sie sich frühzeitig hätte entwickeln können, noch bei weitem schneller und stärker über die äußeren Hindernisse hinübergetragen werden müssen. Und war es nicht gerade die zu früh bei ihm vorhandene und durch äußere Drängnisse herbeigeführte Nothwendigkeit, Dichtungen zu machen vor dem Vorhandensein der dazu hinreichenden ausgebildetern Schöpfungskräfte, welche ihn zu dem Spaße und der Satyre hinnöthigte? und hemmten diese nicht das Aufkeimen der Empfindung? und hinderten sie nicht an Erzeugung von Dichtungen, welche ihm Herzen, Freunde, und förderliche Verhältnisse gewonnen haben würden? Zeigte sich nicht ferner an ihm selbst: daß die Empfindung, ist sie einmal erwacht, leicht aus dem Kleinen Großes zu gestalten und damit zu wuchern weiß? daß aber die Satyre und der Witz zwar leicht hervorgerufen, aber nur bis zu einem gewissen Puncte in dürftiger Umgebung ausgebildet werden könne bis zu dem, über den hinaus Erlebnisse und ein reichbewegtes Treiben und eine Menge verschiedener Gestalten zu ihrem Elemente nöthig sind. — Der Sturmmonat des Gefühls aber ferner ist nur einem gewöhnlichen Menschen gefährlich; dem Dichter insonderheit um so weniger, als er ihn in die Poesie ableitet. Davon ist ein Beispiel nicht einmal denkbar: daß ein wirkliches Dichtergenie an den Sturmmonaten des Gefühls je untergegangen sei; wohl aber: daß er durch Erdrückung desselben verkümmern könne.

Und im Gegentheil gerade, wie die, in einem gereiften Alter bei gewöhnlichen Menschen erst hervorbrechende, Liebe, welche die Jugend vorenthielt, am gefährlichsten, am zerstörendsten werden und zu den allerexcentrisch'sten Folgen führen kann — weil sie mit dem sich nicht mehr begnügt, was den liebenden Jüngling beseligt und beruhigt: — eben so ist es mit der im gereifteren Alter erst hervorbrechenden, bis dahin unterdrückt gewesenen, empfindenden Phantasie, da, wo die Keime ursprünglich zu einer so starken und glühenden verborgen lagen, wo sie so lange geschlummert, und dieselben wie ein Schwamm von den nach und nach eingesogenen Eindrücken eines halben Menschenlebens getränkt wurden; wie Alles dies bei Jean Paul der Fall war. Findet der Dichter sich dann in dem Momente des Hervorbrechens in einer Lage, wie die Jean Paul's, großer Gegenstände bedürfend, in welche die Phantasie hineinzuleiten, an denen sie zu absorbiren wäre, dieselben jedoch weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart um sich sehend; nur tändelnde Vorwürfe vor sich habend, deren poetische Wiedergestaltung den jugendlichen Dichter begnügt und beseligt hätte, während sich dessen Seele dennoch in sie electrisch entladen haben würde, — wie die „Laune des Verliebten" und die „Mitschuldigen" den Dichter des Werther in den frühesten Jünglingsjahren entladen konnten — findet sich ein Dichter nur mit diesen tändelnden Vorwürfen in einer Zeit, wo die großgewordne Reflexion an jede Schöpfung unmöglich zu befriedigende Anforderungen macht, und der aufgeladene Ballast an Wissen sich an die Flügel des Pegasus hängt, wo „die großen Auen der Wis-

senschaft mit Bäumen der Erkenntniß irrende Düfte um ihn her verbreiten:" da kann eintreten, daß der Dichter ein Narr wird, „wie der, welcher mehr Mittel als Zwecke hat;" denn es kann ihm nicht, wie in frühster Jugend, jedes Mittel mehr Entzweck sein. — — Wir erinnern hier an Heinrich von Kleist und dessen Schicksal.

Diese Widersprüche sind nun dadurch leicht erklärlich, daß Jean Paul, — und das war allerdings von einer Seite die beglückende Rückwirkung der ihm aufgedrungenen so langjährigen Ausbildung des Kleinheitsinnes, d. h. der zerstreuenden Beschäftigung durch die Liebe zu dem Kleinen, als Stoff für die Satyre, Komik und Laune; mit jenem Sinn, der, wie er Hermann vorwirft: „Vergnügen an den erbärmlichsten Sagen und an dem Dreckloche der Lerche findet" — daß, sage ich, Jean Paul mit diesem Sinne sich sehr zum Optimismus neigte*). — Mithin bildete er sich selbst sehr leicht theils da, wo er im Arbeiten verhältnißmäßig glücklich gewesen, theils wo irgend ein Sonnenschein in sein Leben fiel, theils wenn sich ihm eine heitere Aussicht auf Erfüllung seiner heißen Wünsche öffnete — er bildete sich dann sehr leicht ein: daß Alles, wie es gekommen, so nothwendig und am besten gewesen. — Dagegen trat das melancholische und peinigende Bewußtsein von dem Widerspruche seiner Bestimmung mit seinen Mitteln wie eine erwürgende Riesenschlange um seine Seele und sein Gemüth, in Augenblicken, wo er dem, was in ihm dräng-

*) Darum giebt er demselben auch dem Fenk, zum Unterschied von Hermann, dessen schwächere Phantasiekraft den Kleinigkeiten einen so höheren Werth nicht abzugewinnen wußte.

te, keinen Ausdruck zu geben wußte. So lange die noch nicht erweckte Empfindung nicht ungestüm nach äußeren Gestalten und Träumen, darin zu wohnen und in sie sich zu ergießen, verlangte; so lange bloß die satyrische Zersetzungs= und die launige Schöpfungskraft leichtlich Material aus Büchern ihm in den beschränktesten Umgebungen fanden: so lange war auch leicht dieser Optimismus und die Freudigkeit zu erhalten. Aber nach Entbindung der ersteren konnte die Freudigkeit, ohne welche kein Schaffen möglich ist, nur durch von außen zugeführte gewisse und feste Ueberzeugung und Hoffnung auf baldige Erreichung des Zieles bewahrt, und durch immer wiederholte und aufgemunterte Versuche der glückliche Kampf mit dem überwältigenden, entnervenden und herabziehenden Gefühle unzureichender Kräfte und Mittel geführt werden, — sonst wäre Narrheit oder Wahnsinn das Loos des verkümmerten Genius geworden; und gerade, weil er mit so bedeutend mehr Kräften gegen das Schicksal ankämpfte, als Hermann: würde er eben in diesem Fall das schönere Loos eines frühzeitigen Todes nicht gehabt haben.

Es war natürlich, daß diese verschiedenen Stimmungen und die aus denselben hervorgehenden, sich widersprechenden Anschauungen, die am Ende alle seine Werke durchdringen und ihnen die harmonische Einheit rauben, ihn bald auf diese bald auf jene Seite zogen; — es war natürlich, daß dieselben immer abwechselnd von ihm auch in seinen Briefen und Selbstbekenntnissen sich wiederholten. Darum auch verwirren dieselben, wenn man jenen Punct nicht fest hält, und sie ohne Erklärung vor=

legt, mehr als sie aufhellen. — Diese Widersprüche gingen so weit, daß er an Moritz in demselben Augenblicke seine eigentlichen Freunde als gestorben bezeichnet und über allen Mangel an solchen fast weinend klagt, wo er kurz darnach Otto zujauchzt: daß sie beide nur ein Wesen ausmachten. —

An der bezeichneten Klippe hatte, sahen wir, Jean Paul im November 1790 sehr dicht gestanden. Durch seinen Roman, in welchem er in Betracht dieser Verhältnisse mit einer ungemeinen Selbstschnellkraft dem Drängen in ihm Luft geschafft, hatte er sich bis auf den Berg, von wo aus er ein gelobtes Land liegen sah, hinaufgehoben. Hätte er nun hiermit ähnliche Schicksale erfahren, wie mit seinen Satyren, was um so leichter hätte der Fall sein können, als er diesen Roman und dessen weiche und ernste Gefühle andern Männern, als solchen, deren fast weibliche Empfindsamkeit ihm bekannt war, auch nur zu zeigen sich schämte, — hätte er denselben, den er gewiß nicht auf die Märkte umherzuschicken sich je entschließen können, wieder zurücknehmen müssen: so wäre gar bald die geschaffene poetische Welt untergesunken, und Ottomar's Ideen hätten ihn wirklich, und auf immer, niedergefällt.

Denn was das Wichtigste: es war ihm dadurch nun der Muth und die Kraft gegeben, sich einen in der wirklichen Liebe concentrirenden und von jener unbestimmten und zehrenden Sehnsucht abziehenden organischen Schöpfungsgeist zu suchen und zu sich heran zu heben. Wir sahen, wie die bloße Vorstellung, unter seinen Bekanntinnen ein Wesen finden zu können, das dieses tiefe Ge-

fühl in ihm zu wecken im Stande sei, die Ahnung der Liebeseligkeit, welche ihm dadurch aufging, gewissermaßen das **punctum saliens** für die unsichtbare Loge zuführte; daß er aber hauptsächlich darum auch die Schöpfung unvollendet lassen mußte, als er nicht bloß das Geborenwerden, sondern das Glück und das Wehe der Liebe zu schildern hatte. — Diese Leere drang während der Arbeit selbst störend auf ihn ein, und wir finden merkwürdigerweise neben einer Arbeit, welche fast nur der Ausdruck seines Lebens und seiner Seelenzustände war und alles Drückende von ihm loslösen sollte, noch ein Tagebuch, und darin folgende Stelle (vom 21. Juli 1791): „Wenn ich in der Jugend — oder jetzt in den Minuten aus den Jahren jener — auf einem Hügel mit dem Blick über Landschaften und Dörfer und Schlösser schwamm und in die glänzende Wolke flog, die den Himmel an die Erde wölbte, und wenn ich durch die Wolke brach: ach! was sehnte ich mich nicht, zu finden! — Du, Sehnsucht, versprachst und mahltest mir, was ich nicht sah! — Wenn das Wolkendach der Erde abgehoben, wenn die Sonne durch blaue Himmelwogen zieht, oder Nachts ineinander schwimmende Sonnen jede mit einem Strahl den Himmel stürmt und meine Seele groß wird mit der Welt vor mir; oder wenn ich auf meiner Erde ein Menschenherz suche und finde, das für meines nicht zu groß ist, und wenn wir, in unsre Körper eingemauert, in unsre Blicke zerfließen: — warum kömmst du denn da wieder, Sehnsucht? Warum zählest du mir denn da Güter vor, die ich nicht kenne und die du nicht nennst? Und warum machst du mein Herz so weich und so hungrig? Vielleicht

hieß der, der mir die Freude schickt, auch dir ihr nachgehen, weil bloß auf einer andern Sonne, auf einer andern Erde der Ton klingt, der die Seele verschlingt, die Freude blüht, die berauscht, das Herz schlägt, an dem meines den Himmel vergisset: indeß du, Sehnsucht, auf der Erde zwischen den Gebeinen meiner Brüder zerstiebest!" — Aber noch bei weitem mehr führt uns die Gefahr, welcher er so nahe stand, seine Gefühle und Empfindungen in das Allgemeine zu verstieben und jeden belebenden Schwerpunct derselben zu verlieren, eine bald darauffolgende Stelle vor Augen, in welcher er nahe daran ist, sogar von dem Besitz nur eines liebenden Wesens keine Befriedigung seiner Liebessehnsucht mehr zu erwarten. — „Armer Mensch! stelle dein dürstendes Herz mit der einen Brust zufrieden, die sich mit dem ähnlich durstenden an deine legt! Ach, hier giebt es nur eine Geliebte, die Alles für dich vergisset, und die dir jede Minute, jeden Blick, jede Freude, jeden Pulsschlag giebt, und die zu dir sagt: wir haben uns erwählt aus den Menschen! — Aber über den Wolken der Erde und der Gräber wird eine Zeit sein, wo wir uns Alle lieben, wo wir uns nicht karg aus den besten Menschen einen Besten heraussuchen, wo es nur einen Geliebten giebt, das ist: Gott, und Millionen Liebende, nämlich: Menschen!" — Nur durch die völlige Befriedigung und Vernichtung dieser Sehnsucht durch eine die ganze Seele ausfüllende Liebe erschafft der Dichter abgerundete und vollkommene, die ganze Welt dahinein versenkende, allen Zwiespalt der höheren und der irdischen Natur auflösende und den Himmel auf der Erde vergessen machende Schö-

pfungen. Selbst die Zerstörung solcher Welten in den Tragödien setzt die Möglichkeit und das Vorhandengewesensein einer solchen Welt auf der Erde voraus, und versöhnet und beruhigt dadurch selbst in der Erweckung des Schmerzes, der Wehmuth und der Trauer; und nur der Dichter, welcher nur einmal, wenn auch noch so kurz, in eine solche Liebe sich hat versenken können, nur der vermag selbst eine solche Tragödie zu schaffen. Nur wer das Glück von Werther's Liebe genossen, vermochte deren Weh zu schildern; und an dem tiefen Eindruck, den Werther gewährt, hat das Mitgefühl, oder gewissermaßen die Beneidung der Empfindung, die er genoß, fast mehr Antheil, als die erschütternde Wehmuth über seinen Untergang. Und wie Vielen schiene der Genuß einer Werther'schen Liebe mit einem frühzeitigen Jünglingstode nicht zu theuer erkauft! — Jean Paul fand nun zwar nie mehr eine ganz sein Wesen in sich versenkende und beglückende Liebe, indem sich später seine Phantasie zwar schnell aus dem gewöhnlicheren Wesen selbst ein Ideal erheben konnte, es jedoch sehr bald durch den dreißig= und vierzigjährigen Verstand wieder zerstörte; — und daher der Riß, den bei aller Erhebung im Einzelnen dennoch fast alle seine Werke in der Brust zurücklassen. Jene unbesiegte Sehnsucht und jenes unzubefriedigende Streben nach Allliebe, das Keine hienieden mehr vollkommen beseligt, endigt alle seine Schöpfungen, selbst die dem Plane nach bis an's Ziel geführten. — Aber daß er, vermöge der glücklichen Wendung in Folge der unsichtbaren Loge noch als es Zeit war so viel Liebe kennen lernte, um sich den gegründeten Hoffnungen und Täuschungen: daß ihm

diese beseligende Befriedigung gefunden sei; und daß er mit dem Entschwinden derselben ein wirkliches Gut der Art verloren zu haben und betrauern zu müssen eine Zeit lang glaubte: — das rettete den reichen, wenn auch nicht ganz ausgeprägten, Schatz, den er uns hinterließ. —

Aber welch' ein sonnenheller und blühender Sommer war ihm jetzt beschieden! Zuerst noch die Frühlingsmonate voll nachklingender Empfindungen aus seinem Buch in der von der Vollendung desselben noch freudig zitternden Brust! Es trieb ihn hinaus, im Mai und im Juni, in die grünende blauumzogene, von ihm selbst verklärte, Natur und, nach ihrer poetischen Erhebung, die Orte selbst wieder zu besuchen, die er mit seinen Gestalten bevölkert: Steben, sogar Baireuth und die Fantasie. Ein eben so heiteres als empfindungvolles Leben spricht aus den wieder aufgenommenen Briefen an seine Höfer Freundinnen, und sein gewonnenes Selbstvertrauen und namentlich die durch das Aussprechen im Roman überwundene Scheu des Offenbarens seiner Empfindung in Brief und Gespräch, selbst gegen solche, an denen das Herz keinen besonderen Antheil nahm: gab dem Verhältniß zu ihnen eine ganz neue Wendung. In seinen Briefen an sie wehte von jetzt an durchaus ein saft- und blüthenreicher, rein dichterischer Duft, der bald mit dem Wölkchen zum Abendroth flattert, bald die grüne Erde, bald eine frische rosige Mädchenwange küßt. War er ihnen früher nur der heitere und theilnehmende Freund, so war er ihnen jetzt auch der Dichter, und er genoß zum ersten Mal die Wonne jener eigenthümlichen und nicht zu beschreibenden, pflegenden und wohlthuenden, auszeichnenden, zutraulichen

Aufmerksamkeit, welche Frauen immer so gern dem Dichter schenken, vermöge welcher sie ihm gestatten, was keinem Andern, was Göthe vielleicht von Allen am meisten erfahren, und darum im „Tasso“ am lieblichsten geschildert hat. — Welche Lilienketten wob da eine Stunde nach der andern um das Leben und um die Träume des Dichters! Wie sanft streichelte das Geschick mit den sammtnen Händen der Frauen sein in dem Stillleben dieser Monate von keiner Leidenschaft bewegtes und von den Vibrationen während des angestrengten Schaffens am Roman sich erholendes Herz! Wie viel werther ward ihm aber dies Verhältniß dadurch, daß die Mädchen ihn zu einzelnen, für sie bestimmte, Dichtungen veranlaßten, mit denen er seine Sabbathwochen, die er zum ersten Male erlebte und so schön in dem nächstfolgenden Dichtwerke schilderte, unterbrach. Eine solche Aufforderung war ihm das schönste Geschenk. So wie er sie erhalten, siedete wenige Minuten danach der Kaffee, damit er sogleich begönne. Hatte er doch, wonach er sich so lange gesehnt: Leserinnen, und aufmerksame, die Thränen der Rührung, Erhebung von ihm begehrten! So schrieb er in den Monaten Mai und Juni für Amöne Herold ein „Hochzeitgedicht für eine Freundin“ (siehe Herbstblumine Bd. 1. S. 96.); für Helena „der Mond, eine phantasirende Geschichte“ (siehe Quintus Fixlein), und sogar in Folge einer Aufforderung „einen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele,“ aus welchem der Grundriß zu dem „Kampanerthale“ und zu „Selina“ entstand.

Als nun aber in diese Sabbathwochen Moritz und seine Briefe und seine Verheißungen und sein Gold und

das Versprechen seiner Ankunft hineintraten: da nahm seine Seele, der sich ein weites Paradies der Zukunft eröffnete, einen neuen kräftigeren Aufschwung, und zwei Monate darauf saß er, am 21. September, nicht nur in der Werkstatt, bauend an einem neuen Roman, jetzt schon auszuführen strebend, was ihm am Schluß der unsichtbaren Loge zu schwer erschien: sondern er hatte auch jener Carol'ne, an die er vor Beginn der unsichtbaren Loge jenen Januarbrief geschrieben und welche mit dem neuen Entschluß zu einer zweiten größeren Schöpfung wieder in seine Seele eingezogen und von der kräftigeren und kühnern Phantasie noch glänzender emporgehoben worden war, gleichsam als der mächtigeren Schutzgöttin des riesigeren Unternehmens, seine Liebe erklärt. — Doch hatte er selbst da noch nur jenen innern Muth und den der Liebe; der Welt aber seine tiefen Empfindungen, welche die schaffende Dichtkraft aus ihn herausgedrängt, unter seinem Namen vorzuführen, hatte er eben so viel Schaam, wie früher Scheu, durch die Satyren für einen herzlosen Menschen gehalten zu werden und bei der Nennung seines Namens nicht eine liebevolle Erinnerung zu erwecken. Er glaubte schon viel gethan, daß er die beiden ersten, in's Französische übersetzten, Vornamen preißgab, und die Vorrede „von der Höhe des Fichtelgebirges" datirte. Warum er übrigens überhaupt auf seinen Titeln den Namen J e a n P a u l beizubehalten beschloß, deutet er selbst im Anfange seiner Selbstbiographie an: es schien ihm der von Tausenden geführte und so prosaische Name R i c h t e r zu wenig in den Lesern eine angenehme und seiner Eigenthümlichkeit sich anpassende Erinnerung zu

wecken, und ihn mit jenen Tausenden unbedeutender Personen, die denselben führten, zu vermischen; und unser Gefühl wird die vollkommene Richtigkeit des seinen schlagend erkennen, wenn man in F. H. Jacobi's späteren Schriften und selbst Herder'n von einem Friedrich Richter sprechen hört. Daß der ebenfalls oft nur Jean Jacques genannte Rousseau ihn zn jener Französirung zunächst veranlaßte, liegt am Tage, und Zufall und Absicht vereinigten sich hierin sehr glücklich, indem dieser Name sowohl an die tiefe Empfindung, Erhabenheit und das Streben nach Menschen- und Völkererziehung Rousseau's, wie an dessen Eremitenleben, seine excentrischen Sonderbarkeiten und besonders auch an seinen Republikanismus erinnert, mithin für Richter's eigenthümlichen Ernst, wie für seinen Scherz, sein Leben und seine Bestrebungen, ein ähnlicher Name ein vollkommen passender Träger schien — ein Name, mit dem er sich gewissermaßen eine poetische Jacobinermütze auf das Haupt setzte, unter welcher die deutsche Philisterhaftigkeit der Gesinnung und jede von dem Conventionellen in der Kunst wie im Leben angenommene Rücksicht abzulegen, dennoch aber nach deutscher Art gewissermaßen die bürgerliche und persönliche Existenz des Verfassers zu verbergen war. —

Von diesen Puncten aus ging er an die Bearbeitung des Hesperus, fünf Monate nach Vollendung der unsichtbaren Loge; und mit Hülfe jener äußeren Eindrücke und Ermunterungen, so wie der höchsten inneren Anstrengungen, blühte während der einundzwanzigmonatlichen Geburtzeit dieser Schöpfung alles in ihm auf, dessen Knospen und Keime nicht unterdrückt waren; —

wiewohl er selbst — und das gab ihm hauptsächlich dazu den Muth und die Kraft — noch auf ganz andere Gestaltungen seines Seins und aus denselben hervorgehende Weltschöpfungen in der Zukunft hoffte. Seine moralischen, dichterischen und intellectuellen Lehrjahre vollendeten sich. Wie er sich als Mensch und Dichter, und wie sich seine Lebensweise in dieser Zeit gestaltete: so blieb er, trotz seines Strebens, unabänderlich bis an das Ende seiner Laufbahn. — Doch begleiten wir ihn sogleich in die Werkstatt des Hesperus, neben welcher er seine Schwarzenbacher Academie, doch, wie bereits erwähnt, nicht mehr als Dichter, sondern als Lehrer, forttrieb.

Da im Allgemeinen binnen der Zeit, die zwischen der Beendigung der unsichtbaren Loge und dem Beginn des Hesperus mitten inne lag, die extensiven Mittel Jean Paul's sich nicht vermehrt hatten und auch während der Arbeitzeit wenig Zuwachs erhielten: so mußte er schon darum auf demselben Boden und mit demselben Charakter- und Intriguenstoff das neue Gebäude aufzubauen versuchen. Der ganze Unterschied zwischen dem Hesperus und der unsichtbaren Loge ist somit im Wesentlichen der: daß der erstere, mit dem geschickter benutzten Material, als ein nicht zu groß Angelegtes und das Hindernde für andere Zwecke Ausscheidendes, ein bis unter Dach gebrachter Bau ist. Was in dieser Beziehung dem Dichter des Hesperus über die in ihrer spätern Anlage bei weitem höher strebende unsichtbare Loge eine so große Ueberlegenheit gab, war: daß er bis zur Vollendung des Grundrisses in kurzer Zeit glückliche Liebe gewann und wieder verlor, und daß er aus den Mißgriffen und Irr-

thümern, die bei der unsichtbaren Loge begangen worden waren, Lehren folgerte, und diese zu benutzen verstand. Er wußte sich nämlich in Bezug auf die Charaktere, wie auf die Intriguen und auf das zu erreichende Ziel, zu beschränken. Statt wie dort nämlich sich von drei gleichbedeutenden Charakteren repräsentiren zu lassen, schmolz er den Ottomar, den Fenk und den Gustav in eine Person zusammen und theilte dasjenige von ihrem Wesen, was der Harmonie und der Schönheit eines Helden, der das Interesse und die Liebe der Leser an ein glückliches Ziel mitbringen sollte, Eintrag that, theils Nebenpersonen zu, theils dem, eben deshalb ganz subjectiv in den Roman nicht bloß eingeführten, sondern sogar in die Handlung verwickelten Erzähler, wie den zu ungeregelten und zu derben Fenk'schen Spaß. Was die Intrigue anbetrifft, so stellte er, wie es sich auch durch jene Charakteranordnung von selber bedingte, die der Fürstenhäuser in der Schilderung eines hohen Fürstenjünglings in den Hintergrund, so daß sie ihn der Schilderung edler fürstlicher Gestalten überhoben, und brauchte sie nur als eine das Ganze zusammenhaltende Maschinerie, welche zugleich seine Bühne in die Nähe eines Thrones rückte, so daß er die höheren Stände zur Disposition hatte und seiner Satyre nie die hervorragendsten Puncte zu entziehen brauchte. Dagegen brachte er die in der unsichtbaren Loge bereits angelegte Liebesverwickelung, in sofern sich die Hauptpersonen wegen Unkenntniß und Unklarheit ihrer verwandtschaftlichen Verhältnisse in leidenschaftliche Spannung versetzen, ganz in den Vorgrund, und benutzte nur die Hofintriguen auch noch dazu, diese Verwickelung durch

die Verwirrung der bürgerlichen und geselligen Verhältnisse vielseitiger zu machen. — Zu gleicher Zeit gab der Platz, den Ottomar und Fenk räumten, Gelegenheit, dem mißtrauischen und eifersüchtigen Freunde desselben thätigen Antheil an der Handlung auf der um sehr Viel heruntergezogenen Bühne zu geben. Die Vereinigung jener drei männlichen Hauptpersonen in eine zwang nun auch den Dichter, mit einem bereits erwachsenen Helden aufzutreten, und nöthigte ihn zugleich, alles unmittelbar Belehrende, das Gepräge eines Lehrcompendiums an sich Tragende, zu entfernen; — wie der ächte Dichter seinen Zweck nur durch Handlung und durch Resultate in seinen positiven oder negativen Charakteren veranschaulichen soll. Statt des Zöglings mußte er vorführen den Erzogenen, statt der Erziehstube den Lehrer. —

Im Allgemeinen aber ist die poetische und pädagogisch-psychologische Tendenz des Hesperus durchaus die nämliche, als die in der unsichtbaren Loge, nur mit dem Unterschied: daß der bereits ausgebildete Held, gewaffnet mit dem Witz und einer dennoch neben demselben ausgebildeten und nicht unterdrückten Empfindung und in der bereits zu Stande gekommenen Harmonie beider, die Prüfungen, welche im Leben die große Welt und die Liebe stellen, dadurch eben besteht — mit einem Wort: er ist ein jugendlicher, verklärterer Humorist, der vollkommene Abdruck des Dichters, der durch die Gestaltung desselben auf's Neue seinen Optimismus bewährte. Auch die Verhältnisse, welche diese Doppelnatur in Victor motiviren, sind im Wesentlichen ganz dieselben, nur erscheinen sie natürlich unter andrer Form, und wenn auch in

der Scenerie weniger poetisch als in der unsichtbaren Loge, doch dramatisch lebendiger. Was in der ersten der Herrnhuth'sche Genius war, ist der mit dem Victor, den der Dichter vergeblich als einen Jüngling darzustellen sucht, im Hesperus bereits zum ältern Manne herangereifte Indier Dahore oder Emanuel. — Derselbe hat elf Jahre lang in London den Knaben Victor erzogen; aber nicht unter der Erde, sondern auf englischem, das heißt für Jean Paul, welchem Sterne, Swift, Pope und Young's Satyren in der Vorstellung England mehr vertraten, als des Letztern „Nachtgedanken": auf witzigem und humoristischem Boden, auf industriellem und practischnützendem ohnehin. — So wie man daher schon darum Gustav's Kindheit und Jugendzeit von Victor ebenfalls durchlebt ansehen muß: so gehet offenbar zugleich auch aus dem Hesperus hervor, daß der Dichter schon in der unsichtbaren Loge die Idee hatte, den Herrnhuth'schen Genius wieder vorzuführen und ihn dieselbe Stelle, wie Emanuel im Hesperus, einnehmen zu lassen*). Aber nicht bloß der erste Abschnitt von Gustav's Jugend ist dem Victor in seiner Erinnerung zugetheilt, sondern auch der, welchen der Dichter Jenem aus seiner eigenen schenkte; ja, er machte Victor's Jugend der seinigen noch ähn-

*) Selbst in der unsichtbaren Loge deuten zwei Stellen darauf hin. Erstens läßt er den Genius, trotz seiner Jünglingsgestalt, bereits zweiunddreißig Jahre alt sein; zweitens führt er ihn, nachdem er lange verschwunden, plötzlich zu Anfange eines Kapitels neben Ottomar, Gustav und Fenk unter den hohen oder „Festtagsmenschen" in seinem Romane an. Und im Hesperus wiederholt sich bei der Erzählung von Victor's Kinderjahren die erste Bezeichnung für den Dahore wörtlich.

licher, indem er ihn ebenfalls auf einer Pfarre sie verleben ließ, jedoch den nach dem Zweck des Werkes modificirten Charakter des Helden dadurch motivirte: daß er ihn weniger an empfindungsvolle Erlebnisse aus derselben, sondern mehr an komische sich erinnern ließ und gewissermaßen so darstellte, als habe derselbe schon damals das Ernste gemüthlich zu parodieren gesucht. Auf diese Weise sollte also von Victor abliegen eben so fern eine Alles verflüchtigende und die Energie auflösende Schwärmerei, wie der Alles zersetzende und negierende Satyr; welche beide jene Harmonie aufheben, die die Erreichung von etwas Großem, so wie ein edles Lebensglück nur allein möglich macht. — Einem geistig gesunden Helden mußte natürlich eine gleiche Heldin zur Seite stehen, die eine solche Höhe behauptete, um dem ersteren Interesse einflößen zu können, und welche für seine Weise Sinn und Empfänglichkeit zu haben im Stande war. Sie durfte daher nur mittelbar in die Nähe des Erziehungskreises gerathen, dessen Einwirkungen von der einen wie von der andern Seite eben nur ein Mann zu widerstehen Kraft genug gehabt hätte. — Damit sie jenen leidenschaftlichen Scenen nicht, wie Beate, unterläge: wurden ihr auf der einen Seite ein weniger feindlicher Boden im älterlichen Hause, auf der andern Seite aber in der Poesie Emanuel's eine die höhern Seelenkräfte stärkende Schutzwehr gegeben; indeß sie dennoch fern genug von ihm gehalten ward, um nicht von derselben aufgelößt zu werden. So ist sie nicht direct in die Hände Emanuel's gegeben, sondern ist durch eine Freundin, Giulia, und später durch Victor selbst, nur von Zeit zu Zeit an ihn geknüpft; und

hier tritt denn schon dieser Gedanke hinsichtlich des Verhältnisses und der Wirkung der Poesie auf das weibliche Geschlecht näher heran. —

Auf diese Weise hatte der Dichter von vorn herein aus den beiden Hauptcharakteren psychologisch alles entfernt, was ihrem Romanleben auf irgend eine Weise den Keim der Zerstörung hätte mit sich führen können; wie in der unsichtbaren Loge bei allen fünf Hauptfiguren, wohin wir außer Beate auch noch den Genius rechnen. Aber er sorgte auch durch die äußeren Verhältnisse dafür, den Helden immer von Lebenskreisen ausgehen und ihn in sie zurückführen zu lassen, die der Dichter vollkommen kannte und darum zu beherrschen im Stande war. Dagegen wußte er auf der andern Seite, durch die Verwikkelung ihn mit den Höchsten wie mit den Niedrigsten in Berührung zu bringen. Den psychologischen Motiven des Charakters und den äußerlichen der Verwickelung, so wie den Bedingungen, welche die beschränkten Erfahrungen des Dichters im Betreff der zureichenden Ausfüllung des Raumes durch Ausmahlung ihm bekannter Zustände und die nothwendig zu beschränkenden Ideenkreise des Helden forderten: wurde darum auf gleiche Weise durch die Beibehaltung des Fenk'schen Standes entsprochen. Die Unabhängigkeit, welche der Humor fordert, ist einem Arzt gegeben, dem aber dennoch Fürstenpaläste wie Hütten offen stehen.

Nachdem diese Hauptpersonen, als die leitenden Achsen, um welche sich alles übrige drehet, dadurch der Grundidee gerettet waren, daß alles Negative von ihnen ausgeschieden worden, konnten die moralischen und intel-

lectuellen Irrthümer auf die eindrucksvollste Weise, selbst bis zu ihrem vernichtenden Grade, an Andern dargestellt werden; und der große Fortschritt von des Dichters poetischer Intellectuellität besteht hauptsächlich darin: daß er die zerstörenden Folgen dieser Irrthümer nicht mehr an denen darstellt, die deren Einfluß durch Zufall anheim fallen, sondern an denen selbst, von welchen sie ausgehen; — und daß er im Gegentheil auf poetische Weise den Zufall denen, die von den Urhebern der Irrthümer hätten verschroben werden können, zu Hülfe kommen läßt. So verzehrt seine herrnhuth'sche, bis zum Wahnsinn der Schwärmerei steigende, empfindende Phantasie den Genius oder den Dahore bis zu einem solchem Grade: daß er in dem Moment seiner höchsten Verzückung, wo er das Hinaufsteigen in die unthäthig ersehnte zweite Welt erwartet, von dem Eindruck eines aufspringenden Pulverthurms vernichtet wird. Eben so wird der kalte, ohne Glauben an ein Jenseits handelnde Lord, nach der Erreichung eines großen Zwecks, die ihn ohne eine weitere große Beschäftigung läßt, ohne welche aber die Erde ihm zu leer und zu matt, und auf ihr gar nichts mehr des Strebens, des Hoffens und des Wünschens würdig erscheint, aus Mangel an aller Phantasie ein Selbstmörder, der sich auf einer dunkeln Cypresseninsel erschießt.— Man sieht, daß sich Ottomar in diese beiden Charaktere gespalten hat, und daß der Dichter ebenfalls in Verlauf der Arbeit der unsichtbaren Loge diesen Charakter auch schon darum aufgeben mußte, weil die bloße Vereinigung einer nach dem Jenseits strebenden Phantasie und einer Seele, die wegen innerer Leere verzweifelt an der Erde und mit

dem Wunsch der Auferstehung den der Vernichtung theilt, eine Unmöglichkeit ist. —

Die Nothwendigkeit, dem Freunde des Helden einen thätigen Antheil an der Handlung einzuräumen, und durch dessen kräftig sich äußernde Eifersucht und mißtrauische Gesinnung das Glück der Liebenden von außen, nicht bloß durch die Verwirrung und Unklarheit ihrer bürgerlichen Verhältnisse, stören zu lassen: erzeugte den Charakter des Flamin. — Ein solcher, wie Amandus, mit passiven Tugenden und Fehlern, die nur quälen, aber nicht handeln konnten, war hier nicht mehr zu brauchen. Es war ein doppeltes Problem in ihm zu lösen: ihm so viel Kräfte zu geben, daß er schaden; doch auch so viel kräftige Tugenden, daß er der Freund Victor's sein konnte. Der Dichter benutzte sehr geschickt diese Forderung, um ihn auf eine andere Weise, als den siechenden Amandus, zu der Hauptidee in irgend eine Verbindung zu bringen. Man könnte ihn den jüngern Lord Horion nennen. Wie dieser, ist er ursprünglich ohne Phantasie, schätzt das Dichterfeuer nicht, erwartet daher Alles von diesem Leben, sowohl das Ziel und den Nutzen alles Strebens, wie alles Glück; es fehlt ihm darum eine höhere Idee, welche ihn über die Fehlschlagungen irdischer Wünsche, die seine Seele ganz einnehmen, zu erheben vermöchte. Darum beherrschen ihn alle Leidenschaften; der Zorn macht ihn blind, die Begier zu handeln und zu nützen tollkühn; er ist jeden Augenblick in Gefahr, sich und Andere zu verderben; seine Freundschaft wie seine Liebe sind daher nur zerstörend. Dennoch aber ist er ebenfalls der Schüler Dahore's und der Freund Victor's. Daher haben seine Lei-

denschaften an sich edlen Zweck. So wie er selbst mit Ungestüm sich ein Glück auf der Erde sucht, weil er kein geistig höheres kennt, und er darum, so lange er Clotilden liebt, für nichts anderes Sinn hat, als für ihren Besitz: so kennt er auch für Andere kein höheres Glück, als das irdische, das er ihnen verschaffen will. Feind alles Träumens, ist er Jurist, Politiker, Jacobiner, und will Institutionen einreißen und aufbauen, aber nur immer in der Leidenschaft, welche, nur die Gegenwart und den Augenblick vor Augen, nicht für die Zukunft schaffen will, sondern sogleich beim ersten Einfall — und wenn es ihn selbst mit hinabrisse. — Er kann daher eben so wenig Lebenshindernisse ertragen, wie Dahore; aber er spießt sich an den Stacheln des Lebens, während Jener unter einsame Blumen sich vor ihnen verbirgt. Es ist vorauszusehen, daß er untergeht, wenn ihn ein großes Herzweh trifft, oder wenn er keinen großen weiten Wirkungskreis ohne Hindernisse erhält. Darum wird er vor dem erstern gerettet, weil die Liebe zu Clotilde an der Entdeckung, sie sei seine Schwester, sterben muß, und weil zugleich dieselbe Entdeckung, die ihn zu einem der natürlichen Söhne des Fürsten macht, ihn aus dem Kerker, wohin ihn sein Ungestüm geführt, zu einem hohen Wirkungskreis erhebt. Flamin ist darum nicht nur ein sehr bedeutender, sondern auch der lebensfrischeste und in künstlerischer Hinsicht gelungenste Charakter des Romans, und auch darum von ungemeiner Bedeutung, als es der einzige edle jugendliche Charakter in allen Schöpfungen Jean Paul's ist, zu dem er aus sich selbst gar nichts gethan hat und der völlig objectiv außer ihm steht. Er hat zugleich nicht nur den

bestimmtesten Umriß, sondern auch nichts von der Weichlichkeit und Zerrissenheit, wie alle ernste aus des Dichters Seele allein hervorgegangene Charaktere. Er steht als das kräftigste Zeugniß dafür da, was Jean Paul in künstlerischer Beziehung hätte leisten können, wenn er Mehrere im Leben in der Bildungsepoche neben sich hätte stehen sehen. Wer war aber das Vorbild? — Christian Otto — ergriffen von dem zu gleicher Zeit mit dem Beginn des Hesperus erfolgten Ausbruch der die französische Revolution bekämpfenden Kriege, und noch nicht völlig durch den Freund in seiner Selbstständigkeit vernichtet, im Gegentheil durch denselben auf eine Zeit lang in seiner eigenen Sphäre emporgehoben. So ist denn auch Flamin selbst durch die Berührung mit dem plastischen Dahore wärmer geworden, als er es eigentlich der Natur nach sein kann, indem durch diesen, — und dies knüpft ihn namentlich an des Dichters psychologisches System, — zwar nicht seine Phantasie erweckt, wohl aber seine Leidenschaften stärker und wärmer geworden sind; während das mathematisch-praktische Talent in ihm unausgebildet blieb. Darum nun nimmt er gerade von den Engländern, mit welchen er umgeht, nur deren ernste Tollheiten an. Auch ihm kommt also somit der Zufall zu Hülfe, so wie dem Vorbilde Otto, das zwar durch die spätere Berührung mit dem excentrischen Freunde aus den Fugen des bürgerlichen Lebens herausgebracht und mit untergeordneten Thätigkeitskreisen nicht mehr zu befriedigen ist, dem das Leben aber durch die gewährte stete Anschauung und Beschäftigung mit dem Freunde ausgefüllt wird. —

Doch es ist nun endlich Zeit, die Intrigue und Ver-

wickelung des Hesperus, an denen diese Ideen zur Anschauung gebracht werden und welche die dazu nöthigen Scenen herbeiführen, klar vorzulegen. Es ist dies bei keinem Romane so nöthig. Sie sind verwickelt, und dem Dichter wurde stets die Anschaulichmachung der Intrigue durch die Handlung oder in dem Mund der Charaktere äußerst schwer. Er erzählt dieselbe darum fast episodisch gelegentlich, und vermochte selbst dabei nicht seine Metaphernsprache zu vergessen. Endlich wollte er sonderbarerweise die Leser gern durch die Verwickelung spannen und überraschen, und das ohnehin etwas Unklare noch mehr verstecken. — Hunderte haben vielleicht den Hesperus gelesen und sind von ihm entzückt worden, ohne sich je von dem Gange und von den Motiven klare Rechenschaft geben zu können.

Der Fürst Januar, der letzte Sproß eines Fürstenstammes, hat sich durch frühere Ausschweifung zur ehelichen Fortpflanzung seines Geschlechtes untauglich gemacht, dagegen auf seinen früheren Reisen fünf Söhne gezeugt. Der Lord Horion, ein Engländer, der nach dem Verlust seiner geliebten Gattin nach einer Thätigkeit dürstet, welche ihm die Leere des Herzens mit dem Getriebe weit eingreifender Staatspläne ausfülle, bemächtigt sich des Fürsten als Leiter, und sucht dem Lande in jenen Söhnen desselben künftige, kräftige und tüchtige Regenten zu erziehen. Darum läßt er diese Kinder, für welche er dem Fürsten ein Interesse erweckt, verbergen, um sie ohne allen störenden Einfluß erziehen zu lassen, und um dadurch, daß er sich allein als denjenigen darstellt, der durch seine Geistesüberlegenheit diese Kinder wieder zu verschaf-

sen wissen würde, den Einfluß über den Fürsten sich zu erhalten. Dieser wird ihm besonders von dem Minister Schleunes und dessen Sohne Matthieu zu entziehen gestrebt, und diese Beide suchen besonders die Kinder des Fürsten aufzufinden, um sich durch sie emporzuschwingen. Von den Söhnen des Fürsten greift nur einer direct in die Handlung ein: der Freund des Helden; und deshalb werden wir auch nur mit den Mitteln, wie dieser verborgen, und mit der Weise, wie er erzogen worden, näher bekannt gemacht. Flamin, der Letztgeborene, dessen Mutter, eine Nichte des Lords, ein anderer nach Einfluß auf den Fürsten strebender Höfling, der Kammerherr Le Baut, in dem Augenblick heirathet, wo der Lord nach den in Frankreich gelassenen anderen vier Söhnen ausgeschickt wird, soll eben aus England nach Deutschland zurückgenommen werden. Es droht dem Lord, daß der Fürst über dem Besitze Flamin's die übrigen Kinder vergessen und durch die Frau Le Baut's und deren Sohn ganz in die Hände des ersteren gerathen werde. Der Lord kommt zur rechten Zeit hinzu, beredet die Mutter Flamin's, seine Nichte, sich mit demselben von dem in seiner Schlechtigkeit ihr geschilderten Kammerherrn zu trennen, ihm das Kind des Fürsten zu überlassen, und vertauscht es mit dem zugleich geborenen Sohne des Predigers Eymann, der den Fürsten auf der Reise begleitet und auf derselben eine Kammerjungfer Le Baut's geehlicht hat. Um sich für die Fälle der Abwesenheit von dem stets zu beobachtenden Fürsten einen Stellvertreter zu erziehen, nimmt er den mit dem Fürstenkinde vertauschten Sohn des Pfarrers, Victor, den Helden der Geschichte, an

Sohnes Statt an, da sein eigener, Julius, blind geboren ist. Verstehend, Menschen der verschiedensten Art als Mittel zu gebrauchen, übergiebt er die Kinder Flamin, Victor und Julius dem Dahore zu erziehen, und läßt dann Flamin und Victor nach Deutschland gehen, um sie erst im Hause von Flamin's Adoptivvater, dem Pfarrer, dann den Flamin, seiner Bestimmung gemäß, die Rechte, den Victor, seinen angenommenen Sohn, Medicin studiren zu lassen, um ihn später als Leibarzt zu dem Fürsten zu bringen. Seine eigenen Kinder, Julius und Giulia, hat er ebenfalls in seine Nähe kommen lassen, jedoch an einen andern Ort und ohne Wissen Victor's, der durch den weichen Indier für die ihm bestimmte Rolle auf die Länge untauglich hätte gemacht werden können. Darum nimmt Dahore in Deutschland den Namen Emanuel an. Clotilde, das zweite Kind von Flamin's Mutter, jedoch mit Le Baut noch in London erzeugt, ist ihrem Vater nach Deutschland gefolgt, der sich nach seinem Sturz bei Hofe auf sein Gut St. Lune zurückgezogen hat, wo auch Eymann, der Vater Victor's und Pflegevater Flamin's, Pfarrer geworden war. Von da aus ist sie mit Giulia, und durch diese in deren Wohnorte Maienthal mit Dahore bekannt worden, und wird von Letzterem, als sie erwachsen ist, dem durch Schmerz über den Verlust seiner Gattin allmählig blind gewordenen Lord zur Vorleserin seiner Briefe, und somit zur Vertrauten von dessen großen Geheimnissen, empfohlen. Matthieu aber, der Sohn des Ministers Schleunes, ein schlauer ebenfalls excentrischer Bursch, dessen reiche Phantasie von einem durchaus verderbten Herzen geleitet wird, und dem

der Dichter die sonderbare Fertigkeit zulegt, die feinsten Stimmen, sogar die einer Nachtigall, täuschend nachzuahmen, wittert das Vorlesen Clotildens aus, schleicht sich an ihre Stelle zu dem blinden Lord, lies't ihm einen eingegangenen Brief vor, kommt so hinter die Geburt Flamin's, und schließt sich darum an diesen an, abwartend, ob er nicht auch hinter die übrigen Pläne des Lords kommen könne. Letzterer ahnet diesen Betrug, und ist bei Eröffnung des Romans im Begriff, seinen Gegnern durch die Herbeiführung aller Kinder entgegen zu kommen, wird aber durch den Umstand daran gehindert: daß der fünfte Sohn selbst ihm verschwunden ist, und er muß sich darum aufmachen, denselben durch Europa aufzusuchen. Von diesem Moment an bis zum Auffinden dieses fünften Fürstensohnes geht der Roman, und alle Handelnde werden durch die Folgen in Bewegung gesetzt, daß Einigen das Geheimniß, welches während der Abwesenheit des Lords ferner verschwiegen werden muß, bekannt ist, Anderen aber nicht, während zugleich Victor seine Stelle als Leibarzt des Fürsten antreten muß. Das handelnde böse Princip des Romanes ist Matthieu. Er befördert absichtlich die sich verirrende Liebe Flamin's zu Clotilden, seiner Schwester, seine Eifersucht und sein Mißtrauen gegen Victor, und bringt den Hitzkopf, dessen Republikanismus durch die Ankunft dreier junger Engländer noch mehr entflammt wird, in die gefährlichsten Lagen, um sich nachher ein Verdienst daraus machen zu können, dem Fürsten seinen Sohn durch Aufdeckung des Geheimnisses in Bezug auf Flamin erhalten zu haben, und den Lord als den Anstifter dieser Verwirrung durch seine geheimen

Machinationen, und namentlich auch als der Verpflanzung revolutionärer Grundsätze in die Seele der angeblich nur deshalb geheim erzogenen Regentensprossen, verdächtig zu machen und zu stürzen. Als der fünfte vom Lord vermißte Sohn nun wird der Dichter selbst erkannt, und seine Herbeiführung endigt zur rechten Zeit die Verwirrung. Alle übrigen Nebenverwickelungen laufen natürlich aus diesem Hauptfaden.

Man sieht auf den ersten Blick bei allem Excentrischen, äußerlich Unwahrscheinlichen, an die erste Kindheit der Poesie erinnernden Erfindung dieses Planes dennoch die ungemeine Anlage des Dichters auch in dieser Beziehung, und wozu sie in der Mitte eines reicheren Lebens sich hätte heraufbilden können. Mit sehr großer Geschicklichkeit ist der Plan angelegt, um allen Reichthum und die Tugenden des Dichters entfalten zu lassen und alle Gelegenheiten, wo seine Kräfte nicht ausreichen würden, zu entfernen. Auf der einen Seite knüpft sich diese Welt an seine einsame Seele und an seine dürftigen und idyllischen Umgebungen an, und auf der andern setzt sie ihn in den Stand, die Fühlfäden aus seinem Schneckenhause nicht nur bis an Throne, sondern sogar bis an die erschütternden Weltereignisse der Zeit auszustrecken. Er hat es zwar aufgegeben für jetzt, einen edeln Fürstensohn zu schildern, aber er schließt einen solchen darum aus den Roman nicht aus, sondern führt von den fünf Fürstensöhnen nur zwei besonders ein, die mit Mängeln und Schwächen, wenn auch nicht unedlen, behaftet sind, läßt die drei andern, eben jene Flamin emporhebenden Engländer, nur vorübergleiten, legt ihnen aber glühendes

Freiheitgefühl, Haß gegen Unterdrückung und Verachtung philisterhafter Beschränktheit bei, und giebt so wenigstens seiner Phantasie freien Spielraum, den eigentlichen titanischen Jüngling, der in seiner Einbildungskraft noch nicht sich entwickeln kann, sich unter denselben verborgen zu denken. — Dagegen aber führt er durch die französische Revolution, deren begeisterter Anhänger er stets gewesen und deren vorübergehende Ausartung ihn nie irre gemacht; — er führt in ihr die ganze große neue Zeit wie eine über der ganzen Menschheit hellleuchtende Wolke an dem Rande des Gesichtskreises vorüber, den er von der Höhe seines inneren Tabor überblickt. Während er sich ferner mit dem Glücke und dem Schicksale zweier Liebenden zu beschäftigen scheint, hat er weder die psychologische Idee der unsichtbaren Loge, noch das hohe Ziel: einen kräftigen Menschen auf den höchsten Höhen des äußeren und inneren Lebens zu schildern, aus den Augen gelassen. — Er ist sich zwar bewußt, daß er von jenen Ideen nur einen Theil hier wieder darzustellen vermögen werde, zeigt aber das Höchste in weiterer Ferne. Er will sich nur nicht von einer zu gewaltigen Idee, welcher er sich noch nicht gewachsen fühlt, überwältigen, an den Beginn abermaliger Riesenruinen die Kräfte nicht verschwenden, und sich von dem Anbau und der Belebung der um ihn liegenden Blüthenfelder und Auen nicht abhalten lassen. Dies und sein Seelenzustand, die damaligen Grade und Verhältnisse seiner Kräfte, wie seine nächsten Umgebungen bestimmten durchaus die Zusammenstellung ganz verschiedener Lebenskreise. Hierdurch bedingte sich nothwendig das Excentrische des Planes, weil

jene sowohl verschiedene und entgegengesetzte Stoffe, als Manieren der Darstellung forderten: nämlich solche, in welche der Dichter bei einer Gelegenheit die Liebe abtheilt: niederländische, französische, italiänische. — Es drängte stürmend in ihm, die reine hohe Liebe darzustellen, die Seligkeit derselben und ihr Weh, bei deren Vorstellung früher schon sein ganzes Herz gezittert, die er so eben sogar selbst zu fühlen angefangen, und bei deren Herantreten sein ganzes Innere sich ergoß! Auf der andern Seite aber trieb es ihn wieder, jene weichen verschwindenden Sehnsuchtklagen laut werden zu lassen nach einem höhern Sein, welches er noch nicht kannte; jener Sehnsucht, die ihn nie verließ, weil ihm seine wirkliche Liebe die Seele nicht auszufüllen vermochte, und die Täuschung schon nach einem halben Jahre geschwunden war; eine Sehnsucht, die sich abermals wieder nur an ein Jenseits zu knüpfen wußte. Zugleich aber, — und dies steht fast als causa movens mit jener durch eine Liebe, wie sie sich ihm darbot, nicht mehr zu befriedigenden Sehnsucht wechselwirkend im Zusammenhange, — forderte die Satyre, der Witz und die Laune ungestüm ein eben so großes Feld, wie jener Ernst; beide, die ernste Empfindung wie der Scherz, waren nur durch das Idyllische, welches der Empfindsamkeit wie dem Komischen angränzen durfte, zu verbinden; bei einem Dichter zumal, der Idyllisches nur um sich her sah, und der die Hauptcharaktere aus seinem Ich und aus seinem Leben zu bestreiten hatte. — Die Verwickelung beruht darum überall rein nur auf diesen inneren Motiven. — Wenn Victor die höhere Natur und die höhere Stellung haben sollte, die ihm nöthig,

so mußte er als Sohn eines Lords erzogen sein und scheinen; der gemüthliche und milde Humor dagegen war nur in idyllischen und untergeordnetern Umgebungen zu motiviren. Um daher den schneidenden Contrast zu vermeiden, mußte er in des Dichters Pfarrhaus; und deshalb seine Doppelvertauschung als Kind. — Mit dem allergrößten Unrecht aber hat man die komische Weise, mit welcher der Dichter sich einmischt, und die Vielen widrige Anordnung, daß ihm ein Spitzhund die Kapitel bringt, für eine motivlose, rein launenhafte, muthwillige und geschmacklose, gesuchte Sonderbarkeit angesehen. Sie war ihm unbedingt geboten; — einmal wegen des oft erwähnten, durch Verkümmerung seiner plastischen Erfindungskraft hervorgerufnen, Mangels an Mitteln, den Reichthum an Gedanken und Anschauungen anders, als subjectiv und durch Unterbrechung der Illusion darzulegen; und deshalb unterbricht er ja auch hier mit philosophischen Auseinandersetzungen, ernsten Empfindungen die Handlung, und redet mit solchen sogar seine Charaktere selbst an. Auf welche Weise aber wäre zweitens die, von dem Satyrkopfe seines Janus geforderte, Parodie der Bestrebungen der leitenden Hauptperson, die nicht mehr er selbst, wie in der unsichtbaren Loge, sondern ein erhabener Charakter war, und die dort daher dem Legationsrath Oefel zugetheilt werden konnte, weil die Verspottung aus dem Roman heraus auf den Dichter selbst, als einen Pädagogen und zugleich Lebensbeschreiber des Zöglings, zurückfiel — auf welche genialere Weise, sagen wir, hätte diese von ihm angebracht werden können, um durch das Klingeln der Schellenkappe die Harmonie des Gan-

zen nicht zu stören, und den handelnden edleren Personen dabei nicht einen Theil der zu ihrem organischen Leben nöthigen Charakterbestandtheile zu nehmen? — Mit sehr richtigem Tact übernahm er daher, außer dem Roman, diese Rolle, die ihn als den nöthigen wesentlichen Bestandtheil erscheinen, und ihm dabei doch volle Freiheit ließ, sich nur hineinzumischen, wenn er es für nöthig fand, ohne darum den Gang der Handlung zu erschweren. — Er konnte so, ohne Beeinträchtigung der Charaktere, und ohne bei der Identität vieler Züge im Autor und in der Hauptperson im Roman selbst zwei Charaktere in einander überfließen zu lassen, für sich eine Rolle behalten, welche den Victor von dem schönen Postamente, auf welches er ihn stellen wollte, heruntergezogen hätte, und die bloß im Grade, nicht aber in der Art, von jener unterschieden war. Auf diese Weise faßte er mit seiner Persönlichkeit das Gemählde in einen satyrischen Rahmen, verband, ohne die Illusion zu vernichten, das Poetische mit der Wirklichkeit, und gab dem ersteren, bei aller Idealisirung, nur um so größere Wahrheit. Er behielt dadurch alle Freiheit der Sterne'schen Subjectivität, indem er alles Störende derselben vernichtete; und wußte selbst aus der plastischen Armuth des Humors, aus welcher jene Subjectivität geboren wird, weil er aus Mangel an hinreichenden Formen, in die er Alles, was in ihm lebte, ergießen könne, die wenigen, die er geschaffen, wieder vernichtete, einen neuen Charakter für seine Romane zu erzeugen: einen handelnden Autor, welcher, während er die Handlung beschreibt, ohne es zu wissen, in sie verwickelt ist; an der Handlung Theil nimmt, und

dennoch ihr zuschaut. Es gehörte hauptsächlich nicht bloß Genialität der Erfindung dazu, sich diese Rolle zuzutheilen: sondern auch, da sie eine lächerliche war, ein genialer Muth, seine Persönlichkeit, die gerade in Deutschland am wenigsten von einem Autor getrennt wird, auf diese Weise Preis zu geben. Und dieser Muth konnte, zumal bei seiner Sehnsucht nach dem Genuß ernster Achtung und Liebe, nur aus der Ueberzeugung von der unabänderlichen Nothwendigkeit dieser Anordnung und zugleich aus der heißen Liebe zur Kunst und zu seiner Bestimmung, aus der Entschlossenheit, mit jedem Opfer die Erzeugung einer gewaltig einwirkenden Schöpfung zu erkaufen, hervorgegangen sein.

Nicht minder irrig hat man bei dem Charakter des Dahore und dessen Sterbescene die Absicht und die Motive des Dichters beurtheilt. Weil er ihn mit aller Gluth des Herzens und der Farbe, mit der wahrsten und tiefsten Empfindung und mit dem Aufwand aller Phantasie und erhabener Gedanken, und das verklärte Sterben eines aus dieser Erde nach dem Jenseits beständig sich gesehnt habenden Wesens als eine unendliche Seligkeit für diesen mit erschütternden Farben und entzückter Seele geschildert: glaubte man, Dahore sei ein Ideal des Dichters, zur Nacheiferung hingestellt, und schalt auf die entnervende Wirkung eines solchen Vorbildes. — Aus Allem, was wir bisher entwickelt, geht die Widerlegung dieser Meinung hinlänglich hervor. Jean Paul krankte selbst an diesem Emanuelismus. Aber gerade weil er diese Krankheit fühlte, stellte er sie dar, theils um dadurch selbst an ihr zu gesunden, theils um Andern sie als War=

nung vorzuhalten. Wie er diese Krankheitmaterie los geworden, so sollten sich Andere daran heilen. Um die Intention des Dichters zu mißverstehen: muß man ganz die Bedeutung des in einem Verzückungaugenblicke dazwischen fahrenden verzerrten Wahnsinnigen mit der abgehauenen Todenhand übersehen, und den Umstand: daß dieser mehr als einmal nachdrücklich die Todesanzeigen auf dem Gesicht Emanuels erblickt und den Leser daran erinnert, daß er einen körperlich Kranken, der Verwesung seiner Kräfte Entgegengehenden, vor sich hat. Und, gewiß, es kostete dem Dichter viel, mit diesem widrigen Bilde in seine Blumenwelt hineinzufallen! — Das Mißgeschick verfolgte Jean Paul auch bis über sein Grab hinaus darin, daß die Extravaganzen in der Form, zu denen er seine Zuflucht nehmen mußte, um dem Verhältniß seiner Kräfte gemäß Schöpfungen hervorzubringen, in den Kritikern und in den Lesern die Idee vollkommener Regellosigkeit und launenhafter Willkür des Dichters erzeugten, und Niemand sich daher die Mühe nahm, ihn ganz zu begreifen, noch weniger, der großen Menge als Führer zur richtigen Auffassung zu dienen und ihn gewissermaßen, was er vor allen nöthig hatte, zum Publicum in ein richtiges Verständniß zu setzen. — Dagegen hatte der sonst so klare, verständliche und wegen vollkommener Beherrschung seiner Materien bei weitem weniger Dolmetscher bedürftige G ö t h e eine Masse von Commentatoren, die überall Wegweiser und Warnungtafeln aufsteckten. Wie er sich selbst sehr richtig beklagt, fand Jean Paul entweder übertriebenes Lob, oder übertriebenen Tadel, und nirgend ein aufklärendes Urtheil; man belehrte

weder ihn, noch das Publicum. — Göthe durfte dagegen in der größten Ruhe und Bequemlichkeit, ohne die geringsten Winke fallen zu lassen, mit den glühendsten Farben geistig und moralisch sich verirrende, sinnliche, schwächliche, thörichte, negirende Charaktere ausmahlen und die poetisch schönen Verführungsmotive derselben in allem Glanze hinstellen: er war immer gewiß, daß Andere die Mühe übernehmen würden, sowohl die Moralität und reine Absicht des Dichters zu retten, als dem Publicum durch Erläuterungen so viel Gegengift, als nöthig schien, einzuträufeln. — Allerdings ist die weichliche Gefühlsschwelgerei und die poetische Apotheose einer nichtsthuenden, sich in Sehnsucht nach einer anderen Welt verzehrenden Träumerei und einer ewig nach Reizungen der Phantasie durch Blumenduft und Thränen wollüstig haschenden Einbildungskraft, die zu aller vernünftigen Thätigkeit untauglich macht, durch ihre ansteckende Gewalt äußerst gefährlich. — Aber warum, da sie ein allgemeines Weh der Menschheit ist, soll sie der Dichter nicht wie alle übrigen zum Gegenstande nehmen? um so mehr, da sie das Erhabenste und Heiligste berührt, was er denken kann? Warum soll der Dichter, der diese Krankheitmaterie der ganzen Menschheit, die bei den meisten schlummert und in ihrem Wesen darum unergründet von Zeit zu Zeit hervorbricht und ängstiget und quält — warum soll ein Dichter, dem die Schicksale seines Lebens diese „Krankheit am Irdischen,“ die im Grunde die kräftigste Gewähr für die höhere Natur und die höhere Bestimmung des Menschen ist, in so großer Stärke zuführten, warum sollte er sie nicht in eben dieser Stärke aus sich

herausſondern, electriſch damit ſeine Mitmenſchen berühren, und ſie durch heftiges Reißen an dieſer, um ſo heftiger ſich ſchwingenden, weil im nackten Nerv verborgen haftenden, Saite für die Aufnahme des edelſten Saamens erweichen? Warum ſollte er ſie nicht, wie ſich ſelbſt, von dieſer Krankheit heilen, indem er dieſelbe bis in ihr äußerſtes Syſtem verfolgt uud erſchöpft, und nicht dieſe Leidenſchaft „durch Mitleid und Furcht reinigen," wie es nach Ariſtoteles die Tragödie ſoll, und wie es Leſſing ſo ſchön erklärt? — Und muß er nicht, um alle dieſe Zwecke zu erreichen, gerade ihr Alles, was ſie Verführeriſches hat, zutheilen? und wird die beabſichtigte Wirkung nicht um ſo größer, je höher der Glanz daſteht, der den nagenden Wurm in ſich trägt? — Allerdings verſchlingt ein ſo an's Licht gezogener und entfeſſelter Dämon, nachdem ihn der Dichter beſiegt, noch eine Anzahl Opfer, die den Kampf mit ihm zu beſtehen haben und erliegen, weil die Menge zu des Dichters Kraft durch ihn ſelbſt erſt herangezogen werden muß, damit ſie feſt jenem Unholde in's Auge ſehen und dadurch der Verirrung bewußt werden könne. — Fielen dem Werther nicht Opfer? — Aber der Sieg iſt damit dennoch wohlfeil erfochten, und Alle nehmen nach und nach daran Antheil. Und ſo wie Jeder, der die Geſchichte der Entwickelung der Volksſtimmung und des innern Volkslebens in der Nation verfolgt, ſich überzeugen kann: daß Göthe's Werther nach den erſten Verheerungen, die er anrichtete, gerade die Vernichtung jener dunkel im Volke umherſchleichenden Liebeſiechheit herbeigeführt hat, indem er das: dahin führt's!" in ſeiner ſchrecklichen Troſtloſigkeit hin-

stellte: — eben so besiegte Jean Paul jene höhere und weit tiefer liegende und darum weit tiefer einschneidende Geistesschwärmerei, wenn er ihr auch noch manche Opfer lieferte. — Aber, wie er selbst bereits frisch, heiter, gesund, kräftig neben dem Emanuel dasteht: so zog er auch die Nation aus diesem Gefühlsdampfbade gesund heraus. Die Resultate seines Wirkens in dieser Beziehung sind vorhanden; wiewohl es eben sein Mißgeschick war, statt des Dankes, den er dafür, daß er gesund gemacht, ärndten sollen, für den Beförderer der Krankheit betrachtet worden zu sein. — Die Folge führt uns noch oft darauf zurück.

Dieses gesunde Heraustreten aus diesem Swedenborg'schen, Jacob Böhme'schen, überhaupt: mystischen, Elemente durch Abschüttelung desselben in der Sterbescene des Emanuel ist der vorzüglichste Gewinn für Jean Paul durch den Hesperus; sonst aber ließ ihn diese Arbeit, so unendlich viel durch sie seine Seele sich zu entladen und sich zu ergießen Gelegenheit bekommen hatte, unbefriedigt. Er drängte einmal aus dem engern Zirkel, den er sich dafür gesteckt, heraus, und darum war allmählig Emanuel und das, was sich auf diesen bezog, als der Hauptvorwurf in den Vordergrund getreten. So wie der Dichter die wichtige Sterbescene desselben, auf welche zuletzt Alles sich hinbezog, ausgeführt, (und zwar machte er dieselbe vor dem ganzen übrigen vierten Theile voraus schon im Februar 1794 bei dem Herannahen des Frühlings, während er an dem übrigen noch bis zum längsten Tage desselben Jahres arbeitete,) verlor er nicht nur das Interesse an dem Uebrigen, sondern es befiel

ihn auch eine Wehmuth und eine Trauer am Schluß der Arbeit, gerade wie er eine ähnliche bei dem Abbrechen der unsichtbaren Loge gefühlt. Der Grund war ihm selbst nicht ganz klar, und er sucht sich jene Gefühle in den verschiedenen darüber geschriebenen Briefen dadurch zu erklären: daß Jeder bei dem Schluß einer Arbeit deshalb traurig werde, weil er daran denke, was er Alles noch vollenden müsse. — Dieses mit dem freudigen und seligen Gefühle, das andere Dichter unter solchen Umständen genießen, völlig contrastirende Bekenntniß ist äußerst bezeichnend für Jean Paul's ganze poetische Thätigkeit, wie für die in Bezug auf den Hesperus insbesondere. Die Betrübtheit, (freilich sehr verschieden von dem „trübe sein" vor dieser Arbeit,) erfaßte sowohl den Menschen als den Künstler. — War Victor, in welchem das Gleichgewicht und die Harmonie der beiden nach entgegengesetzten Polen zu strebenden Naturen hergestellt sein sollte, ein gesunder, und namentlich ein kräftiger Mensch? Konnte man sich ihn über den Roman hinaus nach der Vereinigung mit Clotilden froh, glücklich, befriedigt, als ein Ideal eines seine Bestimmung erfüllenden Menschen denken? — Nimmermehr! — Er konnte durch die Mischung der verschiedenen Elemente allerdings ein Romanleben aushalten, und psychologisch die Vereinigung mit der Geliebten erstreben und bestehen, ohne an Interesse und Zuneigung bei den Lesern zu verlieren: — aber er repräsentirte immer nur eine gewisse Epoche im Leben, nicht ein ganzes Menschensein, und zwar jene Epoche, die zwischen der vollendeten Vorbereitungszeit des Jünglings und derjenigen zwischen inne liegt, wo der

Mann einen angemessenen Wirkungskreis zum Handeln, nach welchem er sich eben so gut wie nach Liebebefriedigung gesehnt, endlich erhält. — Und dieses Sehnen nach einem Wirkungskreise, welches die Sehnsucht nach Liebe überbietet, ist eben das Charakteristische wahrhaft kräftiger und höherer Menschen in jener Epoche; und das dauernde poetische Interesse, das diese in derselben einflößen, besteht eben in dem Kampfe zwischen der Sehnsucht nach Liebe, die sie zum Genuß von Gefühlen und zu einem beschaulichen Leben, und der nach Ruhm, Ehre und Handeln, bestehe es nun im Aufbauen oder im Zerstören, die sie in die Weite treibt. Die poetische Versöhnung dieses Kampfes ist durch nichts anderes zu geben, als dadurch: daß mit der Befriedigung der Liebe zugleich der entsprechende Wirkungskreis erkämpft wird. Der Schmerz in beiden und die Prüfungen werden da sich geltend machen, wo eine Liebe aufgegeben werden muß, weil sie mit jenem männlichen Ziele sich nicht vereinigen läßt; und selbst wenn der Kämpfende daran untergeht, beurkundet ein noch so tragischer Ausgang immer die gesunde Natur des Dichters und die des Helden, so wie ein kräftiges wirkliches Lebensprincip in Beiden. — Wenn also ein Dichter eine höhere Natur zu einer Vereinigung mit ihrer Liebe führen will, die sie und den Zuschauer beglücken, erfreuen und erheben soll: so wird er nicht nur ihr ein höheres Ziel für ihr männliches Streben setzen, sondern auch, sei es selbst in Fehlern, dieses Streben und ihre Fähigkeit, ein solches Ziel zu erreichen, anschaulich machen. Er wird so dieselbe gewissermaßen während des Kampfes um Liebe mit noch einem

andren Stoff ausrüsten müssen, mit welchem sie ihr Mannesleben nach der Erreichung des Liebeszieles auszufüllen im Stande ist. — Dieses Alles aber fehlt dem Helden des Hesperus. — Was erstrebt er? — Ernste Gefühle, oder Gelegenheit zum Spaß; nirgends handelt er; — und wenn er mit dem Fürsten sogar incognito im Lande umherreis't, veranlaßt er diesen nur zum Beschauen der Uebelstände und Mißbräuche, nicht zu deren Abhülfe; er wartet geduldig ab, bis der Lord Alles für ihn entwickelt hat, während Andere um ihn her durch Leidenschaften, die alle ein Ziel und einen Zweck haben, handelnd die Sache verwirren. Ihm ist der Ehrgeiz, der Ruhm, jede Triebfeder zum Handeln mithin, verächtlich, und bei allen Fehlern stellt ihn Flamin, der etwas hat, worüber er sich nicht weich betrübt, sondern worüber er sich erzürnt, in Schatten. Ja in dieser Zusammenstellung erscheint selbst Victor's Tugend als Schwäche; und trotz dem, daß er, im Gegensatz zu Gustav in der unsichtbaren Loge, in Folge der glücklicheren Mischung seiner Eigenschaften den Verführungmoment übersteht: so rechnet ihm Niemand für ein Verdienst an, daß er vom Nachtwächter erst sich an seine Vorsätze erinnern läßt, — obschon die Sünde in der Gestalt einer Fürstin ihm nahet, welche seine dichterische Phantasie ihm selbst so unendlich reizend und Interesse verdienend vorgemahlt hat. — Ein solcher Mann wird also in einem müßigen spätern Leben, selbst an der Seite einer Clotilde, nach nothwendigen psychologischen Gesetzen sogar das für jetzt durch außer ihm sich einander gegenüberstehende Contraste, die auf ihn einwirken, künstlich nach einer Art von Schema hervorgebrachte

Gleichgewicht seines Inneren wieder verlieren, und nach der Abstreifung des Ideellen, von dem die Geliebte einen großen Theil an die Hausfrau abtreten muß, entweder in den Emanuelismus, oder in den Fenkismus zurückfallen. Mit einem Wort: Victor ist kein Held; und aus dem beschaulichen Leben mitten in ein thatenreiches gestellt, wird er nicht anders als tragisch enden müssen; — und der Humorist Hamlet liegt darum so schön als Leiche zu den Füßen des Kriegers Fortinbras, und es führt dort das bloße Erscheinen einer gepanzerten und kräftigen Gestalt in die Phantasie des Hörers eine schöne Morgenröthe über ein ganzes Reich herauf. — Eben so würde die Phantasie des Lesers sich den vom Dichter stiefväterlich behandelten Flamin an der Seite Clotilden's und auf dem Throne gern gefallen lassen.

Wir sahen, daß der Plan des Hesperus ganz dem Bedürfniß und den Mitteln des Dichters angemessen war, und nach diesem Plane konnte Victor freilich eine andere Stelle nicht einnehmen. Daß der Charakter des Victor auf diese Weise mißglücken mußte, hatte einen doppelten Grund. Einmal konnte Jean Paul in sich selbst Leben und Poesie noch nicht von einander abscheiden, und betrachtete auch hier wieder ein Erziehen und Bilden zur Dichtkunst identisch mit dem zum Leben, den höchsten Dichter auch für den höchsten Menschen haltend. Und so wie er es möglich glaubte, daß in einem Dichter die Totalität aller Gattungen der Poesie und alle Kräfte dazu vereiniget und wirksam sein könnten: so dachte er das gleichzeitige Vorhandensein aller verschiedenen Geistesrichtungen, Empfindungen, Gedanken und Geistes-

kräfte in *einem* Menschen harmonisch verknüpft, und sich diesen in jeder Beziehung als den größten. Auf diese Weise stellte er wiederum in Victor einen *Dichter* dar; und wie ihm ein humoristischer Dichter der größte schien — einen solchen. — Er ließ ihn nicht nur wiederum selbst im Roman Aufsätze wirklich verfassen und schreiben, sondern theilte, wie seinen Charakter, auch diese Aufsätze in humoristische, empfindsame und philosophische ab. Da jedoch die gesellige Stellung, die Victor im Roman einzunehmen hatte, ganz im Widerspruch mit dem Geschäft eines wirklich Dichtwerke verfassenden Mannes gestanden haben würde: so fehlte dem Victor sogar ein Streben nach einem solchen Ziel — denn sonst könnte man sich einen Dichter eben so gut als den handelnden und kräftigen Helden eines Romanes denken, wie jeden Andern. Die Täuschung des Dichters hierin war: daß er ihm die Quellen, die nach seiner Ansicht eine harmonische Kraft entwickeln und hervorbringen, als die Kraft und Handlung selbst anrechnete, oder vielmehr ihm die Kräfte gab, welche nach eben dieser Ansicht in einem beschaulichen Leben vor Verweichlichung der Phantasie, Melancholie u. dergl. bewahren, und allein harmonische aus dem beschaulichen Leben nur hervorgehende Resultate möglich machen, ohne ihm zugleich die Thätigkeit eines beschaulichen Lebens anzuweisen. So ist Victor also wieder ein Mensch, der Kräfte und Mittel ausgebildet hat, die mit seiner Bestimmung im Widerspruch stehen, und die ihn daher zu einer immerwährenden Handlunglosigkeit in jeder Beziehung verdammen. — Mit einem Wort: er ist ein *Humorist*, und ein solcher ist weder im Leben, noch

in der Poesie ein Held. — Victor war der Abdruck des Dichters. Sollte dieser, der bei aller Verklärung kein ganzer Mensch war, den Bildner nicht betrüben und traurig machen? —

Eben so wenig konnten ihm die weiblichen Charaktere im Werke vollkommen genügen. Agathe, eine niederländische, Joachime, eine französische Figur, und die Fürstin mit italiänischer Sinnlichkeit waren nur als Reliefs für Clotilden da, und diese Clotilde, welche eine Priesterin der höheren italiänischen Schule sein sollte, hatte fast nur Charakter, in sofern sie weder Agathe, noch Joachime, noch die Fürstin, das heißt: in sofern sie nicht eine holländische Haushaltungsmaschine mit groben Zügen, nicht kokett, und nicht sinnlich war. Und da obendrein der Dichter den andern höheren Gegensatz, welchem positive, geistige und moralische Vortrefflichkeiten und die Harmonie Clotilden's sich lebendig zur Seite hätten stellen lassen, nur aus der Vergangenheit und aus dem Grabe in den Roman hineinschauen ließ — denn die im Grabe liegende Giulia ist offenbar die durch Emanuel's Phantasieen schon aufgeriebene Beate aus der unsichtbaren Loge: — so schwebt auch Clotilde nur wie in unbestimmten Umrissen vorüber. Der Dichter wollte in ihr, eben so wie an Victor, in einer Person die Versöhnung einer zu großen Phantasie mit der Verstandesklarheit und dem Sinn für weibliche Bestimmung darstellen, zu gleicher Zeit aber dennoch auch diese verschiedenen Elemente an ihr anschaulich machen. — Aber wenn in Clotilden diese Zerrissenheit nicht so klar hervortritt, als im Victor, so liegt es daran, daß der Dichter keines dieser Elemente

an höheren Frauen so genau kannte, um es genau ausführen zu können. — So mußte er sich mit sehr allgemeinen Andeutungen begnügen, und beschränkte sich darauf, Clotilden Beaten's durchsichtigen Körper und zugleich Sinn für Victor's Ernst und Humor zu geben.

Wie alles dies Jean Paul jetzt schon fühlte, und später ganz klar erkannte, bethätigte er, wenn auch erst sechs Jahre nach Vollendung des Hesperus, vor aller Welt. Jetzt war ihm wenigstens so viel entschieden: daß einestheils nur die höhere Idee der unsichtbaren Loge in ihrer vollsten Ausführung als Stoff ihn befriedigen könne; daß mit derselben sich nicht markten, und sich nicht bloß ein Theil, wie im Hesperus, ausführen lasse; daß die volle Realisirung dieses Planes ihm als die Aufgabe und das Ziel seiner höchsten Bestrebungen verschweben müsse; daß, um die psychologischen und poetischen Ideen, welche, weil sie im Moment der ersten und jungfräulichen Befruchtung seiner empfindenden und combinirenden Phantasie ihm durch sein bisheriges Leben vor die Seele geführt worden waren und sich so mit seinem ganzen Sein verschmolzen hatten, die Leitpuncte aller seiner höchsten poetischen Bestrebungen blieben, auszuführen, er noch einer größeren Menge von Gestalten und Charakteren bedürfe, uuter welche er sie zu vertheilen, und die er nicht aus seinem eigenen Ich und Leben zu bestreiten habe. — Er faßte daher noch während der Arbeit am Hesperus den Entschluß: dieses große Thema zurückzulegen, wo möglich gar nicht in der nächsten Reihe von Werken zu berühren; dagegen Jahre lang für den beabsichtigten großen Cardinal-Roman den nöthigen Stoff aus dem Leben

und aus seiner Seele zu sammeln, und sich durch andere Arbeiten die äußeren Mittel zu verschaffen, Charaktere und Bühnen dazu im Leben und in der Welt, so wie die dazu nöthigen Eindrücke aufsuchen zu können. Außerdem fühlte er ebenfalls sehr wohl: daß der Plan nur auf einem in die höchste Höhe gerückten Schauplatz und in einer rein erhabenen Manier sowohl in Betreff der Darstellung als aller in demselben auftretenden Charaktere zu halten sei; daß mithin er sich dafür von dem Idyllischen wie von dem Satyr loszureißen suchen müsse; und daß schon darum das Beschäftigen mit einer ganz anderen Reihe von Vorwürfen eine ersprießliche Vorbereitung sein werde. Denn er könne sich in denselben alles Idyllischen, Quälend-Humoristischen und Satyrischen, sowohl in Betreff des Stoffes, als der ihn selbst störenden Hinneigung dazu, entledigen, und den humoristischen Spottgeist eben so durch Erschöpfung desselben vernichten, wie er des Verweichlichenden, Mystischen losgeworden war — jenen Spottgeist, der ihm selbst nicht weniger, als jener trübe, die Beherrschung eines Stoffes, von dem er selbst innerlich doch gepeiniget ward, erschwerte und hinderte. So lebte der Entwurf des Quintus Fixlein schon fast in der Mitte der Arbeit am Hesperus in seiner Seele; und das Leben und Arbeiten Jean Paul's vom Frühjahr 1794 bis zum Ende des Jahres 1802 ist nur die Geschichte der Vorbereitungen und Bestrebungen zur Ausführung der großen Idee der unsichtbaren Loge.

Uebrigens aber bot das äußere Leben Jean Paul's während der Arbeit am Hesperus manches dar, was den Glanz, die Gluth und den Schwung der Darstellung im

Einzelnen durch gleichzeitige, ähnliche, wirkliche Gefühle und Erlebnisse ungemein beförderte. Von seiner, mit dem Beginn des Hesperus gleichzeitig erklärten Liebe zu Caroline, so wie von dem Schmerz eines baldigen Verlustes derselben, haben wir bereits gesprochen. Die noch vorhandenen an diese Geliebte geschriebenen Briefe athmen dieselbe Gluth der Sehnsucht und des Schmerzes, so wie auch der Sprache, wie die Schilderungen der Art im Hesperus. Aber freilich wußte er darum nur die Sehnsucht, das Finden und Trennen der Liebenden, nicht aber das Glück des Besitzes zu schildern. — Ja sogar das Verhältniß Victor's und Flamin's in Bezug auf Clotilden spielte sich im Leben neben dem Romane ab. — Richter liebte nach jener ersten mit Otto zugleich eine andere Höfer Dame, die Clotilden's grünen Hut und schwarzen Schleier trug; und, wiewohl in dem Briefwechsel beider Freunde, so wie in den andern Materialien, Alles verwischt ist, was hierauf hindeutet: so kennen wir Otto bereits zu gut, um nicht die gequälte Lage Jean Paul's unter diesen Umständen uns vorstellen zu können. — Auch die Fürstin Agnola sah der Dichter vor sich; und man kann den Eifer und die Freude begreifen, mit welchen er, dessen Lechzen nach dem Anschauen so hoher Personen und deren Umgebungen wir schon bei Gelegenheit seiner Universitätsjahre besprachen, als Zuschauer einem eigenthümlichen fürstlichen Prunkaktus sich zudrängte, den der Zufall in das kleine Städtchen Hof führte, und dessen Ceremonieen seinem satyrischen Saugrüssel, wie der ernsten Empfindung, gleiche Nahrung gaben. Es fand nämlich Anfang des Jahres 1793 die feierliche

Uebergabe der Braut des sächsischen Prinzen Maximilian, einer Prinzessin von Toscana, einer sehr schönen Dame, in Hof, der Gränzstadt zwischen dem Baireuth'schen und Sachsen, an die sächsische Gesandtschaft statt. Die Beschreibung der Uebergabe der Fürstin Agnola im Hesperus ist daher ein treues Gemählde nach der Wirklichkeit, selbst mit Einschluß der beiden Porteschaisenträger, welche das Bild des fürstlichen Bräutigams in einer Sänfte dem Zuge im Trabe vorantragen. — Der Dichter bewies hier wiederum, wie sehr er von allem Erlebten und Gesehenen mit Begier den Tribut für seine poetischen Zwecke einzufordern verstand, und welche Schätze ihm daher ein reicheres Leben und reichere Umgebungen in den Jahren der Jugend und der Kraft hätten überliefern müssen. — Zur Erhöhung seiner Stimmung und seines Muthes trug ebenfalls sehr viel die Erscheinung der unsichtbaren Loge zu Ostern 1793 bei. Das gütige Geschick hatte einen blauen Himmel für ihn aufgethan, als er in Hof die ersten Exemplare fand. Seine Freude war fast Andacht, und er hatte zwei selige Tage bei Durchlesung des Buchs. — Die Achtung und Ehrfurcht, welche ihm dasselbe bei seinen Freundinnen erwarb, und die tiefe Rührung, mit welcher besonders die ihn am meisten verstehende Renata Wirth, deren schöner Brief aufbewahrt blieb, ihre von dem Buche erweckten Empfindungen bekannte, gaben ihm den hohen Muth, dessen er für den Hesperus so sehr bedurfte, und die Hoffnung und die von seiner Phantasie so reizend ausgemahlte Vorstellung: vielleicht eine große Masse der gebildetsten weiblichen Wesen auf gleiche Weise jetzt zu beglücken und zu erquicken. Freundlich tritt auch

der Pfarrer Vogel in Arzberg wieder hervor, der ihm seit den ersten Jünglingsjahren ein Freudiges verkündender Prophet gewesen, und der ihm auch jetzt verhieß: die Deutschen würden ihn dereinst noch als die Coalition von Shakespeare, Pope und Rousseau anbeten. Und gegen das Ende der Arbeit am Hesperus hatte er sogar den Muth, die unsichtbare Loge an Göthe zu schicken: „mit einer namenlosen Empfindung das Blatt zu schreiben, welches die Löschenkohl'sche Gruppe von Schattengestalten zum Verfasser des Tasso begleite, da gewisse Menschen an die ganze Menschheit erinnerten, wie große Begebenheiten an das ganze Leben; weshalb Göthe daher dieser für den Dichter so großen Minute seinen Brief, so wie seiner unaussprechlichen Liebe für den Mann, der über sein Herz wie ein guter Genius walte, die Uebersendung seiner Bleiconfigurationen verzeihen möge." — Göthe fand indeß weder an der unsichtbaren Loge, noch an dem Briefschreiber einen Geschmack. —

Was aber das Sein und die Lebensweise Jean Paul's in dieser Epoche betrifft, so konnte der Tempel der Tugend, der Liebe und der Naturverehrung, den er im Hesperus aufgerichtet, sich keinen reineren Priester erzogen haben, als den Baumeister desselben, und wir führen daher die Schilderung desselben als Menschen in dieser Epoche wörtlich an, wie sie von Augenzeugen aus derselben in der „Wahrheit aus Jean Paul's Leben" gegeben wird, weil wir in ihr durchaus den Dichter wieder erkennen, wie wir selbst ihn in seinem Alter sahen, die individuellen Züge jedoch dieser spätern Jahre uns für die Darstellung dieser Zeit vorbehalten.

„Wohl wußte er," heißt es, „daß selbst bei der reichsten Fülle dichterischer Gedanken nur Lauterkeit der Gesinnung, Ruhe der Seele und Festigkeit des Charakters die untrügliche Richtschnur für jene würden, und daß nur sie ergreifende Wahrheit für die Darstellung bedingen. Das Buch der Lebensregeln und guter Vorsätze führte er sorgfältig fort. Keinen Morgen erwachte er, ohne den verflossenen Tag sich wieder vorzuzeichnen; und selbst über die kleinen Anfechtungen des Lebens suchte er durch stete Gegenwart des guten Geistes und durch regen Willen die Herrschaft zu erringen. Was auch sonst noch von Eitelkeit oder übler Laune sich in den kleinen Krieg mischen mochte, unangefochten suchte er sich die hohen und heiligen Schätze seines Lebens: Liebe und Wahrhaftigkeit, zu erhalten. In Bezug auf letztere konnte er selbst das nicht über's Herz bringen, im Tagebuche eine schöne Bemerkung, die er am 22. März gemacht, noch vom 21. März *) zu datiren, und schrieb es selbst auf: daß er zu dieser Lüge versucht worden. Alles Lebendige berührte sein Herz: Kinder und Greise, Bettler und Reiche; und er hätte Alles gegeben, wenn er nur glücklich gemacht hätte und froh. Ungetröstet ging kein Bedürftiger von ihm, und wer war glücklicher als er, wenn er „zum guten Rath noch etwas geben konnte"! Hatte er nun einem armen Bergmanne, einem reisenden Handwerksburschen oder sonst wem ein außergewöhnliches Geschenk machen können: so vergnügte er sich Tage lang an der Vorstellung von Jenes Glücke. „Wie oft," sagte er dann zu sich, „wird er den

*) Seinem Geburtstage. Siehe Band. 1. Kap. 2. S. 44.

Thaler aus der Tasche ziehen und berechnen, welche von den längst gehegten Wünschen er zuerst befriedigen könne! Wie froh wird er an den heutigen Tag denken und an den unerwarteten Geber, und wohl auch ein Mal mehr als gewöhnlich an den Geber alles Guten!" — Vor Allem aber hing sein Auge „an der blühenden, grünenden, himmelblauen Natur." Er verlebte, verschrieb und versaß ganze Tage im Freien, auf Bergen und in Wäldern, und im Winter sah er zum Fenster hinaus „nach seinen lieben Sternen und Abendröthen und nach dem alten Geister- und Zaubermeister, dem Monde." Jeder Gang in's Freie aber war ihm ein Kirchgang. „Du gehest jetzt," sagte er im Tagebuche, „in die große, schuldlose Natur. Kommst du rein genug in diesen Tempel? Bringst du keine giftige Leidenschaft an diesen Ort, wo Blumen blühen und Vögel singen? Trägst du keinen Haß hieher, wo die Natur sich liebt? Ist deine Seele so ruhig wie der Strom, der wie ein Spiegel des Himmels dahin zieht? Ach! wäre dein Herz doch noch so unverfälscht und unzerrüttet, wie die Natur, die ich sehe, wie der große Schöpfer sie vollendete!" Die Stunden höchster Erhebung fand er aber in der Nacht, wenn der Mond am Himmel heraufzog. Stunden lang konnte er sich dann in's bethauete Gras legen und hinaufschauen und die lechzende Seele stillen." —

Auf diese Weise suchte Jean Paul, wie er nach den früher beschriebenen Arbeitsstudien in intellectueller Hinsicht die mangelnden Bildungsmittel zu ersetzen suchte, seine Phantasie frisch und rein zu erhalten, damit sie von dem Kleisten und von dem Gewöhnlichsten sich anregen lasse, und sein Herz und seine Seele empfänglich erhalte;

so wie er auf der andern Seite durch Besiegung jeder zu reizbaren Empfindlichkeit die Kargheiten einer so wenig anregenden Umgebung und die so störenden und ärgernden kleinen Quälereien eines dürftigen Lebens von sich abhielt — Alles dies nur: damit er in Bezug auf seine ihm heilige Bestimmung „Alles aus sich machen könne, was unter den gegebenen Verhältnissen nur möglich sei*).“ — Wie systematisch er der Außenwelt eine anregende Wirkungskraft auf sich zu geben versuchte, zeigt, daß er die an den Kindern gemachte Beobachtung: daß das Geringste sie darum bewegt, weil es ihnen neu erscheint, dahin benutzte, sich selbst diese Empfänglichkeit der Kinderseele dadurch zu geben, daß er sich absichtlich gern dem Wechsel der Eindrücke blosstellte, um dem Unbedeutendsten Werth zu geben durch dessen unerwartetes Erscheinen. Darum liebte er auch kleine Fußreisen so sehr, und arbeitete wirklich, — wie er in der Geschichte der Vorrede zur zweiten Auflage des Fixlein dieselbe als auf einer Fußreise von Hof nach Baireuth verfertigt darstellt, — auf den Landstraßen. „Das Leben,“ sagte er dann, „schneidet sonst zu tiefe Furchen im Hohlweg der Alltäglichkeit, wenn man nicht zuweilen herauskommt, und die Erde würde selbst nicht so bei Kräften sein, wenn sie sich nicht täglich Bewegung machte.“ Mit welcher Sorgfalt er sonst sich irgend einen gehofften ernsten Eindruck zu bewahren und mit welcher Selbstbeherrschung er alle äußeren Störungen davon abzuhalten suchte, davon giebt auch ein kurzes Billet an Otto einen merkwürdigen Beleg,

*) Selbstbekenntnisse. Wahrheit aus J. P.'s Leben 2. Bdchen.

in welchem er jenem meldet: „daß er einen von demselben erhaltenen empfindungvollen Brief in dem Augenblick weggelegt, wo er dessen Inhalt errathen habe: weil es Entweihung sei, im Lesen fortzufahren, da eben ein Geld wechselnder Jude aufzähle."

Der erste Gewinn des Hesperus daher noch im Manuscript war die Herbeiführung des Moments, von welchem an Otto der Trabant Jean Paul's ward, sein Leben in das Jean Paul's versenkte, und von wo an er jener oben beschriebnen anziehenden Gewalt nicht mehr sich zu widersetzen vermochte. Seinen Seelenzustand in diesem Augenblicke schildert Otto auf eine höchst ergreifende Weise selbst in einem in jener oft erwähnten Briefsammlung mitgetheilten Schreiben, welches man im eigentlichen Sinne ein Stammeln der Ueberwältigung und Bewunderung des Freundes nennen kann, und wo er selbst am Schlusse sagt: „daß er nur im Namen und in der Seele des Freundes das hohe Gefühl eines unsterblichen Lebens denke, welches Jener errungen, und daß ihm die Freundschaft selbst mit hinüberhöbe im Geist zu ihm, der neben den großen Männern unseres und jedes Zeitalters den Platz verdiene.

Eilftes Kapitel.

Abermalige Rückkehr nach Hof bis zur ersten Reise nach Weimar, von Frühjahr 1794 bis Sommer 1796.
Quintus Fixlein; biographische Belustigungen; Siebenkäs.

So große Hoffnungen auf eine glänzende Wendung seiner äußeren Verhältnisse dem Dichter die Bekanntschaft mit Moritz gegeben, und mit so viel Plänen zu großen Reisen und zu anderen reichen Anregungen ihn diese erfüllt und selbst noch während eines guten Theils der Arbeitzeit am Hesperus ermuthigt und erhoben: so hatte ihm das Schicksal dennoch nur so viel bestimmt gehabt, um ihn nicht ganz untergehen zu lassen. „Es verhing ihm," — in Jean Paul's Weise zu reden — „noch einmal den Bauer, damit er singen lerne;" nicht als Glücklicher von den glänzenden Höhen des Lebens, sondern als Selbstbedrängter den Armen und Gedrückten. — Noch lange blieben ihm die glänzenden Auen und die volkbewegten Städte, nach denen er sich sehnte, versperrt! —

Die unsichtbare Loge war, trotz der Patronatschaft von Moritz, dem Publicum fremd geblieben, und hatte höchstens als Vorläuferin der nachfolgenden Romane bei

einer kleineren Gemeinde gewissermaßen Quartier für den Dichter gemacht. Moritz starb leider, während der Dichter am Hesperus schuf; dieser stand so einem Buchhändler Matzdorf gegenüber, der sich nur von den Resultaten der Michaelismesse 1793 bestimmen ließ. Derselbe wagte darum für alle vier Bände des Hesperus nicht mehr als dreihundert Thaler zu bieten. Jean Paul sah sich gezwungen, sie anzunehmen, und so zerflossen vorläufig alle Luftschlösser; denn in diese dreihundert Thaler hatte er sich mit einer Mutter und einigen Brüdern zu theilen! —

Als Richter daher kurz nach Vollendung des Hesperus im Mai 1794 seine Lehrerverhältnisse in Schwarzenbach aufzugeben hatte, weil die beiden ältesten Zöglinge auf das Gymnasium abgingen, so sah er sich genöthigt, bei seiner abermaligen Rückkehr nach Hof nicht nur wieder mit seiner Mutter eine und dieselbe Stube zu beziehen, sondern auch ferner einigen Mädchen, jüngeren Schwestern seiner Freundinnen, Privatunterricht in den ersten Elementen zu geben. Indeß war er natürlich von dem früheren Elende nicht mehr gedrückt, und ganz versunken und beglückt in seine rasch sich hervordrängenden und fast spielend von ihm ausgeführten Romane, deren beschränkteren Stoff er von der gewonnenen Höhe herab leicht beherrschte.

Unter diesen Umständen war es sehr natürlich, daß dem Dichter, der, wie wir bereits auseinandersetzten, zur Vorbereitung auf den Titan mit den höheren gewonnenen Kräften sich auf den Punct wieder zurückversetzen wollte, von welchem er im Jahre 1790 beim Schaffen von Gestalten und organischen Werken ausgegangen war, der

freiwillig die Bahn gerade so noch einmal durchlaufen wollte, wie er sie zu gehen sich früher genöthiget gefühlt hatte, — es war, sagen wir, dem Dichter unter diesen Umständen selbst geboten, daß die nächste Arbeit eine Idylle wurde. Denn nicht nur war sein eigenes, besonders das früheste Leben idyllisch, er hatte auch bei den neuen Widerwärtigkeiten es dringend vonnöthen, in sich die Kunst, froh zu sein und aus den kleinsten und beschränktesten Umständen Freude, Glück und Ruhe zu saugen, noch mehr auszubilden und zu befestigen. Dies die Veranlassung zum Quintus Fixlein, der so verständlich und klar vorliegt, der mit einer solchen Beherrschung des Stoffes, mit einem solchen Ebenmaß und einer solchen Durchsichtigkeit der Sprache gearbeitet ist, daß jede ausführliche Erklärung überflüssig scheint. Es wird dieser Arbeit Jean Paul's zu allen Zeiten so gehen, wie zur Zeit ihres Erscheinens, wo sie alle Gattungen von Lesern ergriff und das erste Werk des Dichters wurde, welches, und zwar bereits nach einem Jahre, eine zweite Auflage erlebte. — Wir wollen deshalb nur auf dasjenige aufmerksam machen, was im Romane mit der Geschichte des Lebens unsres Dichters in unmittelbarer Berührung steht.

Wir erwähnten bereits, daß schon während der Arbeit am Hesperus der Entwurf zum Fixlein dem Dichter vorschwebte, und wir können denselben auf jene Stelle in seinem Tagebuche zurückdatiren, welche zugleich auf die schönste Weise das Motto seiner Haupttendenz ausspricht, eine Stelle, welche also lautet: „Ich hob auf dem Chor, wo die Knaben standen, das beschmutzte falbe Ro-

senblatt auf, das unter ihren Füßen lag. Großer Gott! was halte ich da anders, als ein geringes Blatt mit ein wenig Staub daran, und auf diesem geringfügigen Dinge wird meiner Phantasie ein ganzes Paradies gereicht! Der ganze Sommer, der in meinem Kopfe wohnet, hält sich auf diesem Blatte auf! Ich denke an die schönen Sommertage, wo diese Blätter fielen, wo der Knabe durch das Kirchenfenster den Theil eines blauen Himmels und die vorüberziehenden Wolken sah, wo ihn jeder Platz voll Sonnenlicht im kühlen Gewölbe an die Luft außer demselben erinnerte, und wo ich auf der beschienenen Stelle die Schatten der ziehenden Wolken sah. — Ach, gütiger Gott! Du säest überall das Vergnügen hin, und giebst jedem Wesen eine Freude in die Hand! Nicht bloß zu großen, stürmischen Freuden ludest Du uns ein, an die kleinsten Dinge bandest Du Ergötzen, und gabest Allem, was uns umgiebt, Wohlgeruch!" —

Aber der Dichter kannte keinen gedrückteren Stand, als den der Lehrer, in sofern solche vermöge ihrer höheren Bildung die Armuth und die Beschränkungen des Lebens mehr fühlen, als der gemeine Mann. Nirgends ist der Mißmuth und die Täuschung der gehofften Erwartungen vom Leben größer, als bei ihnen, weil nirgends die Größe und Kostspieligkeit der Anstrengungen mit dem durch sie Erreichten in so grellem Mißverhältniß steht. — Die Ausmahlung des idyllischen Glücks wies ferner auf das Land, die Ertragung der Widrigkeiten aber in die Stadt. Darum gebot schon der Plan, wieder zum Helden einen Pfarrer werdenden Gymnasiallehrer zu wählen; schon wenn auch nicht auf der einen Seite der Dichter das Idyllische

seines eigenen Lebens unter diesen Verhältnissen gekannt, so wie auf der andern die Qual eines nur unter der Gestalt eines Gymnasiallehrers, wenn nicht Schullehrer und Privatlehrer aller Art, der Tendenz und den seiner Poesie ursprünglich zu Grund liegenden Ideen entsprochen hätte; — darum ist keiner seiner Romane ohne einen solchen. — Zu gleicher Zeit gaben nur diese Gelegenheit, den andern großen Zweck zu erreichen, welchen er nie aus den Augen setzte: für diese Gedrückten zugleich gegen die Urheber ihrer Lage, die Staatsinstitutionen und unsinnige Geburtsprivilegien, anzukämpfen, und so auf doppelte Weise der Schützer dieser Aermsten zu sein. Er reichte so mit der einen Hand ihnen den Trost und die Freude der Poesie in's Leben, mit der andern stieß er den Stachel der Satyre nach den böswilligen Drängern derselben; vor den es nicht Beachtenden aber breitete er das sie schrekkende Gemählde der Folgen ihrer Sorglosigkeit aus, und suchte dieselben durch eben die Mittel zu rühren und zu erweichen, mit denen er die Leidenden zu beglücken und zu erfreuen strebte. Und endlich konnte er auf diese Weise wiederum die gegenwärtigen Umgebungen nicht bloß am besten nutzen, sondern auch in einer neuen Weise die Gestalten und Umgebungen seiner eigenen Jugend heraufbeschwören.

So ward der Quintus Fixlein eine Vereinigung des Wuz und des Fälbel, das heißt: Fixlein ist Wuz an Fälbel's Stelle, also in Hinsicht seiner Umgebung und Bildung auf einer etwas höher gehobenen Staffel und so, daß das Lächerliche und Mangelhafte, alle Beschränkungen und alle daraus hervorgehenden menschlichen

Schwächen, mithin das durch die Satyre zu Geißelnde, auf die äußeren Verhältnisse zurückfiel, während alles Erfreuende und das Herz Bewegende aus dem Gemüth und der Harmlosigkeit des dadurch mit jenen aufgezwungenen Schwächen versöhnenden Helden hervorgehet. — Das Theater ist ganz das wirkliche des Dichters. Die Schule ist die Höfer, das Geburtsdorf Fixlein's und das Rittergut des die Pfarre zu vergeben habenden Edelmanns ist aus Jodiß und Zedtwiß zusammengesetzt, indem das Zedtwißer Schloß und der Park, in welchem sich Fixlein mit Tienetten ergeht, an Jodiß angeschoben ist; wogegen Zedtwiß wiederum auf das Filial Schadek relegirt wurde, weil die Verwickelung erforderte, daß die Patronatherrschaft getrennt und uneinig lebte, damit von den beiden Gatten jedes einen anderen Candidaten zur vacanten Stelle zu befördern streben könne. Wer erinnert sich nicht bei der Frau von Aufhammer an die Frau von Plotho, die Gönnerin von Jean Paul's Vater? bei der Mutter Fixlein's, die den Sohn als examinirenden Conrector anstaunt, und die als die größte Seligkeit betrachtet, „unter der Kanzel ihres Sohnes als andächtige Zuhörerin zu sitzen," welcher der Sohn die ihm vermachten Ducaten, wie das Honorar der unsichtbaren Loge, bringt, nicht an die eigene Mutter des Dichters? Wer denkt nicht bei dem kleinen Gärtnerhäuschen, von dem aus die Mutter Fixlein's so sehnsüchtig in das Pfarrhaus schaut, an das kleine Häuschen in Schwarzenbach, in welches die Mutter des Dichters aus dem stattlichen Pfarrhause nach dem Tode des Vaters vertrieben war, und von dem aus sie dem Sohne die Wünsche: daß er dort predigen möchte,

schrieb? Wer erinnert sich nicht bei dem Vetter Fleischer, der dem Conrector Geld und Victualien vorschießt, an die Großältern Kuhn? u. s. w. — Und kecker darum, als es im Wuz und bei Gustav geschehen, tritt der Dichter mit der Schilderung von Scenen aus seiner Kindheit auf, deren Erinnerung, wie die bei dem Anblick jenes aufgehobenen Rosenblattes, den Freudenschein in sein und des Conrectors Leben werfen sollte. Von Seite 99 bis S. 103 findet man die ausführliche Schilderung der kindlichen Weihnachtsfreuden in Jodiz mit Angabe aller speciellen Züge; so wie sich auch Wuz mit seinem komischen Bücherschreiben, in dem verständigen Conrector nur auf eine weniger übertriebene Weise, in einer Sammlung von Druckfehlern, der Auszählung von Buchstaben in der Bibel 2c. reproducirte. — Aufmerksam würde nur noch darauf zu machen sein, warum Jean Paul sich mit der einfachen Verwickelung nicht begnügt, zu welcher der Mißgriff und die Namenverwechselung zwischen Fixlein und Füchslein bei der Pfarrvocation Anlaß gab, und die ihm so schön für seine Satyren über den Aemterverschleiß in die Hände arbeitete, — sondern warum er auch noch den etwas sonderbar scheinenden zweiten Verwickelungspunct in Bezug auf das im Thurmknopf verborgene Document, welches die Ungewißheit Fixlein's im Betreff seines Alters aufklärt, hinzufügte. Aber da der Dichter dem Gemählde einen etwas höheren Schwung geben wollte, als sich eigentlich mit der beschränkten Natur des Haupcharakters und aller handelnden Personen, die jede eigentlichen Affecte und Leidenschaften ausschlossen, vertrug: so mußte er dem Fixlein einen gerade durch diese Be-

schränktheit motivirten Aberglauben zutheilen, der, in Verbindung mit dessen Rechtschaffenheit und Harmlosigkeit, und weil er seine Gewissenhaftigkeit hervorhob, das ruhige Fortschreiten und den zu frühen Schluß der glücklicheren Verhältnisse aufhielt, zu bewegteren Scenen Anlaß gab, und auf den Conrector selbst etwas zurückwarf, was in ihm auf eine Zeit lang eine phantasiereichere und empfindungsvollere Stimmung hervorbrachte. Alles dies ward am besten durch eine Art Popanz erreicht, der leicht an das Licht gezogen und beseitigt werden konnte, nachdem er jedoch mit einem fast tragischen Ende zu drohen mächtig genug gewesen war. — So harmonisch aber der Fixlein im Ganzen gearbeitet ist: so litt der Satyr in dem Dichter doch nicht, daß er nicht durch irgend eine Muthwilligkeit die Illusion hätte stören, und dem Ernst, — zu welchem er nach seinem eigenen Geständnisse in seinen Briefen aus dieser Epoche so vorzugsweise sich hingezogen fühlte, daß ihm die Satyre selbst mitten in der Empfindung widerstand*), — nicht ein Schnippchen hätte schlagen sollen. Es zwang ihn, wiederum, wenn auch nur in einem kleinen Umstande, durch irgend einen Sprung, durch irgend eine Unwahrscheinlichkeit die Erfindung selbst zu parodiren. Wir meinen da-

*) „Ich sehne mich nicht mehr nach Satyren, sondern nach Elegieen, und mein Inneres ist oft so jämmerlich weich als läg' es in der Brust eines Mädchens von 17½ Jahren. Ich bin von nichts so gerührt worden, als vom Herrn Jean Paul. D.r hat sich hingesetzt, und durch seine Bücher mich verdorben und zerlassen. Jetzt bin ich ein Selbstzünder und brauche keine Geliebte, um warm, keine Tragödie, um weich zu werden." — Richter an Wernlein, 19. August 1794.

mit die Uebersetzung des Titels: Subrector, in den: Schulunterbefehlshaber, welche den Mißgriff, wodurch die Vocation in die Hände des Letztern kam, angeblich wahrscheinlich machen sollte, im Grunde aber nur erfunden war, damit Campe's Purificationssystem verspottet werden konnte. Diese Uebersetzung machte natürlich die Sache noch unwahrscheinlicher; denn wenn einmal der Schreiber des Edelmanns, in der Voraussetzung: daß Niemand anders gemeint sein könne, als der Pathe des Patronatherrn, die ähnlichen Namen eigenmächtig vertauschte, so konnte er es ebenfalls aus demselben Grunde mit den Titeln thun. —

Der Dichter hatte es nun zwar im Allgemeinen glücklich über sich vermocht, ein in sich abgerundetes und von fremdartigen Elementen nicht gestörtes Werkchen zu arbeiten: indeß konnte er sich nicht entschließen, in einem Werke nach dem Hesperus vor dem Publicum zu erscheinen, welches nicht Ergüsse aller seiner Kräfte, hochpoetischer und ernster, philosophischer, satyrischer und komischer, enthielte. Besonders darum auch, weil er es sich vorgenommen, in der nächsten Arbeit mit seinem ganzen wahren Namen vor dem Publicum zu erscheinen. Er äußert in Bezug darauf, wie er sich selbst im Firlein erschien, zu Otto die Besorgniß: „daß er jeden Augenblick bei der Arbeit befürchtet habe, matt geworden zu sein und Rückschritte gemacht zu haben," und giebt dies zugleich als den Grund an, warum er dem Firlein jene höhere, mystische Ingredienz beigemischt habe. Er ließ also den Firlein von verschiedenen kleineren Werkchen gewissermaßen in die Mitte nehmen, schickte, unter dem Titel:

„Mußtheil für Mädchen," den von der Gattin Herder's schon 1788 so schön gefundenen und im deutschen Museum abgedruckten Aufsatz: „Was der Tod ist," welchen er jetzt aber, „wo Alles ihm unter der Hand zu einer Geschichte gerieth," personificirte und „Tod eines Engels" nannte, so wie die für Helena gearbeitete Erzählung: „Der Mond; eine phantasierende Erzählung" voraus, und ließ einen eben erst gearbeiteten psychologischen Aufsatz: „Ueber die Magie der Handlungskraft," nebst dem bereits besprochenen „Freudel's Klaglibell" und „Fälbel's Reise mit seinen Primanern" dem Romane folgen. Das Umarbeiten und Ausführen dieser Aufsätze war Ursach, daß das Ganze ihn bis zum Mai 1795 beschäftigte.

Auch ward diese Arbeit im October 1794 durch den ersten Aufenthalt in Baireuth unterbrochen, der für Jean Paul in der Zukunft sehr wichtig wurde. Dahin gezogen ward er jetzt vorzüglich durch die Bekanntschaft mit einem israelitischen Handelsmann, Namens Emanuel*), dessen geniale und außerordentliche Natur ihn auf das freudigste überraschte. Emanuel war und blieb der zweite innige Freund Richter's, wiewohl keinesweges in dem Sinne, als es Otto war. Denn Emanuel, der von einem herumziehenden, auf den adeligen Sitzen der Umgegend mit Waaren einsprechenden Handelsisraeliten sich zu einem bedeutenden Banquier und Güterverkäufer heraufgeschwun-

*) Die Beschreibung desselben, so wie der Umstand, daß der Dichter mit diesem edlen Manne erst nach der Vollendung des Hesperus bekannt worden, wird jede Vermuthung, zu welcher die Namenähnlichkeit veranlassen könnte, entfernen, als ob Emanuel im Hesperus mit dem neuen Freunde irgendwie in Berührung gestanden.

gen, und nicht nur durch verständige Thätigkeit sich Reichthum, sondern auch durch hohe Rechtschaffenheit Achtung erworben hatte, behielt selbst Jean Paul gegenüber seine äußerst selbstständige Natur, hervorgegangen schon aus der merkwürdigen und originellen, und dennoch so einfachen Veranlassung seines Emporkommens. Seine bei Gelegenheit des Handels hingeworfnen geistreichen und gemüthlichen Bemerkungen, die Vereinigung von Verstand und Gefühl, Gewandtheit und Wahrhaftigkeit, erweckten überall ein hohes Interesse und ein unbegränztes Zutrauen, welches ein edles und schönes Aeußere noch bedeutend steigerte für diese eben so seltene als angenehme Erscheinung im Fichtelgebirge. Man vertrauete ihm daher bald größere Geschäfte an, und diese führten zu einem mannichfaltigen Briefwechsel, besonders auch mit gebildeten Frauen, durch den Emanuel sich noch mehr bildete und in welchen er alle Blüthen seines Geistes und Herzens niederlegte. Durch diesen Briefwechsel wurde Richter auf ihn aufmerksam, kam ihm entgegen, und ward von Emanuel zwar mit hoher Freude, aber dennoch mit einer innern Würde und einem Selbstgefühl aufgenommen, welche man sehr häufig bei den höheren Naturen aus diesem verschmähten Volke antrifft, deren Stolz sich dagegen empört, den Schein zu tragen, als drängten sie sich dem herablassenden Wohlwollen oft selbst der besten Bekenner der christlichen Religion, deren engherzige Vorurtheile ihre Nation niederdrücken, auf, und die gerade, je höher sie über den Formenunsinn des Glaubens ihrer Religionsgenossen stehen, nur so fester an diesem halten und ihren Israelitismus mit edlem Trotz überall zur Schau

zu tragen sich bestreben. So ließ sich Emanuel, so sehr er Jean Paul verehrte, und so sehr ihm dessen orientalische Poesie in der warmen Gluth der Bilderfülle und des Sentenzreichthums, so wie eben in der deshalb weniger dramatischen Form, verwandt und ehrwürdig erschien; — jener orientalische Charakter der Arbeiten Jean Paul's, den selbst Göthe später, gerade im Widerspruch mit seiner vermeintlichen Schule, in seinem „westöstlichen Divan" sehr warm anerkannte und hervorhob — Emanuel ließ sich dennoch immer mehr von Richter aufsuchen, als er zu diesem kam. Spätere Jahre machten diesen aus einer so würdigen Quelle entsprungenen Stolz zu einer leicht zu reizenden Empfindlichkeit und zu Mißtrauen, namentlich da Emanuel das Unglück betraf, sein Gehör fast ganz zu verlieren, und er nur vermittelst eines Hörtrichters sich unterhalten konnte. Dies mit ein Grund, warum beide Männer, so viel sie gegenseitig einander waren, sich entfernter blieben, als es sonst geschehen wäre; und die Art ihres Verhältnisses mag der Umstand bezeichnen: daß, während Jean Paul so gern jedem näheren Freunde sein Du schenken und von diesem das seinige hören mochte, zwischen Emanuel und ihm nie diese vertrauliche Redeform herrschte. Auf der andern Seite war es auch Richter's immer mehr als ein zurückziehendes Gewicht sich an ihn hängende häusliche Bequemlichkeit und das Gebundensein an seinen Schreibtisch, was ihn hinderte, öfter dem neuen Freunde zuzufliegen und sich Beute aus den Schätzen der Seele und des Lebens desselben heimzuführen. Denn, wie schon erwähnt, Emanuel empfing nicht bloß von dem Dichter und gab demselben, wie Otto, sein

Bild im Reflex zurück, sondern er gab ihm auch noch, wie verwandte und aus der orientalischen Poesie und Philosophie geschöpfte und darum aus anderen Quellen und in anderer Form hervorgehende Ideen und Anschauungen und eine Masse neuer Bilder und uralter Offenbarungen des Menschengeistes, so auch einen Schatz von psychologischen und empirischen Beobachtungen und Erfahrungen, die er in seinem eigenthümlichen und mannichfaltigen Verkehr in den verschiedensten Ständen und den verschiedenartigsten Personen mit Hülfe seines durchdringenden Blickes zu machen Gelegenheit gehabt hatte. — Besonders in den Zeiten ihrer ersten Bekanntschaft war es daher für den Dichter ein ungemein poetisches und seinem Herzen wie seiner Phantasie wohlthuendes Gefühl, in dem mit patriarchalischem und doch morgenländischem Duft zugleich und Geschmack eingerichteten Hause Emanuel's in Baireuth eine Woche zuzubringen, zum ersten Mal in mit einer Art von Luxus ausmeublirten Zimmern zu arbeiten, vor sich die, zwar im kleinen Maßstabe, aber doch äußerst elegant, reinlich und geschmackvoll gebaueten, Straßen von Baireuth, einer Stadt, wo markgräflicher Bauluxus mit einer villaartigen Heiterkeit der Gebäude wechselte, und wo das Auge bald auf prächtigen Springbrunnen vor fürstlichen Schlössern, bald auf den grünen Jalousieen an von röthlichem Sandstein gebaueten nur zwei Stock hohen Häusern, in geraden, auf das sauberste und ebenste gepflasterten Straßen abwechselnd sich erfreuete; einer Stadt, gelegen in jener Sommerebene auf der Südseite des Gebirgs, rings umgeben von Bergen, durchschnitten von Pappeln- und Kastanienalleen. — Was

aber diese freudigen Tage ihm noch mehr erhöhete, war das frohe Erstaunen, hier, zwölf ganzer Stunden von Hof, seine bisherigen Schriften gekannt und sich geachtet zu finden. So mußte wohl Baireuth, im Gegensatz zu Hof, „wo er Jemandem seine Bücher schenken mußte, um nur einen Leser zu haben," sich immer mehr zu einem Eden für ihn heraufheben. „Baireuth," schrieb er an Otto zurück, „gab mir Glauben, Hoffnungen, Morgen voll Nebel und Entzückungen! An fremdem Ort bekommt man einen Stolz, der gegen die alten Bekannten zürnt. Ich sah, wie leicht es mir wird, mich einzuführen, und verwünschte die Verschwendung meines Werthes bei Höfer Leuten." — Eine nicht unwichtige Bekanntschaft war dort auch die eines Hofrath Schäfer, Erziehers eines Sohnes einer Fürstin Lunowsky; und als dieser namentlich den Buchhändler Lübeck in Baireuth zum Verlage des Quintus Fixlein bewogen und der Dichter die Aussicht hatte, zu Ostern die geforderten hundert Thaler dafür zu erhalten, eilte er schleunig nach dem dunkeln Hof in sein Stübchen zurück, um jenes Werk zu vollenden, im Frühjahre seinen Besuch wiederholen zu wollen versprechend. —

In Hof harrte seiner dafür ein so trüberer Spätherbst und Winter. Er erlangte in dem für ihn immer mörderischen Novembermonat die Gewißheit, daß das Mädchen mit Clotilden's grünem Hut und schwarzem Schleier, die seine Phantasie ganz zu jener Clotilde seines Romanes herangehoben hatte und die er immer heißer geliebt, ihn verschmähte. Aus den darüber noch vorhandenen Schmerzensbriefen des Dichters geht hervor, daß

dieselbe Tact genug hatte, um sich das Beispiel Carolinen's zur Warnung dienen zu lassen und zu befürchten, wie sie unserm Dichter nur ein Geschöpf seiner Phantasie sei, welches er eben so schnell wieder zerblättern werde. Man wird sich über den Verstand dieses Mädchens nicht wundern, wenn wir bemerken, daß sie in Schindler's Verzeichniß der Schriftstellerinnen Deutschlands einen Platz fand; denn sie schrieb später Romane. Dagegen glaubte diese irdische Clotilde, an Flamin eine sicherere und beständigere Stütze zu finden, wie wir es von der poetischen zu dem idealen Flamin vermuthet; und der Dichter mußte seine poetischen Mißgriffe in Bezug auf den Victor von der Wirklichkeit selbst an den Tag gelegt sehen: Flamin führte, wenn auch später, den grünen Hut Clotilden's heim; — und, wie der Dichter sich selbst seine poetischen Irrthümer bekannt: so war er auch als Mensch großmüthig genug, selbst den Brautwerber für seinen Freund zu machen, der im Leben allerdings etwas weniger Muth hatte, als im Roman, und überglücklich war, ein Wesen zu besitzen, daß Jean Paul's Phantasie seiner eignen Liebe für würdig gehalten hatte. Aus den Briefen Richter's geht zugleich hervor, wie er bei weitem am meisten dadurch verwundet wurde, daß er seinen Werth und das Glück, welches er nach seinem Gefühl einem weiblichen Wesen bereiten müsse, von demjenigen, das er in Hof am höchsten gestellt, verkannt sah; und es ist zugleich sehr bezeichnend, daß er der Dame prophezeiht: „es werde sie sehr gereuen, wenn sie zu Ostern im Hesperus seine Seele ganz erkannt haben würde." —

Wie Blei drückte die Stadt Hof ihm jetzt die Seele,

und die Blüthezeit des Frühlings 1795 fand ihn wieder in Baireuth, wo ihm doppelte Wonne wurde, nicht bloß bereits seinen Hesperus gelesen zu sehen, sondern besonders zum ersten Mal in die Nähe einer hochgebildeten und hochstehenden Dame zu kommen, die ihm „sein Maienthal Baireuth zu einem englischen Garten mit einer Pygmalionsstatue machte.“ — Es war die Fürstin Lunowsky, die ihm „als eine Göttin in einer großen Wolke“ erschien, „welche an durchsichtigen luftfarbenen Stricken in sein Lebenstheater hineinhing.“ — „Da ihr mein Hesperus recht ist,“ schreibt er von ihr, „(sie lies't bloß Engländer, weil sie einmal einen heirathen wollte), so wollte sie als Gönnerin der Gelehrsamkeit einen Gelehrten vor sich hin haben, der den Hesperus in den Himmel gesetzt. Es that dem Gelehrten Schaden, daß die Gasse der Präsentirteller war, auf dem er ihr hingehalten wurde. Ich und Schäfer begegneten ihr. Ich setzte mich den andern Morgen hin und verbrachte ihn himmlich mit ihr, indem ich nichts anders erzeugte, als ein poetisches zehn Seiten langes punctum saliens, das ihr Nachmittags Schäfer zum ewigen Gebrauch überreichte*). Die Bescheidenheit verbietet mir, Dir zu sagen, wie die hohe Person das punctum aufnahm. Nachmittags erschien der salirende Punctmacher selber, und war bis Abends mit diesem hohen Haupte und mit seinem kahlen unter einer Stubendecke. Gestern gingen sie und Schäfer und die zwei Kinder und die Niece zwei Stunden spazieren,

*) Der „Traum im Traum,“ — als Blumenstück im Siebenkäs zu finden.

und — Paul war mit. — Sie hat eine vollkommen schöne Taille, große Augen, proportionirte und feste Züge. Man schwebt bei ihr zwischen den logischen Urtheilen: sie war, und, sie ist schön, mitten innen, und es käme bloß auf sie an, daß man eines ergriffe und fest hielt. Sie drückt sich genau, fein, kurz, leicht und bestimmt aus, kann Latein und zeichnen und andere Sprachen, sogar Deutsch (ohne Dialect), und Clavier und stricken, war wie Archenholz in Italien und England, und hat mehr Zurückhaltung und weniger Stolz, als manche Bürgerliche. Der Nutzen, mit einer Fürstin umzugehen, ist der: man fasset doch den Muth, mit ihren Kammerjungfern umzugehen. — Ein Elend ist's, daß ich nicht das Herz habe, ihr einige der besten ausgearbeiteten astronomischen Anspielungen in das Gesicht zu sagen, z. B. vom Durchgang der Venus durch die Sonne, vom Hesperus der die Venus ist u. a. m. Mir ist immerfort, als wenn das Schicksal von diesem Labewein, von dem ich eine Flasche nach der andern aufsiegele, zuletzt einigen nehmen und einen scharfen Weinessig für mich ansetzen werde." —

Wir brauchen nichts weiter hinzuzusetzen, um begreiflich zu machen, welcher neue und ihn selbst fortziehende Glanzpunct für sein poetisches Leben nunmehr dieses Baireuth und die dahin gethaenen Frühlingsreisen wurden. Jenes und diese treten in ihrer Bedeutung für ihn bereits in den nächstfolgenden Werken auf, einen neuen Glanz über dieselben werfend. Die Introduction zu dem nächsten in den beiden Monaten nach seiner zweiten Rückkehr von Baireuth gearbeiteten Werke zeigt den Dichter, wie er in einem verschlossenen Wagen aus einer

kälteren Gegend in eine sonnigere fährt, um den hier bereits aufgebrochenen Blüthenfrühling, der dort in der rauhen Umgebung noch zögert, wonnetrunken einzuschlürfen. —

Dieses neue Werk sind die „biographischen Belustigungen unter der Gehirnschale einer Riesin," ein Werk, welches für das allerunerklärlichste Jean Paul's erschienen und fast ganz unbeachtet und unberücksichtigt geblieben ist. Es hat auch nur in Bezug auf die Studien und Vorbereitungen zum Titan, und wegen der auf den Hesperus zurückgeworfnen Schlaglichter Bedeutung. Daraus ist es auch nur allein zu erklären. Es ist nämlich nichts, als ein Versuch, sich in einer Erfindungs- und Darstellungsweise außer seiner bisherigen Manier zu üben, namentlich in einer rein ernsten und von aller Unterbrechung sowohl durch subjective Betrachtungen, als auch durch satyrische Ausschweifungen fernen, einfachen und doch würdigen Entwickelung psychologisch bedeutender Menschen, ungestört durch humoristische oder komische Charaktere. Es war gewissermaßen ein Probestück für die Darstellung des großen oder Cardinalromans. Daß ihm dieser immer im Hintergrund der Seele lag, und Alles, was er dachte und arbeitete, sich nur auf diesen bezog: darüber die verschiedensten und bestimmtesten Erklärungen aus den Briefen und selbst den damaligen Werken Jean Paul's hier anzuführen, wäre so überflüssig als Raum beeinträchtigend. — Er wählte zum Gegenstande eines der Ereignisse und psychologischen Vorgänge, auf welche im Hesperus als auf etwas bereits in der Vergangenheit Liegendes verwiesen wird: die Liebe nämlich des Lords Horion zu sei-

ner zarten und so bald verlorenen Gattin. — Der Graf Lismore, ein überkräftiger, heftiger Mann, der für seine Genialität einen großen, thätigen Wirkungskreis als Ableiter bedurfte, der, durch die unglückliche Wendung der französischen Revolution, welche hier ebenfalls wieder den Dichter zum kräftigsten Lobredner hat, aus einem solchen verscheucht, sich mit seiner ganzen Heftigkeit auf ein zartes Wesen wirft, von dem er auf der einen Seite ein Herz wie das eines Engels: zart, unschuldig und mild, und auf der andern einen Kopf wie den seinigen, voll beredten, aufbrennenden, genialischen Enthusiasmus für alles Große und Edle, verlangt, „seine Täuschung allezeit dabei bei'm ersten Artikel anfing, wobei sie bei'm zweiten natürlich ward," — dieser Lismore, der ein so zartes Wesen, wie Adeline, welches eine Liebeserklärung sogar nur durch die Vermittelung eines Echo verträgt, frühzeitig aufreibt: ist der jüngere Lord Horion, nach dem schmerzhaften Ereigniß so erscheinend, wie wir diesen im Hesperus gesehen. — Adeline dagegen ist eine neue Beate, die, nach Schottland geführt, wo das „zweite Gesicht" der Bewohner die Geisterwelt auf den phantastischen, nebelhaften und Ossian'schen Boden herabzuziehen meint, dort ihr Anklingen in die Harmonikaseele ihres durchsichtigen Körpers vernehmen und ein anderes poetisches Seitenbild zu Dahore aufstellen soll. Der Dichter suchte auf diesem Wege eine Liane und eine Geistergeschichte für den Titan, auf den wir darum verweisen.

Das Resultat dieser merkwürdigen Probe war natürlich, daß der Dichter nach zwei Monaten schon das Interesse daran verlor. Er fühlte, daß er in Bezug auf

Adeline und ihr Geisterſehen über das Ziel hinausgeführt werden würde, und ſo war nach der Schilderung der beiden Hauptperſonen kaum noch Stoff vorhanden. Auf der andern Seite merkte er, daß er ſo ganz aus ſich herauszugehen durchaus noch nicht im Stande war. Wie er bei'm Firlein zu matt zu werden befürchtete, ſo ängſtigte ihn hier noch, daß er jetzt ſchon ſo ganz ſeine „Manier" aufgeben ſollte, in welcher bei Ermangelung reichen Stoffes und vielfacher fremder Charaktere er ſeine Hauptkraft zur Zeit noch wurzeln fühlte. Darum brach er ab, ehe der poetiſche Strom ſich in ein gewöhnliches Romanende zu verſanden drohte; und that wiederum einen komiſchen Bocksſprung in einem „ſatyriſchen Appendix," welcher faſt ſo ſtark wurde, als die biographiſchen Beluſtigungen ſelbſt. — In dieſem iſt das Merkwürdigſte, daß der Dichter, in Form einer angeblich von den Leſerinnen gegen ihn gerichteten Klage über die ſtörenden Ausſchweife von Satyren in ſeinen ernſten Werken, geradezu erklärt: daß es ihm durchaus unmöglich ſei, dies zu unterlaſſen. So verweiſ't er in der Form einer ſcherzhaften Allegorie deshalb auf die wegen der Eindrücke ſeines frühern Lebens immer noch unbeſiegbar gebliebene Gewohnheit hiezu. „Addiſſon," ſagt er, „erzähle von einem Menſchen, der, wie Jupiter, eine Ziege zur Amme gehabt, und der deshalb noch in ſeinen reiferen Jahren, wenn Niemand bei ihm in der Stube geweſen, immer einige Ziegenſprünge gemacht. Auf ihn habe ſich ein dergleichen Bockfuß ſtatt eines Podagras vererbt, und er müſſe ſich nun immer mit einem oder dem andern Sprunge helfen." — Ernſthaft entſchuldigt er ſich dann hierauf damit: „daß der

schnelle Wechsel zwischen Ernst und Scherz nur ernster mache; und daß, wenn man das Buch eines Engländers, worin dieser Wechsel herrsche, beschließe, man denke, es sei das Leben." — Natürlich sehen wir in jener scherzhaften Erklärung das Richtigere. Er läßt nun das Urtheil dahin ausfallen: daß ihm erlaubt sein solle, den ernsten Werken eben solche komische und satyrische Anhänge anzubauen, in welche er alles Störende dieser Art aus ersteren entfernen könne. — Auf diese Weise glaubte er für jetzt durch eine äußere Abtrennung nach und nach die Harmonie und den Frieden zwischen den beiden Doppelnaturen herstellen zu können. — Aber eben so, wie er noch das Ernste nicht ohne Einmischung des Scherzes, so vermochte er auch nichts Scherzhaftes mehr ohne Uebergreifen und Auslaufen in den Ernst zu schreiben; und eben derselbe Appendix, mit welchem er zuerst ein glückliches Auskunftmittel getroffen zu haben meinte, endigte in einer der rührendsten und gemüthlichsten Darstellungen, in der „Grabrede für einen alten Bettler," in welcher er auf das ergreifendste das trostlose Leben eines solchen schildert, und die Gemüther hartherzig gewordner Menschen zu hülfreichem Mitleid für Bedürftige erweichen mag. —

Nach diesem wieder aufgegebnen Versuche wandte sich der Dichter von Neuem zu sich selbst zurück und versuchte auf eine in ihrer Art durchaus einzigen Weise, sich zu dem poetischen Lichtpuncte durch die äußeren beschränkenden Hindernisse im obsiegenden Kampfe über das störende zweite Ich durch die Schilderung und Anfassung der Gegenwart selbst durchzuführen. Er trat sich selbst noch näher als früher, und versuchte, sich geradezu in

seinen trübsten Verhältnissen von der Zeit an, wo er in der Stube seiner Mutter in Hof an den Teufelspapieren arbeitete, gelähmt und bedrückt von innen und von außen, zu schildern; wie er, nachdem er „seinen Werth unter Höfer Leuten verschwendet," mißgreifend unter Naturen der Art sich sogar eine ihn nicht verstehende und ihn noch tiefer in die kleinlichen und zerreibenden Verhältnisse hineinstoßende Geliebte gewählt; sich nach mancherlei Prüfungen durch Hülfe eines ihm zwar ähnlichen, aber kekkeren und kühneren Freundes, gewissermaßen eines zweiten Ichs, wenn auch mit blutendem Herzen, von der niedrigen Scholle losreißt und in großartigere und blühendere Lebenskreise und an die Seite einer ihn erhebenden Geliebten, mit einem Wort: aus dem Alltagsleben in ein poetisches, gelangt, und allen Schmerz und alle Gedrücktheit, so wie zugleich auch das, womit er sie bekämpft, abschüttelt und hinter sich läßt. Womit er dieses Alltagsleben und die aus demselben ihm gewordne Gedrücktheit bekämpft, ist die Satyre und die Laune; was ihm aber heraushilft, ist die zu dem keckesten und kühnsten Humor gesteigerte Laune des Freundes. Da aber, sobald das Leben und die Poesie ihm zu blühen angefangen, beide nur störende Begleiter und Anzeichen eines immer noch nicht harmonischen und vollendeten Seelenglücks gewesen wären, so reißt er sich wie mit blutendem Herzen von der Alltagsstadt und dem, was er dort ehemals geliebt, so mit noch tieferem Schmerz, selbst auch auf dem Scheidewege nach dem gelobten Lande, von dem humoristischen Doppelgänger los, mit dem er so lange Hand in Hand gegangen, und der stets in den trübsten

Augenblicken tröstend und erhebend zu ihm getreten, — läßt denselben in die weite Welt verschwinden, — und sinkt dann in der Sternennacht auf dem Grabe derjenigen, die er aus Mißgriff geliebt, der höheren und ernsteren Geliebten in vom Schmerz der Vergangenheit geheiligter Seligkeit an die Brust. — Um also die hemmenden Abnormitäten des prosaischen Werkellebens und die feindlichen Elemente des äußeren Seins endlich zu überwinden, und aus seiner Seele die von ihnen hervorgerufnen störenden Bilder und Gedanken auf immer los zu werden: wollte er noch einmal in alle Tiefen derselben hineinsteigen. Dort wollte er durch die selbsterschaffene Steigerung ihrer Hindernisse sie ganz erschöpfend durchfühlen, und die Klippen und Riffe, an denen das äußere wie das innere Leben zerschellt, zu erklären und sich poetisch zu verklären streben, den schneidenden Riß noch einmal aufzureißen, dann aber die Untiefen auszufüllen suchen mit dem Bewußtsein des Friedens: Alles mit Allem versöhnen zu können; und nun, um das Widrige auf immer los zu sein, zu gleicher Zeit in eine ganz andere ferne Welt sich retten, um durch die Flucht vor dem Wiederauferstehen der noch etwa ungelös'ten Zerrissenheiten „eine starkmüthige Erholung und eine rüstige Tapferkeit" für einige Frist sich zu erzeugen, durch eine Flucht „in ferne Zeit und Oertlichkeit, wo das Gemüth im Entschlagen seiner selbst und des entzweiten Daseins an fremde Naturen und Gesittungen sich anschließt, und in entlegene Verhältnisse, die der Reiz der Neuheit umschwebt, sich willig und freudig einspinnt." — Auf diesem doppelten Wege suchte er sich hinaufzuschwingen auf den

von ihm selbst geebneten und ausgefüllten Boden, damit er nicht mehr gezwungen sei, seitwärts und rückwärts seine Blicke zu wenden und seine Zeit und seine Kräfte zu Ausfüllung des ihn beständig unsicher machenden angähnenden und Schwindel erregenden Abgrundes der Gegenwart und Vergangenheit aufzureiben, sondern damit er mit freier und alles Druckes und aller alten Schmerzen lediger Brust und mit nicht umflortem Auge nur vorwärts und in die Höhe zu blicken und in die erhabenen und poetischen Gefilde seines Titan sich hinüber zu retten vermöge. — Noch einmal sollte die Satyre, welche mit der Materie, über die sie die Geißel schwingt, behaftet und befangen bleibt, und diese an die Schwingen des Genius anhängt, denselben aber zurückzieht in die harten Formen der umdrängenden Welt, daß er nicht flüchtig und glücklich über sie hinwegzufliegen vermag, — noch einmal sollte sie sich austoben dürfen, indem ihr die ganze drängende Vergangenheit noch einmal völlig preisgegeben wurde, und der Dichter sie durch alle verborgne Winkel seiner von dem innern Zwiespalt und der Außenwelt gedrückten und verkümmerten Seele hinführte. Dann wollte er die geläuterte und durch die äußere Darstellung davon befreite Seele, allmählig immer mehr das Herz und die Phantasie durch die göttliche Liebe und durch Poesie erwärmend, aus den neblichten Thälern ganz in die reine Alpenluft des Lebens und der Poesie hinaufschwingen. Und wie des Dichters Poesie immer Hand in Hand mit seinem Leben ging: so wurde der Siebenkäs in dem Augenblicke gearbeitet, wo Jean Paul wirklich den festen Entschluß gefaßt hatte, sich aus den bisherigen Umgebun-

gen um jeden Preis zu retten und in ferne bessere Länder zu ziehen, um dort dem Titan eine schönere Wiege zu suchen. — Daher wollte er, nachdem er im Siebenkäs das bisherige Sein mit all seinen Schmerzen und Tröstungen noch einmal zusammengefaßt, zugleich mit dem Schluß des Romans in die Blüthenebenen jenseits des düsteren und verbauenden Gebirgs ankommen. —

Dies ist die hochpoetische und tiefe Bedeutung des Siebenkäs, in welchem selbst ein Mann, wie der Philosoph Solger, der nach der Meinung seiner Freunde der Aesthetik eine ganz neue, geniale Bahn geöffnet, nichts sah, als „ein recht geschickt und originell ausgeführtes Gemählde von zwei Eheleuten, die sich, weil sie nicht zusammenpassen, mit Grillen und Launen ängstigen und quälen!" — Und doch ist die Verheirathung mit Lenetten und das ganze Verhältniß zu derselben nur die unterste Stufe, von welcher der Dichter ausgeht; und, während diese Ehe auf der einen Seite das anfangs so unabänderlich scheinende Gebundensein des hinaufstrebenden Dichters an das Werkelleben, welches ihm eine ganz trostlose Zukunft verheißt, darstellt, aus welcher nur durch die überraschende Genialität des Humors im Leibgeber ein unerwarteter Befreiungsweg gefunden werden kann: repräsentirt Lenette zugleich durch ihre menschlich edle Natur, die nur durch die Erziehung, kleinstädtische Umgebung und fortdauernde Armuth zu einem durch ihre Beschränktheit quälenden Gespenste wird, dasjenige in den, allem höhern Aufstreben feindseligen, herabziehenden und kleinlichen Elementen, was selbst in diesen das Herz eines höheren Menschen mit so festen Banden umschlingen kann,

um ihn in dieselben wider seinen Willen zu versenken, darin fest zu halten, und ihm das Losreißen von denselben so unendlich schwer zu machen. —

Das Bedeutsamste im Siebenkäs liegt darum in dem Erscheinen, dem Verhältniß und dem Verschwinden Leibgeber's. Er ist der Hebel und die Seele des Ganzen, er, der personificirte Humor. Er, der durchaus an Gestalt und Gesichtzügen ähnliche Bruder des weicheren, sentimentalern und empfindungsvolleren Siebenkäs, hält den Letzteren allein aufrecht, indem er ihm das Große im Leben und in der Welt immer in Augenblicken, wo Jener unter den kleinen Schlägen des dürftigen Lebens zu erliegen im Begriff ist, als eben so klein und begehrensunwerth darstellt, und ihm dadurch die Trauer über das Vorenthaltensein des Größergeglaubten zu nehmen sucht; endlich ihn, der auf die Dauer damit sich nicht beruhigen kann, in ein thätiges Leben und zum Abstreifen seiner ihn zernagenden Verhältnisse bringt. Dies kann er aber auf keine andere Weise machen, als dadurch, daß er ihn in seinen Namen und in seine Verhältnisse einzutreten bewegt; und deshalb muß er natürlich auf immer aus seiner Umgebung verschwinden. Das Hauptmoment liegt nun darin: daß Siebenkäs, sobald er in jene besseren Verhältnisse versetzt ist und der schneidende Humor, in Gestalt des Leibgeber, von ihm gewichen, sich noch einmal, ganz wider die Absicht Leibgeber's, der Liebe, aber einer höheren, und ausschließlich der ernsten und empfindenden Phantasie, in die Arme wirft. — Denn Leibgeber bringt den Siebenkäs in poetischere Umgebungen und zu Natalien nur darum, um ihn von diesen zu jener mu-

thigeren, höheren und kühneren Stimmung anregen zu lassen, in welcher nur zu der kühnen Unternehmung des Scheinsterbens er sich entschließen kann. Um also die Idee des Siebenkäs in Bezug auf den Leibgeber ganz zu verstehen, muß man sich einmal an jene mehrmals erwähnte Ansicht des Dichters erinnern: daß er vor dem Untersinken unter die feindlichen Elemente der Außenwelt nur durch die Wendung seiner Phantasie nach dem Witz und der Satyre hin bewahret worden sei; daß er dies für ein Glück zu halten habe; daß er beide aber jetzt, nachdem dieser Theil seines inneren Ich's in ihm so groß herangewachsen, um als Doppelgänger zu viel von den für die höhere, empfindende, darstellende Poesie bestimmten nöthigen Kräften zu zehren und die harmonische, plastische Bildnerei zu stören, wiederum loswerden müsse und könne durch Abstreifung und die Flucht aus den Elementen, welche den Humor, zum Schutz gegen die Ueberwältigung, erzeugt. —

Wir haben schon einmal auf die äußerst merkwürdige psychologische Selbsttäuschung Richter's verwiesen: daß er auf der einen Seite seinen verstorbenen Freund Hermann für eine ihm ganz fremde, ihm unerklärliche Natur betrachtete, auf der andern aber sich immer mit demselben herumtrug und immer von einem inneren Triebe, denselben völlig darzustellen und dies Bild eben so, wie seine übrigen quälenden inneren Gefühle, loszuwerden, geängstigt wurde. In Bezug auf diesen Freund finden sich in seinen Briefen sonst mit den Werken unerklärlich scheinende Widersprüche; hervorgegangen aber eben aus der, je nach seiner verschiedenen Stimmung ihm geblie-

benen und sich ihm darstellenden, Anschauung des Bildes von dem verstorbenen Freunde. — Zu offenbar liegen viele Züge, selbst aus Hermann's äußerem Leben, in den Arbeiten bis zum Siebenkäs hin verschiedenen Gestalten unter; und doch klagt der Dichter gegen Otto: „wie es ihm immer noch nicht habe seine Zeit erlauben wollen, dem Freunde ein Denkmal in seinen Werken zu setzen und seinen Charakter der Welt zu schildern;" — er theilt von Zeit zu Zeit verschiedene Vorsätze und Pläne mit, in denen dies verwirklicht werden solle, welche aber bis jetzt immer von seinen eigenen Schöpfungen verschieden waren. Die Leser werden selbst mit uns über die unendlich große Aehnlichkeit, fast Identität, von Hermann's äußerem, geistigem und moralischem Sein mit einer hervorstechenden Seite unseres Dichters erstaunt gewesen sein, und den Unterschied zwischen Beiden nur in des Letzteren größeren, schaffenden Phantasiekraft gefunden haben. Der Grund von des Dichters eigenem Zwiespalt in der Erkenntniß seines geistigen und moralischen Verhältnisses zu Hermann lag darin: daß er sich selbst gern über dasselbe täuschen mochte, weil ihm die Idee eines Abbildes von einem Theile seines Wesens außer sich etwas Grauenhaftes und Unheimliches hatte, besonders in Bezug auf das unheimliche Schicksal Hermann's; und namentlich auch, weil, wie er selbst oft gesteht: ein Humorist im Leben cynisch, unschön, unliebenswürdig erscheine, und seine Zerrissenheit einen trüben Eindruck mache. Und dennoch hatte er gerade während des Schaffens an der unsichtbaren Loge und am Fenk, „dem Mediciner und Grafenhofmeister," sich zuerst viel mit Hermann's nach-

gelassenen Papieren beschäftigt, wiewohl er sie, Otto gegenüber, als etwas Fremdes zurückgeschoben und deren gedrängte Bearbeitung und Herausgabe auf eine andere Zeit verlegt hatte; und gerade wiederum in dem Monat des Entwurfes des Siebenkäs schrieb er über denselben Gegenstand Folgendes an Otto:

„Eben komme ich vom Spaziergang, wo mir etwas Kühnes durch den Kopf gefahren ist, wozu ich Dein Ja bedarf, dessen Verweigerung mir der größte Tort wäre! Es betrifft den Hermann. — Du weißt, daß sein größter Gehalt nicht in den Paar von ihm abgesprungenen Goldglimmern seiner Schriften, sondern in der ganzen Textur und Crystallisation seines Wesens und Charakters bestehet. Um ihn also darzustellen, muß man weder bloß jene geben, noch diesen bloß beschreiben. Denn kein Charakter kann in todten vagen Zügen, sondern bloß in Handlungen und Reden nachgebildet werden, kurz: nur dramatisch. Das Kühne ist also, daß ich ihn mit seinem Namen in eine schon entworfene romantische, nicht kleinliche, Geschichte einführe, wo er nicht weit von der Hauptperson, ohne viele Handlung, seinen ganzen Charakter ausbreitet. Freilich ist diese Geschichte nicht im geringsten seiner wirklichen verwandt. Er soll darin, in diesem Rauche vor einem Hohlspiegel, lebendig werden und sich regen, so weit es meine arme Hand vermag. Ich werde mich um kein Urtheil in Hof bekümmern, wenn es Deines nicht ratificirt. Dann füge ich, trotz dem Schaden, den ich der Illusion thue, dem Buche einen Anhang bei, wo ich das Wahre seiner Geschichte und einige zusammengedrängte Aufsätze, indeß ich viele seiner

Aufsätze in's Buch zerstreue, als eine Frage gebe: ob man mehr wolle? — Ich mag Dir die Stiche nicht vorzählen, die mir bisher die Erscheinung seines Vaters oder der Gedanke an ihn durch die Seele gab! — Schreib mir noch heute, weil jetzt meine ganze aufgerüttelte Phantasie zuckt und brüten will. Schreibe mir auch noch einige Cautelen und schicke mir, aber auch bald, einige seiner Briefe, wenn Dein Urtheil sie nöthig findet. In der idealischen Geschichte aber bleibt er Doctor und Grafenhofmeister. Ich lechze jetzt ordentlich nach der ersten Zeile, wo sein Name vorkommt." —

Was Otto ihm gerathen, ist uns nicht bekannt; aber es erfolgte der Siebenkäs, und während desselben, wie nach der Vollendung, wird weder in irgend einem Briefe, noch an einer andern Stelle, Hermann's mehr gedacht. Wie hätte auch der Dichter auf die angegebene Weise sich mit diesem Bilde abfinden, dasselbe in zwei Theile sondern, nur mit einem, dem idealischen, sich in Hermann, mit dem andern, dem wirklichen, zugleich ihn als ein fremdes bezeichnen, und in der wahrhaftigen Poesie sich länger, wie er es im Leben gethan, hinhalten und täuschen können über etwas, was sich mit seinem innersten Wesen doch so innig verschmolz, und nur, weil es im Leben so störend vor ihn getreten war, ihn peinigte? — Er mußte so auch den äußeren Abdruck einer seiner eignen inneren Naturen, als einem Doppelgänger, fest und klar in's Auge sehen und ihn herausstellen. Wie hätte er anders jene quälende Vergangenheit loswerden können, in welcher Jener eine so wesentliche Hauptrolle gespielt, wenn er nicht auch ihn vollkommen als den kör-

perlichen Repräsentanten seines zweiten Ich's verklären, nur unter andern Lebensverhältnissen und mit eigenthümlichen Zügen anerkennen, und dann als einen versöhnten Geist von sich entlassen gewollt? Was dieser Theil der Aufgabe ihm gekostet haben mag, läßt sich leicht denken; so wie es genügend erklärt, warum er das so Geheiligte, in tiefer Brust Verwahrte, die Narbe der nur halbgeschloßnen Wunde, von Niemand mehr berühren lassen mochte. — Nur fühlte er während der Arbeit die Nothwendigkeit, die bereits entworfenen Scenen der wirklichen geistigen und physischen Vernichtung dieses Doppelgängers für den Titan aufzuheben: da er der Anlage nach sich am Schluß des Siebenkäs nur bis auf die Arena setzen konnte, auf welcher die siegreich schaffende Poesie das Resultat des Triumphes über das Leben darstellen sollte. — Diese, während des Schaffens am Siebenkäs ihm aufgedrungene Nothwendigkeit verursachte nach dem ersten Bande, der schnell vom September bis November 1795 ausgearbeitet wurde, wahrscheinlich die Pause des Winters bis zum März 1796, in welcher er mit sich im Streit gelegen zu haben scheint, was er dem Leibgeber ferner für ein Ende im Siebenkäs geben solle.

Leibgeber sollte also der vollkommenste Gegensatz von Emanuel sein, und wie dieser das Extrem der sich verwirrenden ernsten und empfindenden Phantasie, so jener das der die Materie auflösenden und zersetzenden; wie dieser in einen stillen und milden Wahnsinn gerieth, weil er aus Ueberglauben von der Erde in zu großer Sehnsucht nach dem Göttlichen, Uebersinnlichen sich verzehrte, so sollte jener, wenn auch erst im Titan, endlich in einen

tobenden verfallen, weil er durch die zersetzende, ungläubige, und das Größte in das Kleinste hinabziehende Einbildungskraft sich selbst auflößte und so zersetzte, daß er sich vor einem zweiten Ich, in das er sich gespalten und das seine von der Materie irregeleitete Phantasie sich erschaffen, fürchten und von demselben sich vernichten lassen mußte. — Dieses Extrem führte ihn, im Gegensatz vom Emanuel, zum Atheismus. Gerade die größere innere Kraft, mit welcher er den Seelenbruder aufrecht erhält, zerstört ihn selbst, weil des Siebenkäs wärmere Phantasie ihn zum Schaffen, wenn auch von Satyren, treibt, was ihn nicht nur zerstreut, sondern auch durch Concentrirung seiner Kräfte auf einen Punct und electrische Aneinanderreibung derselben ihn zu dem Höhern und Empfindungsvollen führt. — Und die Leser wollen sich hiebei an unsere frühere Darlegung erinnern, wie Jean Paul selbst gerade eben dadurch auch vor dem Schicksale Hermann's bewahrt blieb. — Siebenkäs ist der mit einer idyllischen Kindheitsumgebung aufgewachsene Pfarrersohn, Leibgeber der eines armen Handwerkers, der bei'm Garnspinnen und Kinderwarten seine Schulpensa gelernt, nicht einmal eine sanfte Kindheitserinnerung hat, und darum auch keine schönere Zukunst. — Nichts giebt mehr von dem ungeheuren Muthe, der Geisteskraft, und von der Gewalt, die der Dichter über sich gewonnen, Zeugniß: als daß er es wagen konnte, diesen Doppelgänger von sich, dem er sogar die körperliche Aehnlichkeit mit der ihn repräsentirenden Hauptperson im Werke gab, — gleichsam um sich die Gefahr auf das Höchste zu treiben und dann ihr in's Auge zu blicken, — neben sich hinzustellen, und ihn dann

vernichten zu wollen; und auf der andern Seite zeigt dies die Größe der ihn zurückhaltenden Gewalten und die Stärke der sich wechselseitig hindernden Doppelnaturen, mit denen der Dichter in seinem Leben und in seiner Poesie zu ringen und zu kämpfen hatte. Der Leibgeber'sche Theil seines Ich war ihm selbst, wie besonders seiner Poesie, gefährlicher als der im Emanuel dargestellte, weil eben die Satyre im Bunde mit der stets ihn umgebenden Materie am öftersten ihn anfallen mußte. —

Der Siebenkäs ist also recht eigentlich die Geschichte des Dichters von seiner Ankunft in Hof nach Vollendung der Universitätsjahre, natürlich mit Beiseitlassung der Schwarzenbacher Periode, bis zu seinem neu gewonnenen Baireuther Glanz. Denn dieser zieht immer, Anfangs leuchtend als das Zukunftparadies, vorüber, und wirft von da die poetischen Sonnenstrahlen über den düstern Himmel in der kleinen Stadt, bis er immer näher tritt, und endlich den Seligen ganz in sich aufnimmt. — Der Frühling und Baireuth sind die Trost- und Glanzworte, die jedesmal, wenn sie genannt werden, Liebe und Poesie und Verklärung athmen, wie Blüthenduft auf einem Zephir herübergetragen durch die dürftige Marterstube des Armenadvocaten ziehend. — Der Dichter nahm auch gar keinen Anstand, in diesem Romane die wirklichen Namen auftreten zu lassen; ja, er führte diese Geschichte bis so nahe an seine Gegenwart heran, daß sogar die funfzig Thaler, welche dem Siebenkäs Leibgeber zur Reise nach Baireuth schickt, wirklich von dort als die zweite Hälfte des Honorares für den Firlein an den Dichter eingetroffen waren, und dieser sie (siehe Briefwechsel) darum so

freudig empfing, weil er sie zur Wiederholung seines Besuchs daselbst verwenden konnte, jenes Besuchs, der ebenfalls in den Frühling 1796 fallen sollte; — daß er während der Ausarbeitung des zweiten und dritten Bandes wirklich dorthin flog, wohin ihn Beschreibungen und Briefe von einem der Natalie ähnlichen Wesen gelockt; — daß er in den Pfingsttagen dort verweilte, wirklich dort im Gasthofe zur Sonne abstieg, mit Natalien die Eremitage und das Dorf Johannis besuchte, und, als er darauf wieder nach Hof zurückeilte, um schnell das Ganze im Juni 1796 zu vollenden, mehrere bedeutende Scenen von dem eben Erlebten getreulich copirte, wiewohl das Wesentlichste, und besonders auch die Scene mit Natalien in der Fantasie bei Baireuth, bereits vor seiner Frühlingsreise ausgeführt war*). Ja, er läßt sogar die beiden Freunde, als Siebenkäs den Leibgeber noch ein Stück auf seiner Trennungsreise nach der Catastrophe begleitet, ihren Weg von Baireuth durch Hof nehmen, und dann die ergreifende schmerzliche Scene des ewigen Abschiedes von einander auf der Höhe jenes Töpen vor sich gehen, welches dem Dichter der Tempel aller heiligen Freundschaftserinnerungen, und zugleich der Kirchhof der am tiefsten mit seinem Innern verwachsenen und durch Nichts ihm ersetzten**) Jugendfreunde war. — Und diese letzte Wahl der Oertlichkeit ist um so bedeutsamer, als Siebenkäs den Freund, welchen er in den südlichen Son-

---

*) „Die Scene mit Natalien in der Fantasie liegt wie eine sanfte Mondnacht vor mir, und ich freue mich, wenn ich einmal in Baireuth die Stätten besuchen werde, die ich gezeichnet." Briefwechsel.

**) Wir erinnern in Bezug auf Otto an die Briefe an Moritz.

nenebnen seines neu wiedergebornen Lebens nicht bei sich behalten kann, dahinauf zurückschickt nach dem rauheren Norden, wo er bisher gelitten und den Trost des Leibgeber'schen Humor's als ein Surrogat für die vorenthaltene empfindende Phantasie nöthig gehabt hatte. Nur die Nothwendigkeit, die Stadt Hof nicht geradezu zu nennen und sie etwas zu maskiren, so wie die, eine passendere Localität für seine politischen Angriffe auf das deutsche Reichswesen zu gewinnen, zwang ihn, die Topographie des Romanes in etwas dahin zu stören, daß er den Reichsflecken Kuhschnappel nach Schwaben verlegte, und den Siebenkäs so über Bamberg nach Baireuth führen mußte.

Aus dem bisher Gegebenen ergiebt sich zur Genüge, daß, wie überall bei Jean Paul, die Verwickelung des Planes immer nur aus der höheren Grundidee und den Hauptcharacteren hervorgeht; so auch im Siebenkäs die beiden Freunde sich nicht so körperlich ähnlich sind, der Verwickelung wegen, wie bei den ähnlichen Lustspielen des Terenz und Shakespeare: sondern daß die Verwickelung nur hervorgeht aus der Aehnlichkeit, welche zur Veranschaulichung der höheren Idee gegeben, und in der Seele des Dichters früher und zuerst vorhanden gewesen ist. — Darum ist auch der Proceß des Siebenkäs mit dem Heimlicher von Bläse nur zur größeren Hervorhebung dieser Aehnlichkeit, und der Namentausch beider Freunde, in Bezug dessen wir an den Brief Richter's an Oerthel über seine Freundestrauung nach Art der Morlacken mit Hermann verweisen*), zur Hervorhebung der

*) Siehe Band II. S. 151.

äußerlichen Aehnlichkeiten und der Seelenverbrüderung der Freunde da — nicht aber diese zur Motivirung des Processes als Hauptsache. Freilich ist dieser Proceß auf das geschickteste wieder dazu benutzt, die zweite Hauptidee, die Qual und Pein einer höheren Natur unter jämmerlichen Umgebungen, veranschaulichen, und zu gleicher Zeit die Erbärmlichkeit der politischen Institutionen entwickeln zu können. —

Aber Lenette, Kuhschnappel, der Schuster Fecht, der Friseur, der Pelzstiefel, der Buchbinder? — Wir müssen hier die Leser auf alles das zurückverweisen, was wir von dem Leben Jean Paul's und dem Gang seiner Anschauungen und Ideen, in dem Stübchen neben seiner Mutter in den zwei Jahren nach seiner Rückkunft von Leipzig, erzählt. Lenette, die bürstende, waschende, die Satyrenschreiberei des Armenadvocaten für eine nutzlose Zeitverschwendung haltende, den Schulrath Stiefel aber in ihrem Augsburg'schen Religionsglauben und als gesetzten soliden Mann anbetend verehrende Lenette, ist Niemand anders, als die verjüngte und in Siebenkäsens Frau verwandelte Mutter des Dichters, in allem Elend ihrer damaligen Haushaltung und in ihren nachbarschaftlichen Verhältnissen. Der Armenadvocat Siebenkäs bezeichnet selbst bis auf den Titel den Armendichter Jean Paul, der hier in diesem Werke schön die Aufgabe, die kleinen Freuden der Stadtarmen zu schildern, zu lösen Gelegenheit hat. Selbst die Phantasiekrankheit des Siebenkäs, die ihm eben seine auf das Kleine nur hingezogene Aufmerksamkeit zuzieht, ist, in Bezug auf seine Qual wegen des unhörbaren Kehrens der Lenette, nur eine

treue Copie seines eigenen damaligen, aus dem gemeinsamen ärmlichen Leben mit der Mutter hervorgegangenen Zustandes; und es findet sich aus der Schwarzenbacher Periode aufbewahrt ein ähnlicher Zug Richter's, der ihn mit dem Amtsverwalter Clöter in Zwiespalt zu bringen gefährdete, weil nämlich Richter in der starkgeheizten Stube beständig sich über Kälte beklagte, bis er endlich fand, daß er sich nur zu frieren eingebildet, weil nicht Holz genug vor den Ofen hingelegt worden. — Die so meisterhafte, bis in's Kleinste ausgeführte, und mit einem reichen Schatz psychologischer Aufschlüsse ausgerüstete Darstellung von Lebenskreisen, in welche sonst noch nie ein solcher Genius gebannt gewesen, durchhaucht von der diesem so eigenthümlichen Liebe, war aber in Deutschland eine so neue Erscheinung, daß man diesen Theil des Siebenkäs meist für den wesentlichsten und Haupttheil hielt, zumal er allerdings, als der am meisten vom Dichter und fast spielend beherrschte und in einem harmonischen Guß gearbeitete, in formeller und künstlerischer Beziehung den hervorstechendsten Werth hatte. Da nun die Kritiker, welche man mit dem Namen der: Göthe'schen Schule, in der Literargeschichte zu bezeichnen pflegt, und wohin auch, wenn schon in verschiedenem Sinne und Grade, neben den Schlegeln auch Tieck gehörte, diese niederländischen Gemählde, deren lebendigstem, die Beschreibung des Kuhschnappeler Vogelschießens, etwas Aehnliches in keiner Literatur an die Seite zu setzen war, vorzüglich und allein hervorhoben und priesen: so blieb darum das Höherbedeutsame im Siebenkäs meist verdeckt, wiewohl es als Relief, einen poetischen Sonnenschein auf jenes alles

zurückwerfend und dasselbe mit so inniger Begeisterung durchdringend, den Genuß des Niederländischen nur so angenehmer macht. — Und freilich gehörte ein tieferes Eingehen in das Leben und das Streben des Dichters und in alle seine Werke dazu, die eigentliche höhere Bedeutsamkeit in ihrem ganzen Umfange zu empfinden und klar und deutlich vor der Seele zu haben. — Die Fortschritte in der Beherrschung der Form sind besonders auch im Siebenkäs dadurch bemerkbar, daß er bei allem Satyrischen doch sehr selten eines Extrablattes zur Einschaltung vonnöthen hatte; wiewohl Manches schon Ausgearbeitete, wie z. B.: „die Bettler sind unsre Barden,“ in den Roman vermauert wurde.

Zugegeben muß dagegen werden, daß nicht bloß in künstlerischer Beziehung allerdings auch Vieles von dem, was nach der Catastrophe und nach der Trennung der beiden Freunde hinzugefügt ward, wie ein ungehöriger Anbau zu betrachten ist, der keinen Leser befriediget. Es war offenbar ein späterer Mißgriff des Dichters, einem Werke einen Schluß beizufügen, wie es seiner ganzen Anlage und seiner Entstehung und Tendenz nach keinen haben konnte und durfte. Niemand kann Antheil nehmen an der so schnell folgenden Ehe des Siebenkäs mit der Natalie; Jeder fühlt, daß sie nicht für einander passen. Zu tief hat Siebenkäs in jener kleinstädtischen und niedrigen Welt gesteckt, die ihm auch seinen mißtönenden Namen vermacht — zu sehr hat er bei aller späteren Sehnsucht aus dieselbe wohlgefällig in derselben sich bewegt: als daß er nicht neben einer so hohen und kräftigen Natur, wie Natalien's, geistig zu kränklich und äu=

ßerlich der Phantasie zu unästhetisch erscheinen mußte. Für ein solches Ende paßte schon, wie der Name, auf den Jean Paul sonst mit Recht so vielen Werth legt, auch die zu große körperliche Aehnlichkeit mit Leibgeber nicht; denn, wenn auch dieser selbst nur sein Aeußeres verspottet und ihm der Cynismus vorzüglich zugewiesen ist, so wirft er doch auch den Spott auf Siebenkäs selbst zurück. Und auf der andern Seite hat er ja einen großen Theil der für eine Natalie erforderlichen Seelenkraft an Leibgeber, der für ihn ebenfalls gehandelt, abtreten müssen. Siebenkäs hat eben keine Jugend mehr; und, so sehr er das Interesse und das Mitleid der Leserinnen zu erregen im Stande ist, so möchte doch jede bei dem Gedanken sich sträuben, in seinen Armen zu liegen und ihn zu küssen. Im Gegentheil aber ist des Dichters Absicht, diese ästhetische Scheu nur auf Leibgeber überzutragen (weshalb er ihm auch den Saufänger giebt, um Lenetten den von diesem Hunde beleckten Mund verabscheuen zu lassen), dadurch weit eher verfehlt worden; — denn von dem kräftigeren Manne streift sich dergleichen viel leichter ab, als von einem kränklichen, wie man sich den Siebenkäs denn doch vorstellen muß. Und hier zeigt sich, wie das Bild von Hermann mit dem Leibgeber sich zum Nachtheil des Siebenkäs vermischt hat. Gerade Hermann hatte trotz seiner angenommenen Scheu vor Liebesäußerungen und trotz seines Cynismus Glück bei den Frauen, und in einer Randbemerkung auf einem Empfehlungsbriefe Richter's für Hermann an den Pfarrer Vogel wird dieser durch die Schwarzenbacher Freunde, die Hermann zuerst besucht, scherzhaft gewarnt: „seine Frau und Töchter

in Acht zu nehmen." — Trotz dem also, daß der Dichter Leibgebern die anmuthige Gestalt Hermann's nimmt, zwingt ihn doch die Erinnerung, ihn in einzelnen Zügen so erscheinen zu lassen, daß man nicht ganz ohne Wohlgefallen auf seinem Bilde verweilt. Die derbsten Cynismen, die er Leibgebern sagen läßt, wie z. B.: „daß er eher seinen Steiß, als sein Herz entblößen würde" — schwächen nicht den etwas heimlichen, geheimnißvollen und der Phantasie wohlthuenden Eindruck, wenn Siebenkäs den Leibgeber zwingen will, das Wort: Liebe, auszusprechen, und dieser erröthend sich darüber erzürnt; ferner wenn Letztrer den Freund sogar nur im Dunkeln verschämt zu liebkosen wagt — Züge, die ganz dem Hermann nachgebildet sind. Diese jungfräuliche Verschämtheit, vereint mit der Kraft, macht die Leserin neugierig, ihn lieben zu sehen, und sie sähe es nicht ungern, wenn eine Donna Diana diesen seltsamen Cesario überwände. — Dagegen sind die „mageren Arme," mit denen Siebenkäs die Lenette umschlingt, so sehr sie uns in seinem Unglück rühren, unendlich viel unangenehmer in Bezug auf Natalien, in deren Nähe man sie weit weniger vergißt, als die Vertraulichkeit Leibgebers mit seinem Hunde; diese gewinnt ihm im Gegentheil unser Herz. Wie es darum der Dichter selbst an sich thun wollte, so hätte auch Siebenkäs erst müssen seine Brust „unverdrossen im Morgenroth und im frischen Thau eines poetischen Lebens baden" und ein Stahlbad nehmen in dem bewegten Leben, um die Kränklichkeit des Leibes und der Seele von sich abzustreifen und die verlorene Jugend wieder zu gewinnen. — Doch des Dichters Wünsche eilten seinen

Kräften voraus, und er feierte schon in der Vereinigung des Siebenkäs mit Natalien ein Fest, welches ihm sein ganzes Leben hindurch aufzusuchen bestimmt sein sollte. —

Uebrigens sind wir auch der festen Ueberzeugung: daß Jean Paul in Bezug auf die Vereinigung mit der Natalie späterhin weiter gegangen ist, als es in seinem ursprünglichen Plane gelegen haben mag; und wir sind bei diesem Romane, der, wie wir sahen, vor Allem auf seine Persönlichkeit und sein Selbst, so wie auf sein während des Schreibens desselben in der Gegenwart ablaufendes Leben basirt ist und sich mit demselben identificirt, den Grund davon darin zu suchen berechtigt: daß ihm selbst höhere weibliche Wesen gegen den Schluß der Arbeit hin näher traten, die, von seiner Eigenthümlichkeit durch und durch ergriffen, ihm mehr als ein literarisches — ein herzliches, liebendes Interesse offenbarten. So erhielt er namentlich in den ersten Tagen des Märzes folgenden Brief aus Weimar von einem Wesen, das unendlich bedeutsam in sein Leben und seine Poesie hineintritt:

„In den letzten Monaten wurden hier Ihre Schriften bekannt. Sie erregten Aufmerksamkeit, und Vielen waren sie eine sehr willkommene Erscheinung. Mir gaben sie die angenehmste Unterhaltung, und die schönsten Stunden der Vergangenheit verdanke ich dieser Lectüre, bei der ich gern verweilte; und in diesem Gedankentraume schwanden die Bildungen Ihrer Phantasie, gleich lieblichen Phantomen aus dem Geisterreiche, meiner Seele vorüber. Oft ward ich durch den Reiz und Reichthum Ihrer Ideen so innig beglückt! Dankbar ergriff ich die Feder. Aber wie

unbedeutend wäre dies Zeichen von einer Unbekannten gewesen! Also untersagte ich mir, an Sie zu schreiben, bis in einer glücklichen Stunde ich Ihr Lob von Männern hörte, die Sie längst kennen und verehren. Dann ward der Vorsatz von Neuem in mir rege. Jetzt ist es nicht mehr die einsame Blume der Bewunderung, die ich Ihnen übersende: sondern der unverwelkliche Kranz, welchen Beifall und Achtung von Wieland und Herder Ihnen wand. Wieland hat Vieles im Hesperus und Quintus ausnehmend gefallen; er nennt Sie unsern Yorik, unsern Rabelais. Das reinste Gemüth, den höchsten Schwung der Phantasie, die reichste Laune, die oft in den überraschendsten, anmuthigsten Wendungen sich ergießt: dies Alles erkennt er mit inniger Freude in Ihren Schriften. — Vor einigen Tagen lasen wir in Gesellschaft das Programm vom Rector Freudel (Freudel's Klaglibell). Sonst wirken Satyren, auf mich wenigstens, beschränkend. Mit kaltem Sinn schwingen die Meisten ihre Geißel willkührlich, oder der gereizte Affect bewaffnet ein Vorurtheil gegen das andere — Ihrem Blicke hingegen hat sich ein weiter Horizont eröffnet; Ihr Herz achtet jedes Glück der Empfindung, jede Blume der Phantasie. Es ist eine helle Fackel, mit der Sie die Thorheiten und Unarten beleuchten, und Scherz, Gefühl und Hoffnung folgen stets diesem Lichte Ihres Geistes. — Sie finden hier noch mehre Freunde, deren Namen ich Ihnen auch nennen muß. Herr von Knebel, der Uebersetzer der Elegien des Properz in den Horen, Herr von Einsiedel und von Kalb. Ihre Schriften gehören zu ihrer Lieblingslectüre, die noch lange ihr Lesepult zieren. Ja, wir hoffen, daß bei dieser

Empfänglichkeit für Welt- und Menschenkenntniß und diesem Talent, feine Individualitäten zu zeichnen, Sie uns noch viele Werke Ihrer Feder schenken werden. — Leben Sie wohl, beglückt durch die Freuden der Natur, erhöht durch die Genüsse der Kunst, und machen Sie uns mit Idealen bekannt, die den Dichter ehren und den Leser veredeln werden!“ —

Unterzeichnet war der Name einer adeligen Dame. —

Als hätte ihn plötzlich ein electrischer Schlag berührt, vollendete der Dichter sogleich nach Empfang dieses Briefes, nachdem er den ganzen Winter über seit der Ausarbeitung des ersten Theiles pausirt, den zweiten und dritten Band bis zum Schluß (die erste Auflage hatte nur drei Bände), und führte selbst die Scene zwischen Natalie und Siebenkäs in der Fantasie aus, so wie die auf dem Kirchhofe über Lenette's Grabe; eilte dann im Mai nach Baireuth, wo er in der oben erwähnten als Natalie bezeichneten Dame die ältere Schwester der Briefstellerin von Weimar finden sollte, eine Generalin Kalb, jung, liebenswürdig, geistreich, die man ihm als eine Clotilde geschildert, und die ebenfalls mit Briefen an ihn sich gewandt. Aber Richter vergaß in Bezug auf seinen Siebenkäs, daß jener weibliche Enthusiasmus für ihn durch den Hesperus und ähnliche Werke erregt worden war — Werke, die der Siebenkäs eben so wenig möglicherweise ahnen lassen, als er sie andeutete, und welche der Dichter selbst in den neuen Umgebungen unmöglich anders hätte schaffen können; — und wirklich war auch ein zweiter Brief jener Dame aus Weimar mit dem ersten Bändchen des zur Ostermesse bereits erschienenen

Siebenkäs gerade in dem Sinne unzufrieden, wie wir oben bezeichneten. — Später auch, als der Siebenkäs, wie jede aus dem Innern des Dichters hervorgegangene und mit ihm identisch gewesene Gestalt, ihm eine von ihm abliegende fremde geworden war: sah er sehr wohl diesen Mißgriff ein: daß, wie Lenette den Siebenkäs durch Beschränkung, dieser umgekehrt die Natalie durch Schwäche quälen müssen, und, wie Siebenkäs jene nicht hatte zu sich hinaufheben können, so diese nicht zu seinem kleinlichen und idyllisch-kränklichen Leben würde haben hinabsteigen wollen. — Er ging daher später sogar damit um, ein Seitenstück zur Ehe des Siebenkäs mit der Lenette in der desselben mit Natalie zu schildern; aber es hielt ihn immer ein gewisses Etwas davon zurück; — und er würde auch, wenn er den Gegenstand wirklich in's Auge gefaßt hätte, nur zu schmerzlich die Gewißheit erlangt haben: daß er selbst stets der Siebenkäs geblieben, und, mit einer hohen und glänzenden weiblichen Natur vereinigt, wegen seines nie ersetzbaren Verlustes an jugendlicher Manneskraft eine solche nie auf die Dauer hätte neben sich überwältigt halten, und mit ihr, und sie durch ihn, glücklich haben sein können. — Wir kommen auf diesen Gegenstand bei einer andern Gelegenheit noch einmal zurück.

Auch in Bezug auf den Leibgeber war der Dichter nicht ganz so glücklich gewesen, wie früher in Betreff Emanuel's. Er brachte von seiner andern empfindenden und geistig erzeugenden Natur zu viel in ihn hinüber. — Es erscheint somit als ein psychologischer Widerspruch, daß Leibgeber, ohne Glauben an Gott und eine Zukunft

vermöge seiner nur die Materie zersetzenden Phantasie-lauche, vor einem Ich sich fürchtend dem Wahnsinn entgegengeht, und doch so viel schöpferische Phantasie und rührende Empfindung behält, als ihm beigelegt wird. So ist allerdings der erste Theil jener genialen Hochzeitrede, die er Adam an Eva vor der Erzeugung des Menschengeschlechts halten läßt und wo er, von der materiellen Ansicht des Einschachtelungsystemes ausgehend, alles Jämmerliche der Weltgeschichte an sich vorüberwandeln läßt und die Erzeugung eines solchen Schlammes für der Mühe nicht werth hält, vollkommen mit jener sich selbst zerstörenden Weltanschauung im Einklang; eben so die Rede über die Nichtigkeit des Ruhmes. Nicht aber der zweite den ersten aufhebende Theil jener Rede, in welchem er das Menschengeschlecht in seiner Größe sieht, ihm das Recht seiner Existenz, weil das Gute und Große das Kleine und Erbärmliche überwiege, zuspricht, und am Ende in dem unendlich rührenden Schlusse endigt: daß er die Eva zur Erzeugung würde beredet haben, selbst wenn er ihr nur in der Ferne so vieler Generationen seinen Freund Siebenkäs in einer Brut-Zelle hätte zeigen können. — So war der Dichter dennoch mit seinem ganzen Wesen in den Leibgeber übergegangen. Beide Freunde schmolzen doch ineinander, und der Dichter hatte nichts vermocht, als höchstens auf eine Zeit lang die beiden Helden in das Verhältniß der Dioskuren zu setzen, von denen der eine zwar allein am Himmel thronen kann, aber der andere nur untergegangen ist, um wieder aufzugehen und die Stelle des erstern, der ihm Platz machen mußte, wieder einzunehmen. — Aus demselben Grunde,

wie dem Fixlein, wurden auch dem Siebenkäs einige ganz ernstpoetische, und einige mehr psychologische Aufsätze angehängt, von denen er die ersten: Blumen-, die andern Frucht-, den Siebenkäs aber Dornenstücke nannte. —

Wie schon erwähnt, befand sich Jean Paul nach der Ausführung des Wesentlichsten vom Siebenkäs in den Pfingsttagen 1796 in Baireuth, und er verlebte hier Tage, die er mit Recht „seine Hesperuspfingsten" nennen konnte, „sich badend in der ganzen warmen Quelle des Frühlings." — Außer dem Umgang mit den erwähnten hohen Frauen bekam er hier zuerst einen Vorschmack von jenen Triumphen, mit denen er später auf an Blumenketten gezogenem Wagen einhergeführt ward. „Ich könnte hier," schreibt er an Otto, „wenn ich Zeit hätte, herumgezeigt und herumgeführt werden wir ein Haifisch oder sonstiges Unthier. Sie haben mich alle gelesen, und wollen also den Kupferstich des Verfassers auch haben. Hier ist's anders als in Hof. Dort ging's mir wie jenem Pariser Gelehrten, der diebisch in den Buchläden herumschlich, nicht, in die Tasche zu spielen, sondern, um seine Werke heftweis daraus zu ziehen und sie so, wenn es Niemand sah, unter andere Novitäten gratis einzuschwärzen. — Die alte Plotho läßt sich vor ihren Krankenvorhängen meinen Hesperus vorlesen, und will mich vor ihrem Ende noch sehen. Es thut mir sanft, daß ich noch in den tiefen Schatten des Lebens, der schon um sie liegen muß, einen langen Strahl ziehe, von dem sie denken kann, er

komme vom Morgen ihres Lebens durch eine Fensterladenritze." —

„Heute ist sie in Culmbach," so schreibt er von der Generalin, „und also meine goldene Fensterkette zerfeilt. Aber morgen laufe ich wieder mit dem nachschleifenden Stück zu ihr. Bei ihr sind alle Meublen neuer und schöner, als ich sie je gesehen; — sogar ihre zwei Nachtigallen thun, wenn sie selber singt, Schläge darein, die einen das Herz aus der Brust ziehen wollen! O, wie blühet Alles um mich her!" —

In der Trunkenheit dieser Eindrücke ging er nach Hof zurück, und fand dort ein drittes Schreiben der Weimaranerin vor:

„Zwei Drittheile des Frühlings sind vorüber, wie ich eben im Kalender sehe, die Bäume stehen noch unbelaubt im schönen Park, die Nachtigall hat noch nicht gesungen, und — Sie waren noch nicht hier. Alle Zeichen des Frühlings bleiben aus! Welches erwartet die andern? Er könnte kommen mit allem Reiz, der Bäume Pracht, der Blüthen Duft, der Vögel Liebgesang, der Lüfte lindem Fächeln — für Ihre Freunde war er nicht gewesen, wenn Sie uns nicht erscheinen! — O lassen Sie mich Ihnen von Ihren Freunden sagen, oder von Ihnen! — Sie sind der Geist unserer Verbindung. Reich sind wir alle durch die Achtung, Bewunderung und Hoffnung, die Ihre Schriften erregen; — an ähnlicher Anerkennung Ihres Werthes erkennen wir, die unsere Freunde sind, oder werden können. — Keines, als ich, weiß, daß wir Sie hier erwarten dürfen; doch ist es fast das Zeichen unsres Grußes: „Ist Richter noch nicht hier?" — Iffland

ist fort, und Wieland reis't in einigen Tagen nach der Schweiz, im September will er wieder hier sein. Herder, Knebel, Einsiedel sind hier, drei Wesen, die einer unbefangenen hohen Freude über die Vollkommenheit eines Anderen fähig sind. — Sie sind ein tiefer Forscher, ein ferner Seher in Zeit und Zukunft, ein Phänomen in dieser Zeit, die Ihrer bedarf. Krieg und Kampf ist überall, oder ödes, kaltes Nichts, schale Form, kein Inhalt: in Ihnen erscheint uns aber ein Geist, — Herz und Seele, — der Tausende, die schlafen, aus ihrem Todesschlummer retten könnte. Unsere Erwartungen sind nicht zu kühn — und doch vergess' ich leider immer über dem schönen Genius, der Sie begleitet, den mächtigen, durch den Sie herrschen." —

Jetzt hielt es ihn nicht länger zurück. „Ich komme," schrieb er ihr, „nicht als ein bescheidener, sondern als ein demüthiger Mann" — schrieb mit vor Freude und vor Hoffnung trunkenem Herzen binnen drei Wochen den Siebenkäs zu Ende, besonders auch jene, schon von uns im zweiten Bande als aus seinem Andachtsbüchlein hervorgehend gezeigte, Scene, wo Victor am Geburtstage des Dichters Menschenliebe selbst gegen den Böswilligen predigt und das Herz selbst im Gehaßten aufsucht und vorzeigt, und wo auf so herrliche Weise das Geburtsfest des Frühlings von allen Charakteren aus dem Hesperus begangen wird, — und am neunten Juni 1796 schritt der Dichter, der bereits so viele Herzen in den glänzendsten Palästen erobert, der aber dennoch ein Honorar von sieben Thalern für den Bogen des Siebenkäs schon als

eine ansehnliche Belohnung ansehen mußte, zu Fuß mit einem Boten, der ihm seine Sachen trug, auf dem Wege über Jena endlich jenem Weimar zu, auf welches er seit zwölf Jahren schon von seinem einsamen Fichtelgebirge aus so sehnsüchtig geblickt, und von dem er jetzt, im vierunddreißigsten Jahre seines Lebens, die so lange ihm vorenthaltenen Töne und hohen Menschen, zarte Frauen und glänzende Gegenden, Liebe und Ruhm und Alles, was ein Dichter Goldenes träumt, zu finden erwartete. —





